

Der gewürzige Hund

Der gewürzige Hund

Roman

von

Helene Böhlau

27.—31. Tausend

1918

Verlag Ullstein & Co, Berlin-Wien

Maienmorgen! Balsamduft. Seidenzartes Buchenlaub. Die Bäume wie grün strahlende, aufragende Berge in ihrer Fülle und ihrer neuen Laubesmacht. Noch nie dagewesene, mächtig sich ausladende Gewalten von zartestem Grün. Dazu die strahlende Breite eines weit ins Land hinein ausgegossenen Sees. Ein Spiegel aller Herrlichkeiten des Himmels und der Erde. Weiße segelnde Wolken, seliger Vogelsang, Himmelsschlüssel, die ersten Maiblumen, aus deren weißen Glöckchen zarter Frühlingsopferduft ausströmt — Herz, was willst du mehr! Einsamkeit, große, weite Einsamkeit — die wir heutzutage nicht mehr kennen. Abgeschiedenheit, tiefe, tiefe Abgeschiedenheit, wie die weltabgewandte Seele, die ganz von ihrem Gott allein erfüllt ist, sie haben soll.

Wolltest du dieser Abgeschiedenheit entfliehen, bedrückte sie dich trotz aller Schönheit und Seligkeit,

warst du nicht reif und still genug, mit ihr eins zu werden, oder drängte dich das Schicksal hinaus in die Welt, so mußtest du erst dein Bündel schnüren und dich auf die Wanderschaft begeben, über Landstraßen und holprige Feldwege hin. Oder eine alte Postkutsche rumpelte dich in die Welt hinaus. Zu jener Zeit war die Erde noch weit und groß, unüberschaubar. Die dicht bevölkerten und die kleinen Städte lagen in Einöden, waren voneinander unsäglich getrennt.

Heut ist alles eng zueinander gekrochen. Das eiserne Netz, das sie um unsere liebe, schreckensvolle Erde gesponnen haben, hat alles zusammengerückt und gedrängt. Angsterregende Fernen gibt es heute nicht mehr — keine Einöden. Alles liegt nah, Raum und Zeit hat sich gewandelt. Ein Katzensprung dahin und dorthin, und man hat, was man will, und man ist da, wo man sein möchte. Träume von ungeahnten Fernen auf dieser Erde sind ausgeträumt, und die Sehnsüchte sind klein geworden. Wehe aber denen, die ohne Sehnsucht sind! Damals war die Erde noch aller Sehnsucht voll, die mächtig zu den Seligkeiten Himmels und der Erde führte.

Der Maimorgen am Ufer des weit ausgegossenen Sees war so schön, und die hier lebten, lebten wie auf einem Stern für sich, der im Raume schwebt, einsam, unnahbar und abgesondert.

Der uralte Herrenhof am See stand wie angewachsen und gewurzelt. Dessen Parkbäume dehnten sich von einer kaum merklichen Anhöhe hinab an das Ufer des Sees. Ueber der grauen Parkmauer quoll das Grün der Baumkronen und der Blütenbüsche ganz überschwenglich. Niemand wußte, wann der Herrenhof erbaut war — Geschlechter über Geschlechter hatten darin gehaust. Chroniken berichteten davon. Aber auch von dunklen Zeiten vor diesen Aufzeichnungen erzählten die Leute. Sagen hatten sich um dieses Haus mit dem spitzen, hohen Dach, den runden Türmen und den ungeheuren Parkmauern gesponnen. Könige sollen auf Kriegszügen hier genächtigt haben, Geld soll im Hause geprägt worden sein in grauen Zeiten. Uralte Münzen hat man gefunden und Gräber im Walde. Keine Erde ist so schwarz wie die unter den riesigen Bäumen, die um das Haus stehen. „Wenn man in dieser Erde gräbt, werden einem die Hände rußig von allen Geschehnissen hier," meinte der alte Gärtner.

Vor diesen hohen, rauschenden Bäumen breitet sich ein weiter Wiesenabhang aus, der mit Tausenden von Himmelsschlüsseln wie ein Festgewand bestickt ist. Opferdampf von allen Wohlgerüchen und Liebeswonnen der Blumen und Kräuter steigt auf. Und durch die Wiese schlängelt sich ein Landweg. Vor dem Hause unter den Bäumen, in der grünen, schattigen Luft steht die zarte Gestalt eines jungen Weibes im weißen Kleid: blond, lieblich, ein ganz klein wenig so, als hätte ein inniger Künstler die liebe, zarte Gestalt aus feinem, feinem Holze geschnitzt und hätte in seiner Einfalt gedacht, sie solle nicht sein wie aus Holz. Sie soll sein wie aus wahrhaftigem Leben. Gott helfe mir, Amen.

Und wie sie so stand, und über ihr rauschten die tausend und aber tausend seidenweichen smaragdenen Blätter im Sonnenschein, lag der Morgenschlaf noch wie ein Hauch über ihren dünnen, zarten Gliedern. Von einem wunderlichen fernen Brausen wurde sie erst ganz erweckt.

Es nahte wie ein geheimnisvolles Unheil, schwoll an, als flöge ein Vogelflug auf, zog dumpf dröhnend heran, ebbte ab wie Wasserrauschen. Das Herz schlug ihr bang, trotzdem sie wartend stand und

das Brausen ihr vertraut war. Denn die Bittwoch' brach mit heute an, in der meilenweit her die Pilger gezogen kamen, um zum heiligen Berg Andechs zu wallfahrten. Auf den golden blühenden, welligen Wiesen vor dem Hause tauchte ein gekreuzigter Erlöser mit ausgebreiteten Armen auf. Der Mann, der ihn trug, ging ehrfurchtsvoll mit der heiligen Last, neben ihm zwei Chorknaben in roten Röcken, und hinter dem Gekreuzigten drein zog die Schar der Bittgänger.

Wieder klang das Beten wie geheimnisvolles Unheil, schwoll an, als flöge ein Vogelflug auf, zog dumpf dröhnend vorüber, ebbte ab wie verklingendes Wasserrauschen.

Und ein Erlöser nach dem andern tauchte über der Blumenwiese auf und hinter ihm drein immer von neuem die schreiende, verlangende Welt. Nackt und rein schwebten die schmerzhaften Erlöser über dem heulenden Volk, das, in mißfarbene Kleider gehüllt, über den Weg stolperte, den die Bauern mit grobem Kies und Steinen jetzt gerade ausgebessert hatten, damit die Bittgänger von allen Dörfern der Umgegend wie eine Walze darüber hingehen sollten. „Die mögen mit ihren Sünden auf dem Buckel die

Steiner einistampfen!" hatten die Bauern gesagt. „Die Stoanesel, die!"

Ja, und sie stampften die Steine ein, verlangend, betend, dröhnend. Sie waren durch Regen und Wind und Sonnenbrand ihren Erlösern nachgezogen, hatten auf ihrem Wege mit der Last ihres Verlangens viel Steine eingestampft.

Und jedes Dorf trug seinen gekreuzigten, nackten, schönen Gott ehrfürchtig vor sich her, wie einen reichen Mann, der versprochen hatte, in Andechs Geld unter die Leute zu streuen.

Das zarte Weib unter den gewaltigen Bäumen dachte: „Wie würdest Du Dich wundern, Herr Jesus Christus, wenn Du so viele Deiner armen gekreuzigten Bilder über die blumigen Wiesen schweben sähest und all das arme mühselige Volk, was Deinen Bildern nachgeht! Würdest Du nicht glauben, Dein Reich sei gekommen?"

Sie war von dem endlosen Zug in der großen schweren Maienherrlichkeit erschüttert. Tränen drangen in ihre Augen. Die Anbetung dieses schönen gefolterten Gottes, dessen todbringende, rührende, die Welt umarmende Bewegung so unaussprechlich ist, war ihr nie bewegender erschienen.

Vor ihren Augen zogen die höchsten Geheimnisse und Gleichnisse der Welt vorüber.

Sie stand und schaute wie eine abgeschiedene Seele — und es war ihr, als sehe sie auf ein Buch mit sieben Siegeln, und die Siegel würden aufspringen, eins nach dem andern. Das fühlte sie am Erschauern ihres Herzens.

Ihre Hände preßten sich zusammen, und sie betete: „Gott behüt' ihn — Gott sei ihm gnädig!" Und in diesem Augenblick war ihre Seele ganz nahe bei ihrem Ehegemahl, Gabriel Schenk von Geyern, der oben im Hause, im Schlafgemach, wohl noch träumte, und von dessen Seite sie sich geräuschlos fortgeschlichen hatte, um die Bittgänger in aller Frühe vorübergehen zu sehen und mit ihnen zu beten. Zu beten, daß Gott ihrem lieben Herrn Frohmut schicken solle, damit er sich an der schönen Welt freuen könne und an ihrer beider großen Liebe.

Nun aber war ihr das Herz schwerer als vordem geworden. Gar traurig und schmerzbeladen erschien ihr Jesus Christus selbst, der Weg dornig und wehevoll, den Gott auf Erden gegangen war. Und sie gedachte auch der traurigen Heimkehr der heiligen Gottesbilder, wenn sie von Andechs zurückkehrten.

Schwer war ihr das Herz.

Da schwebten die schönen heiligen Gestalten nicht mehr über dem Volke. Der Gekreuzigte wurde dann ohne viel Geschichten unter dem Arm getragen oder wie ein Gewehr über der Schulter oder schief, wie es der Zustand des Trägers wollte; aber am meisten unter dem Arm, das war das bequemste. Die nachfolgten, schwatzten; nur hin und wieder beteten ein paar alte Mütterchen, die mit dem Tod auf gutem Fuß stehen wollten.

Die Erlöser hatten in Andechs alle Wünsche und Verlangen angehört. Die Gemüter waren beruhigt. Die Bauern und Bürger dachten: „'s wird scho recht wern."

Oben im Dorfwirtshaus — das war immer so — da standen die Erlöser im Schuppen und warteten, nachdem sie ihre Pflicht getan. Die Träger und die Gläubigen aber saßen in der Gaststube und ließen es sich wohl sein und schlugen mit der Faust auf den Tisch und waren ihrer Sünden und Verlangen nun ledig.

Die Erlöser warteten da lange, lange vergessen draußen. Und es war kein Wunder, daß die verschiedenen Dörfer ihre Heiligen verwechselten und in

der Dämmerung Streit darüber anfingen in ihren benebelten Sinnen. Das war den Erlösern längst bekannt, darüber wunderten sie sich nicht mehr. Ueber all dies wurde die kleine Freifrau traurig und trauriger. „Nichts ist, wie es scheint. Alles ist anders oder wird anders."

Und da gedachte sie ihrer großen Liebe.

Da kam ihr Mann auf sie zu, schlank und biegsam, nicht so elastischen Ganges, wie seine Gestalt vermuten ließ, mit schmalem Kopf, aschblondem, kurzem Haar und der Feingliedrigkeit alter, guter Rasse.

Er war eben aus dem Hause getreten und kam schweigend näher. Er begrüßte sie erst, als er vor ihr stand, hatte ihr keinen Guten Morgen zugerufen. Sie stand auch und sah ihn kommen. Auch über ihre Lippen kam kein fröhlicher Ruf, wie er zu dieser hellen Maien- und Jugendzeit recht wohl sich geschickt hätte.

Sie begrüßten sich aber beide innig in einer stillen Zärtlichkeit.

„Haben Dich die Plebejer mit ihrem Geheul auch geweckt?" fragte er.

Erstaunt blickte sie auf und lächelte.

Vor der Haustüre deckte jetzt eine alte Wirtschafterin den Kaffeetisch.

Er liebte das braune Getränk, das noch wenig bekannt war, und nannte dieses Frühmahl: „die Ausgießung des heiligen Geistes".

Als sich das junge Paar in der grünen Laubluft, am zierlich gedeckten Tisch, vor dem uralten Herrenhaus gegenüber saß, konnte man meinen, daß sie den Himmel auf Erden hätten. Der See glitzerte durch das Laub. Jubelchöre der Vögel, Opferdampf der blühenden Erde und süße, duftende, stille Atemzüge aller Gewächse um sie her — und sie selbst in schöner, biegsamer Jugend.

„Mir hat heut nacht geträumt," sagte er, „Du wärst aus Aprikose. Eine Aprikosenfrucht in Menschengestalt, aus dem Stoff, aus dem die frische, duftende Aprikose, die soeben vom Baum gebrochen wurde, geschaffen ist."

„Ach geh," sagte Myrtel leise und schüttelte das kleine Haupt.

„Du warst von unbeschreiblicher Schöne und duftetest wie Sommerluft, die an Früchten vorbeistrich."

„So etwas! Und nun, da ich aus Fleisch und Blut bin, möchtest Du mich aus Aprikose haben. Geh!" lachte sie ganz hell und perlend auf.

„Aus Fleisch und Blut," wiederholte er grüblerisch. „Aus gröbster Nahrung sind die Menschen gebildet. Hast Du je darüber nachgedacht?"

„Nein," sagte sie. „Weshalb auch? Christus sagt: Nehmet hin das Brot, es ist mein Leib, der für Euch gegeben wurde. Nehmet hin den Wein, er ist mein Blut, das für Euch vergossen wurde."

„Ja, so sagte er."

Der junge Mann sprach mit einem müden Ausdruck der Stimme.

„Wir sind geheiligt, meint Schwester Beate. Ach, Gabi," begann Myrtel nach einer Weile leise, „was denkst Du so wunderlich! Bei uns daheim im Kloster" — sie sagte „daheim im Kloster" — „war alles einfach. Was gesagt war, das war gesagt, und was getan war, das war getan. Du rüttelst an allem."

„Das paßt Dir nicht?"

„Ach, passen, Gabi, wegen meiner! Schwester Beate meint: Bedenket das Leibliche nicht, aber das Geistige."

„Da ist mir ja mit Dir, Du Nönnchen, das ganze Kloster ins Haus gekommen, samt Schwester Beate." Er lachte.

„Wenn Du nur lachst!" sagte sie freundlich. „Verlangt's Dich auch heute fort von hier, in die Welt hinaus?"

„Das verstehst Du nicht, Myrtel. Du bist so eine kleine, süße, ruhige Seele. Sagt da Schwester Beate nicht auch etwas? Etwas von Abgeschiedenheit?" fragte er lächelnd, „so etwas?"

„Ja freilich," antwortete das zarte Weibchen eifrig. „Selige Abgeschiedenheit der Seele in Gott."

„Aber," fragte er, „wie ist das? Das verlangt sie von Euch Kindern, von ihren Zöglingen? Das ist doch erst etwas für die Alten?"

„Ei bewahre: Selig ist und dreimal selig, wenn die Jungfrau oder der Jungherr die Abgeschiedenheit der Seele erkennt."

„Du braves Kind," sagte er. „Was für eine liebe Schülerin mußt Du gewesen sein — aber" — und er zog sie zu sich heran und flüsterte ihr etwas ins Ohr — „Du Schelm?"

Ein zartes Rot ergoß sich über ihre Wangen.

„Sollte man meinen, daß solch eine Seele, die die Abgeschiedenheit in Gott schon kennt, so tief und selig in die Abgeschiedenheit der Liebe sinkt?"

„'s ist eins," sagte Myrtel leise.

„Für Dich, Du Engel, ja!“

„Für Dich nicht?“ fragte sie kaum hörbar und schmiegte sich fest an ihn.

Er antwortete nicht und blickte vor sich hin.

„Eine Blume oder eine kleine Frau zu sein, mag sehr ausruhen,“ meinte er.

„Glaubst Du? Das glaubst Du so. Sei einmal eine kleine Frau — Deine kleine Frau!“

„Ist das so schwer?“

„Wohl schwer,“ antwortete sie ernst.

Da lachte er: „Ist's, weil Du kein Kindchen hast?“

Sie: „Brauch' keins — hab' Dich.“

Er: „Ist's, weil Du Dir schönre Kleider wünschst?“

Sie: „Brauch' keine, hab' Dich.“

Er: „Ist's, weil es auch Dich hier verdrießt, in dem öden Nest?“

Sie: „Verdrießt mich net, bin gern hier.“

Er: „Ist's, weil Dein Lieber so sauertöpfisch ist?“

Sie: „Ja, das ist's. Weshalb muß er's denn so sein? Sind wir net alle Gäste nur auf Erden — lohnt sich's denn? Ist Heiterkeit nicht aus Gottes Geist und Trauer und Leid aus dem Weltverlangen?“

Er: „Das verstehst Du nicht, mein Schatz. Ein Denkersmann und Dichtersmann ist ein ander Ding. So ein Schwälbchen wie Du, das kann überall sein Nest haben."

Sie: „Bin, was Du bist, tief im Herzen fühl' ich Dich."

Er: „Ja, das meinst Du."

Sie: „Das ist so. Das ist mein Schicksal, daß ich Dich so spür'."

Er: „Das ist aber sehr unnötig!"

Sie: „Ist net unnötig, muß so sein, wenn's die wahre Lieb' ist. Muß auch Gott spüren in all seiner Herrlichkeit, wenn's die wahre Frommheit ist. Habt Ihr Männer die wahre Lieb' wohl? Spürst Du mich?" Sie lächelte.

Er: „Ist nichts zu spüren, was weh tät'. Die zarte, zarte Haut — die süßen Lippen, die Arme wie Blütenstengel! Daß man vergessen möchte, daß Du aus Fleisch und Blut bist, und von dem düstern Stamm unreiner Bestien stammst, denen es voreinander graust und ekelt."

Sie: „Aber die Seele — die Seele, spürst Du die net?" fragte sie bewegt. „Ich trag' Deine Seel' in mir, nicht Deinen Leib. Der Leib ist nur das Kleid,

sagt Schwester Beate. Spürst Du nur mein Kleid, Du — tust Dir leicht."

Er: „Du Eingesponnenes, Du!"

Sie: „'s ist net so schlimm mit der Spinnerei. Ich seh' alles und weiß doch alles und spür' auch alles."

Er: „Spürst Du eine Blumenseele etwa?"

Sie: „Ich spür', daß die Blume schweigt. Ihre Freude und ihr Leid rinnt in ihren zarten Aederchen, hat kein Wort gefunden und keinen piepskleinen Laut. Sie duftet nur; und den Duft, mein' ich, verstehn wir nicht. Ehrfürchtig wie ein Geheimnis muß man eine Blume in der Hand halten. Alles auf Erden ist so."

Er küßte sie. „Eine gute, schöne Stunde," sagte er, wie aufatmend.

Sie: „Zähl' sie nur, es kommen ihrer nicht so wenig. Bist vielleicht nicht dankbar genug, Du? Was? — Sei froh, daß Du ein Nest hier hast, daß Deine Eltern Dir's erhielten, so treu und ganz auf Dich bedacht."

„Komm," sagte er. „Wir wollen miteinander zum Verwalter gehn. Begleit' mich!"

Und sie gingen. Der weite Hof lag hinter Haus und Park.

Die Türen der Ställe standen weit geöffnet. Die Maienluft drang in die dumpfen Räume und mischte sich mit dem Dampf, der von den mächtigen Tierleibern und dem Dung zu deren Füßen aufstieg. Eine alte Linde mitten im Hof rauschte mit den frisch ausgeschlupften Laubmassen im weichen Winde.

„Ach, ach!“ rief die kleine, zarte, weiße Freifrau und schmiegte sich ängstlich an den Arm ihres Gatten. Da stürzte der alte Kettenhund auf seine Herrin los, ein altes, halb kahles Tier, das seiner treuen Dienste wegen auf dem Hof verbleiben durfte. Myrtel wurde bleich, aber hielt den Ansturm des Tieres auf ihre zarte Gestalt tapfer aus, legte ihm die Hand zärtlich auf den Kopf; die Hand aber bebte. Ihr Gatte beobachtete sie. Es war ihm noch nie so aufgefallen, wie sehr sie den Hund, der eine große Liebe zu ihr hatte, fürchtete.

„Nun, Du ängstigst Dich ja wirklich?“ fragte er, als er den Hund vertrieben.

„Aengstigen? Nein,“ sagte sie, erregt aufatmend. „Er ist so sehr gewürzig.“

„Gewürzig? Na! Stinken tut er wie die Pest.“

Sie aber schüttelte leicht den Kopf und legte ihrem Gatten die Hand auf den Mund. „Nein, sag'

das nicht! Das ist nicht so schlimm mit ihm. Er ist nur gewürzig."

Wunderlich, daß gerade dieses Wort in der Seele des Mannes haften sollte sein Lebtag.

Er führte sein kleines Weib durch ein Pförtchen in den Park, schloß hinter ihr die Türe, damit der Hund sie nicht wieder belästige, und ging zum Verwalter, um mit ihm allerhand zu besprechen.

Sie aber suchte ihren Hasenzwinger auf, wie Freiherr Gabriel Schenk von Glyern ihre vergitterte Kiste nannte, in welcher sie sich weiße Kaninchen mit rosa Augen hielt. Sie spielte oft mit ihnen, herzte sie und freute sich, daß sie so zutunlich waren. Wenn Myrtel mit ihrer Klosterspitzenklöppelei im Freien saß, war es ihr ein lieber Zeitvertreib, die Häschen um sich her spielen zu sehen.

Sie liebte das Stück Erde, das ihr wie ein Wunder zugefallen war. Mitten in der Arbeit, wenn sie eine Weile im Zimmer gesessen hatte, ließ es ihr keine Ruh', sie mußte hinauslaufen, um die Bäume anzuschauen und die reine Luft zu trinken. Sie streichelte einen glatten Buchenstamm und sah in den Sonnenschein und legte sich ins Gras

oder vergrub ihr Gesicht in einen Blütenbüschel oder schaute versunken in die duftigen Wolken der blühenden Bäume, wußte gar nicht, wie sie ganz eins werden konnte mit dem, was sie umgab, mit dem Stückchen Erde, das ihr zusammen mit dem geliebten Manne zu eigen geworden war. Alles war zum Herzen sprechend.

Jetzt hatte sie seit Tagen hin und wieder zugeschaut, wie die Häsin ihre kleine weiße Brust zupfte, um zarte Wolle für das Nest der kommenden Jungen zu richten; wie sie unermüdlich ein und aus lief, mit Halmen im Maul, und wie das Flaumbettchen immer weicher und voller wurde und die seidene Wolle auf der Häsinnenbrust immer dünner, ganz zerzaust.

„Wie gut sie ist," hatte Myrtel gedacht. Dann lagen acht Junge im wohlbereiteten Bett und sogen an der armen Häsin. Die hatte sich wie ein Pelzchen ausgebreitet, und die blinden Kinder waren ganz in sie eingehüllt und quälten sie.

„Wie kann ein Mensch übers Herz bringen, so eine liebe Häsin zu essen, so ein Wunder an Liebe und Treue!" hatte Myrtel gedacht. Sie hatte auch gesehen, wie die Häsin den Jungen das Nest säuberte und sie trocken legte. Und die Häsin war ohne Rast und Ruh' in ihrer liebevollen Arbeit.

Der Hasenvater aber hatte ein Junges sich zu Gemüte geführt und einfach gefressen, und die Hasenmutter mußte ihre Kinder gegen ihn verteidigen wie gegen den gefährlichsten Feind. Sie traktierte ihn mit Ohrfeigen, wenn er sich den Kindern wieder nähern wollte.

Mein Gott, was hatte sie zu tun!

Myrtel hatte gesehen, wie die Häsin dem Hasen ein Wöllchen ausziehen wollte. Da war er aber bös geworden und hatte nach ihr gebissen und nicht einen Faden hergegeben.

Als die kleine Freifrau heute wieder so auf ihre Häsin schaute, sah sie ihren Mann durch das Pförtchen kommen, und er sah, daß sie wieder bei den Hasen war, und lachte.

Sie dachte: „Heut hat er schon mehrmals gelacht, ihm ist wohl, gottlob!“ und sie rief: „Komm und halt' mir den Hasenvater ein kleins bissel!“

Sie langte in die Kiste hinein und fing den Hasen geschickt, gab ihn ihrem Ehegemahl, damit er ihn ihr bei den Ohren halte. Darauf langte sie nach einer winzigen Schere, die ihr in einem Lederfutteral vom Gürtel herabhing, und begann den sündhaften Hasenvater zu scheren. Sie wollte dem lieben Herrgott

nachhelfen und den bösen Hasen zwingen, doch etwas für die armen Kinder herzugeben, damit das Nest wärmer und weicher würde; aber wie sie den Hasenvater auch griff und die silberne zierliche Schere ansetzte, er war so fest und glatt, daß nur wenig von ihm abging.

„Der will nicht!" sagte die kleine Freifrau ärgerlich, „auch so nicht!" Sie war böse, gab dem Hasen einen Klaps und steckte ihn wieder in die Kiste.

„Weißt Du," sagte der Freiherr Gabriel Schenk von Geyern, „der natürliche Mann ist auch Hasenvater. Es tut not, daß solche Hasenväter vollgepfropft werden mit Wissen und Können und Arbeit aller Art. Sie müssen gefüllt werden mit Arbeit und Tat, die ihnen das Herz erfreut und sie unschädlich macht. Denk' nur daran, was Dein eigner Hasenvater hier für einer ist!"

„Ach Du!" sagte sie und lachte. „Aber sag', ob Christus auch für die Tiere starb? Was soll uns die Erlösung, wenn die armen, so sehr getreuen leer ausgehen?"

Er: „Hat er nicht gesagt: Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich?"

Sie: „Du meinst?"

Er, mit leichtem Hohn in der Stimme: „Ich lerne von Dir."

Sie schaute errötend und erschreckt auf.

Ueber des jungen Mannes Züge ging es wie ein schwerer Schatten. Von den Nasenflügeln herab zu den Mundwinkeln zogen sich harte Linien. „Dummes Volk sitzt in der wahrhaftigen Hölle und glaubt im lieben Vaterhaus zu sein. Lebendige Nahrung sind sie alle, Mensch und Vieh, und ahnen's nicht."

„Nein, nein," sagte Myrtel wie erschauernd. „Das Himmelreich ist größer denn alles Leid, und die, so den Himmel vor Augen haben, sehen den Tod nicht!"

„Sagt Schwester Beate" — und er küßte ihr die kleine dünne Hand.

Er ging und ließ sie bei ihren Häschen mit den rosa Augen allein.

Da stand sie und blickte ihm nach. Ihr Gesicht war ganz ruhig und still, aber klare Tränen rannen darüber hin.

Sie überhörte leichte Schritte, die vom Hause herkamen, und bemerkte nicht, daß eine zierliche, ältliche Bauersfrau jetzt in ihrer Nähe stand und aus hellen Augen auf sie schaute.

Ein leises Bewegen der Frau, die einen Rechen über der Schulter trug, ließ sie aus ihren Gedanken erwachen.

„Grüß Gott, meine gnädige liebe Frau!"

„Ach, Guggemoosin, Guggemoosin!" sagte die kleine Freifrau warm und voll Freude, „geht sie schon zum Heuen?"

„Die untern Wege soll ich ein bissel in Ordnung bringen. Heint hat's schenes Wetter."

„Ja," sagte Myrtel, „wenn's nur immer alles so bliebe!"

„Ist der Herr wohlauf?"

„Heut recht wohlauf — aber es ist doch nicht, wie es sein sollte, Guggemoosin. Dasselbige Ding scheint dem einen ein Paradies, dem andern ein Grab. Ich möcht' zu jedem Tag sagen: Halt ein. Er möcht' ihn verjagen. Ich möchte hier jahraus jahrein in Seligkeit sein, er aber will hinaus in die Welt. Und Ihr werdet sehen, es hält ihn hier nimmer lang."

„Meine gnädige Frau, das tut kein gut nicht, das Haus seiner angestammten Leut so alleinig stehen lassen. Das würde dem seligen Herrn ans Leben gegangen sein, so 'was, und ich sag's, wie's is. Ich will niemand was Böses nachreden; aber der

Anselm is kei' Guter net. Der ist kein Verwalter, den der Herr alleinig wirtschaften lassen kann. Wo der is, gehört ein Herr her — sonsten — ich sag's, wie's is."

Da lächelte die kleine Freifrau. „Guggemoosin," sagte sie, „das versteht Sie nicht. Ihr seid eine Bauersfrau, sogar die untere Müllerin, aber mein Mann ist ein Gestudierter und ein Dichter."

„Ja, ja, das gib' i zu. Aber der alte Herr war auch kein unfeiner Herr. Und sie sagen, daß er droben sogar die ganze Bibliothek auswendig gewißt hat. Aber da hätte der Anselm kommen sollen mit alleinig wirtschaften. Nicht über ein einziges Saatkirndl hätte der dem Anselm ein Recht gegeben."

Die kleine Freifrau meinte: „Mein Mann muß schon wissen, was er tut. Da gibt's nichts. Er wird den Anselm schon kennen."

„Na, na," sagte die Guggemoosin. „Ich sag', der Anselm kennt sich selbsten net aus, geschweige daß ihn ein anderer kennt. Ich sag's, wie's is."

„Gegen den Anselm seid Ihr nun einmal."

„Weil's wahr ist. Mei Sephi sagt immer: Du wirst Dir's Maul noch verbrinnen, Mutter. Alles muß 'raus, was Du inni hast Wer alles wie ich auf mir selbst gehabt hat, der weiß, wie's geht."

„Mi druckt nu nichts mehr," sagte die zierliche alte Frau, und weil i gar nichts mehr hab', brauch' i mir auch kei Sorgen net zu machen. Gar nichts is leicht zu heben."

Myrtel war aufgefallen, wie praktisch und zu jeder Arbeit passend die Müllerin immer gekleidet war. Und weil es ihr heute wieder auffiel, sagte sie es.

„Der rechte Rock", antwortete Frau Guggemoos, „ist die halbe Arbeit."

Myrtel hörte andächtig zu, wie Frau Guggemoos es mit ihren Arbeitsröcken und Jacken und Arbeitshemden hielt, und dachte, daß die feinste Dame nicht ausgespitzter in ihrer Toilette sein könnte wie diese Taglöhnerin. Da gab es ein ganzes Kleiderreglement, das nicht übertreten werden durfte.

Sie sah im Geiste, wie Frau Guggemoos am späten Abend ihr frischgewaschenes, vielgeflicktes Arbeitskleid am Ofen bereitlegte, um in grauer Morgenfrühe behaglich hineinschlüpfen zu können, wie die Arbeitskleider immer wieder aus der Wäsche neu erstanden und in stiller Nachtstunde und in Feiertagsstunden ausgebessert wurden, und wie sie so ein ewiges Leben hatten. Frau Guggemoosens

Kleider trugen feste Gesetze in sich. Und die Geschichte der Arbeitskleider erschien Freifrau Myrtel wie die Geschichte der sechs Schöpfungstage des Weibes. Das erste und zweite hatte sich Frau Guggemoos angeschafft, als ihr erstes Kind geboren wurde, und sechs Kinder hatte sie geboren. Fünf waren ihr gestorben, und jedes war von ihr schwer zu Tode gepflegt worden. In schweren, drückenden Zeiten hatte sie drei andere Arbeitskleider sich selbst genäht, und eines hatte sie vom Mann, als der zuletzt krank vom Säckeschleppen im Müllerstübchen saß.

Und nun war sie allein, hatte die Tochter verheiratet, war frei aller Last und voller Zufriedenheit und trug ihre Kleider bei friedlicher Arbeit leichten Herzens. Von keinem aber hätte sie sich trennen können, denn sie trug die schwere Geschichte ihres Lebens in den Kleidern, und auch das älteste mußte noch mitgehen.

Der zarten Träumerin erschien Frau Guggemoosens Arbeitskleid ein Heiligtum zu sein, denn sie sah, daß die Müllerin die Krone des Lebens trug, die über Krankheit und Verlust und über vergossenen Tränen steht. Myrtel liebte die heitere

Müllerin, und wie ein Kind mit großen Augen hockte sie bei ihr, als die Frau die Wege vom Unkraut reinjätete, und erzählte.

Ja, wie ein Kind lebte die kleine Freifrau auf ihrem schönen, ihr durch Liebe und Glück zugefallenen Stück Erde, und sie liebte es so heiß, wie man die Dinge auf Erden nicht lieben soll. Sie sagte sich gar oft: „Wäre meine Liebe zu den höchsten, heiligsten Dingen so groß und tief, wie ich hier Wasser, Bäume und Haus liebe und die starke duftende Luft, so könnte ich fast eine Heilige sein. So aber ist es eine rechte Sünde — und Gott möge mich um dieser Liebe willen nicht strafen."

Der Tag nach dem herrlichen Morgen wurde drückend. Weiße Wolken wie Berge zogen am Horizont auf, und graue schoben nach und tiefdunkle wälzten sich von allen Seiten gewaltig daher und überzogen alles Helle am Himmel. Und unter dieser drohenden Wolkendecke wurde die Erde ganz totenstill wie eine arme Seele, über die Gott der Herr mit Schrecken und Zorn kommt, und die nicht weiß, ob ihr letztes Stündlein anhebt. Dann kam der wilde Sturm, und die gewaltigen Baum-

berge rauschten mit ihrem hilflosen zarten Maienlaub und hoben sich wie helle gepeitschte Wasserwogen von dem dräuenden schwarzen Himmel ab. Es rumpelte und grollte, und dann stürzten Wasserströme vom Himmel nieder, und auf den Parkwegen und im Hofe gab es große Lachen mit schmutzigen Wasserblasen. Die Luft aber war, als wäre die Seele aller Herrlichkeiten auf Erden in sie eingeströmt, so duftete sie.

Myrtel saß im großen Wohnzimmer des alten Hauses und spann in der Gewitterdämmerung. Ihr Ehegemahl hockte am Schreibtisch und schrieb — oder schrieb nicht.

Es schien Myrtel, als wäre er über seine alten Mystiker gebeugt. Meister Eckarts Predigt von der Abgeschiedenheit der Seele übertrug er jetzt in das Hochdeutsche. Er hatte ihr daraus vorgelesen.

Die kleine Freifrau war sich nicht klar darüber, was er tat oder nicht tat Er grübelte — oder grübelte nicht. Er dichtete — oder dichtete nicht. An seinen Schultern aber sah sie, daß er verdrossen war. So nahm sie an, daß er wohl nichts Rechtes tat. Denn verdrossen ist man so eigentlich nur ohne Tat und Ziel. Aber sie wagte ihn nicht zu stören. Auch

das wilde Wetter hatte keine Macht über ihn gehabt. Er war nicht ans Fenster getreten, was doch ein jeder Mensch tut, wenn es graupelt und gießt; ja, ein Todkranker würde sich in seinem Bette umgedreht und zugeschaut haben.

Was aber sind die dröhnenden Gewitterwolken gegen die Wolken, die in einer Seele aufsteigen?

Die kleine zarte Myrtel aber saß ganz in sich verkrochen. Sie spann auch nicht mehr.

Als aber das Geräusch der gießenden Wasser aufgehört hatte, schaute der Freiherr mit dunklem Antlitz, auf dem ein Mißvergnügen seiner Seele deutlich ausgebreitet lag, zu Myrtel hin:

„Nun, was machst Du denn eigentlich?" fragte er. „Du weißt, ich kann das nicht leiden, wenn Du mich so beobachtest."

Sie sagte nichts, stand leise auf und wollte zur Tür hinausgehen.

„Was willst Du denn?" fragte er.

„Ich will sagen, sie sollen einen Kaffee machen. Nach dem Wetter ist das ganz gut."

„Was Du nur immer hast! Gar keine Ruh'! Du wirst in dieser Einsamkeit hier noch ganz hysterisch. Auf mir liegt's auch wie Blei. Mir ist's,

als spräche und schriebe ich wie in ein Federbett hinein — kein Widerhall, nichts! Zwischen Viechern und Bäumen und Bauern."

Vor dem Freiherrn lag ein Blatt mit Bleistift beschrieben. Im Gewittersturm mochten ihm da Gedanken gekommen sein.

„Da lies" — und er reichte Myrtel das Blatt. Und Myrtel las:

„Wer baute Dir das böse Haus
Aus Fleisch und Blut,
O arme Seele?

Wer barg Dich in die schwülen Mauern
Aus Fleisch und Blut,
O arme Seele?

Wer gab Dir Rachen und Zahn,
Die Welt zu verschlingen,
O arme Seele?

Wer füllte Dein Blut mit Glut und Gier,
Zu fassen, zu greifen,
O arme Seele?

Wer setzte Dich in Wirrnis dunkler Wege,
Verbarg Dir Gottheitshoffnung,
O arme Seele?

Wer ließ Dir nichts als trübes Heimatsweh
In Deinem Haus des Schreckens und der Freudenqualen,
O göttliche Seele?"

„Gabi," sagte Myrtel kaum hörbar. „Lach' net! Schwester Beate würde sagen: ‚Und siehe da, eh' sie es dachten, ward ihre Seele voll Sonnenschein.' Du weißt ja, wie's um uns steht — und weißt, daß die Seele göttlich ist. So ist's doch recht. Geh, Gabi — um das bisserl Leid," sie lächelte, „und das bisserl Körper ist gar schnell überwunden. Weißt Du, Dein Lied vom Einsiedler ist mir wohl lieber. So möcht ich's halten." Und sie sagte ihm das Lied, das ihr lieb war. Sie tat es so voll Hingebung, daß es ihn gar wunderlich durchrann:

Er wollt' den Wald der Menschenstadt vertauschen,
Wollt' in sich gehn und seine Seele fühlen
Und — lernte auf der Seele Atem lauschen.
Und mit den Jahren wuchs die Seel' heran,
Gerad wie der Rauch aus kleinem Feuer aufsteigt
Und oben sich vereint der Wolkenbahn.
So lebt er ruhig, von keinem Leid betroffen.
Er wußte sich am Wege der Erkenntnis,
Nur eine trübe Frage blieb ihm offen:
Was wird mein Körper, da die Seele wächst?

So ging er morgens an die kleine Quelle
Und sah im Spiegel zwischen dunklem Moos
Und zwischen zarten Kräutern oft sein Bild,
Sah's glänzen dort in seiner ganzen Helle
Und ahnte, daß der Körper Seele wird.

„Schau, so ist's recht," meinte Myrtel sanft.

„Bestell' doch Kaffee," sagte der Freiherr. „Zwar es soll nicht sein, dieses zweimal täglich Kaffee trinken. Aber meinetwegen. Komm' aber gleich zurück!" Die kleine Freifrau lächelte.

Als sie zurückkam, fand sie ihn auf dem Sofa sitzend, und sie setzte sich zu ihm.

„Erzähl' was!"

Und sie erzählte ihm von den heiligen Arbeits- und Feierkleidern der Guggemoosin und plauderte so zierlich und eifrig. Und der duftende Kaffee tat das seine.

Und er sagte: „Ja, schön ist diese Kleider- geschichte. Du bist eine kleine Dichterin."

„Nein, das ist die Guggemoosin. Ich erzähl Dir's genau, wie sie's erzählte."

„Wie karg ich hier lebe," sagte er. „Hie und da rieselt ein Quellchen der Anregung, und draußen in der Welt strömt es nur so."

„Und", sagte Myrtel, „die Abgeschiedenheit der Seele? Wie soll ich Dich verstehen? Ich halte es gern mit der Abgeschiedenheit und möchte mit Leib und Seele Deines Meisters Schülerin sein."

„Myrtel", sagte er versonnen, „wäre auch wohl die einzige unter Tausenden, die dem alten Eckart Freude gebracht hätte. Wir andern alle — Klötze, Spießbürger! In unsern Adern rinnt Blut gemischt mit Erde, ein trüber, schwerer, entarteter Stoff — in diesem wundervollen Eckart feuriger Abendmahlswein, der sich in ihm zu Christi Blut und Gottheit wandelt und zu flammenden Flügeln, die zur Erkenntnis tragen.

Nicht auszudenken sind die Seelengluten jener Menschen des dreizehnten Jahrhunderts. Wundervolle Dinge gibt es in unserer Zeit; aber der Mensch wird erst zum Menschen durch das, was wir Mystik nennen, durch das Erschauen seiner Seelenbahn. Ohne dies werden wir zu Klumpen. Schwer und unbeweglich wie Säcke voll Eingeweide, klotzig wie Ungeheuer und Berge kleben wir auf dieser Erde, die wir nur streifen sollten, ganz getragen von Sehnsucht und Wissen.

Myrtel, versteh' mich, was ich auch schaffen werde, es soll diese Sehnsuchtsglut in sich tragen.

Du hast eine dumme Heirat gemacht, Myrtel. Ein solcher Kerl ist aller Nasen lang schlechter Laune und liegt sich selbst in den Haaren. Felix von Roggen-

bach wäre jetzt der Rechte; — wie der voller Treue und Wissen vom Andern war! Wo er wohl steckt?"

„Er ist so jung schon fortgekommen in die weite Welt, sagtest Du doch?" fragte Myrtel.

„Ja — ganz jung, doch wird er heut so sein, wie er damals war, — einfach und ruhig ist er früh zum Wesentlichen des Daseins gedrungen."

Die Gewitterwolken draußen und die in der Seele des Freiherrn waren fortgezogen, und die Sonne schien noch ein wenig, ehe sie zur Neige ging.

Aber die Nacht kam bald herauf, die duftende Maiennacht, und in der Seele des Freiherrn die dunkle Melancholie der jungen Jahre, die so tief und drückend ist — und so hoffnungslos — sagen die Alten — und wissen nicht mehr, wie hoffnungslos.

Des Freiherrn Arbeiten rückten nicht vor — blieben stecken, und die Schuld an diesem Mißgeschick trug, wie der Freiherr meinte, die tiefe Einsamkeit, in der das junge Paar seine Jahre verlebte. Sie hatten in den ersten Zeiten ihrer Ehe versucht, den Winter über in München zu leben. Da aber war der Freiherr den Eindruck nicht los geworden, als wäre er dort zwischen gewaltigen

Bierbäuchen und „sauzufriedenem" Pack eingekeilt, daß es nicht auszuhalten war.

Die kleine Freifrau dachte, so schlimm sei's nicht gewesen; sie hätte die Leute ganz lieb und so weitherzig gefunden. Freilich, Schwester Beate und Frau Guggemoos waren ihr die lieberen.

Da kam ein Tag in diesem gesegneten Mai, daß die zarte Myrtel mit ihrem Ehegemahl zusammen den „Tasso" las von jenem Goethe, der in Weimar saß, von dem Myrtel alles, was er dichtete, hören mußte und auch gern hörte. Er, der Freiherr, ganz hingerissen, saß am Kamin und las der kleinen Freifrau vor, die seinem Vortrag so brav folgte wie ein liebes Kind.

„Freilich ist's schön," fühlte sie, „aber am schönsten ist's doch, wenn mein Lieber froh ist." Wodurch dies geschah, war ihr recht. Sie betete aber in ihrem Herzen, daß dies durch sie selbst und die liebe, herrliche Heimat, die ihm zu eigen gehörte, geschehen möge. Aber in Gottes Namen auch durch andere Dinge — wenn es nur geschah!

Er erzählte ihr von Goethe, vom herzoglichen Hofe zu Weimar, von den ganz außerordentlichen

Dingen, die sich in der kleinen Stadt zugetragen hatten. Er sprach von Goethe wie von einem fast göttlichen Menschen und war so aufgelebt und heiter wie seit langem nicht.

Da dachte die feine Myrtel, und wie ein Schreck und eine große Last stieg ihr dieser Gedanke auf: „Wie wär's, wenn wir, wie zu einem Gnadenort, zu diesem wundertätigen Menschen wallfahrten gingen! Wüßte ich eine heilige Kapelle, die gut gegen meines Mannes Trübsinn und gegen sein schwermütiges Blut wäre, ich verlobte mich, dahin zu wallfahrten mit bloßen Füßen, und wenn der Weg durch das steinigste Land führen sollte."

Aber ganz gebeugt saß sie, als dieser Gedanke zum ersten Male sie zu beherrschen begann; denn eine Reise zu tun, erschien ihr wie ein großes, dunkles Unglück. Es war ihr, als sollte sie das leibhaftige Himmelreich verlassen, um hinaus in die unbekannte Hölle zu bösen Geistern und in böse Länder zu ziehen.

Und ihre Stimme klang wie die Stimme einer armen Seele, als sie zu später Nachtstunde leise zu ihrem Ehegemahl trat und sagte: „Wie wäre es, Gabriel, wenn wir nach Weimar zu Goethe gingen?"

Da fuhr er auf und schaute sie an: „Wie denn? Wieso denn kommst gerade Du auf diesen Gedanken?“

Sie schwieg und kämpfte hart mit Tränen.

„Jawohl — glaubst Du, wir sind große Herren,“ fuhr er fort, „die mir nichts dir nichts ihrer Laune folgen können? Was meinst Du, was unsere paar Tagwerk abwerfen? Hast Du Dir denn je überlegt, daß wir arme Teufel sind, Bauern, die auf ihrer Scholle sitzen, die sie nährt? Wir leben von der Erde zum Munde. Aber setz' einmal unsere Einkünfte in Geld um, da wirst Du Augen machen, mein liebes Nönnchen!“

Da wurde sie wieder von einem Gedanken bewegt, den ihr die große Liebe eingab, die sie zu diesem schwerblütigen, suchenden Manne gefaßt hatte. Sie begann:

„Weißt Du nicht, wie mein Vormund sagte: Was braucht so eine arme Waise solch einen köstlichen Schmuck, wie ich ihn von meiner seligen Mutter hab'? Du wolltest nicht, daß er verkauft wurde. Nun haben wir ihn noch. Wart'!“

Sie ging an ein Schränkchen, in dem sie allerhand Herrlichkeiten aufbewahrte: bunte Wachsstöcke,

Christkindel in starren, goldbrokatenen Röckchen mit Strahlenkränzen, Heiligenbilder, uralte Stücke von Klosterspitzen, die sie nachklöppelte, ihre Klosterschulhefte, ihr Tagebuch, ein Skapulier und ein Schnäuztüchlein, das Schwester Beate ihr selbst gestickt hatte. Diesem Schränkchen entnahm sie ein saffianenes dunkelgrünes Etui.

„Schau," sagte sie und öffnete es. „Sieh ihn Dir an!" Sie nahm eine Opalkette heraus, goldgefaßte Steine, die wie Tropfen von der zarten Kette niederhingen. „Sieh, wie Tränen!" Der Schmuck funkelte im milden Schein der Kerzen wie Mondenstrahl. „Man sagt, Opale bringen kein Glück. Drum wäre es gut, Du verkauftest ihn."

Sie ließen miteinander, eng zusammengeschmiegt, die schöne Kette durch ihre Finger gleiten, und es war, als wenn sie mit Tränen spielten. Opal im Kerzenlicht — du aller Steine geheimnisvollster! Dazu die feinen, jungen Finger des feinen Paars, die in der lichtdurchschienenen Dämmerung, dem Opal nicht unähnlich, eigenes Licht ausströmten. „Wahrlich," sagte er und schaute auf das Spiel der zarten Finger, der seinen und der ihren, und der mondstrahlartigen Steine, „Fleisch und Blut vermag

wie Geist zu scheinen, vermag sich aufzulösen. Trost jener, denen es vor der grauenhaften, lebendigen, fressenden Nahrung graust — heiliges Symbol, solch ein Spiel geisterhafter Hände! ‚Du fühlst dich Körper, du weißt dich Seele.‘

Furchtbar zu denken, daß die schauerlichen, intelligenten Fleischmassen dieser Erde keimen, wachsen, welken und gräßlich vergehen, ohne Geistwerdung. Denkende, fühlende Braten, gespensterhaftes Fleisch. Je intelligenter, um so gräßlicher. Wie vertraulich und beruhigend ist ein wahres und wahrhaftiges Gespenst dagegen. Da aber grausen sich diese warmen, pulsierenden Klumpen, deren Existenz grauenhaft zu denken ist. Und hieße solch ein Klumpen Goethe — gleichgültig — desto grauenhafter.“

„Ach,“ sagte die kleine Myrtel, „wenn Du doch Geduld hättest. Die Geheimnisse dieses Lebens werden sich klären. Du mußt nicht lachen; aber Schwester Beate sagt: Geduld und Demut . . .“

„Ja, Nönnchen. Weißt Du, was ich glaube? Schwester Beate bist Du selbst,“ sagte er lachend.

„Nicht lachen,“ bat sie, „wenn Du von so schrecklichen Dingen redest!“

„Auferstehung des Fleisches!" Sie rührte ihn an dem Aermel. Ihr kleines zartes Gesicht strahlte. „Das ist's ja, was Du willst. Schau doch, es ist ja ganz in Ordnung. Du willst nur nicht!"

Er: „Man kann nicht mit Dir reden. Du fährst über die Dinge hin wie mit einem Beschen."

Sie sah so müde auf ihn hin, so matt, und hielt die Opalkette in ihren beiden Händen. Es strengte sie an, ihm zu antworten. Sie lebte bei ihm über ihre Kraft, sie hatte ihr eigenes harmloses Dasein und nahm auch ihn ganz in sich auf mit seinem zehrenden, wühlenden Denken und Fühlen und seiner Ruhelosigkeit. Da ist's wahrlich, dachte sie, eine kleine Sache dagegen, die Seele und den Leib eines unschuldigen Kindleins in sich zu tragen.

Nun lachte sie und sagte: „Wir wollen doch zu Goethe, auch wenn er ein Klumpen wäre. Und Du fährst auf ein paar Tage fort und verkaufst die Kette in München. Wenn ich zu den Hasen gehe, brauche ich die Kette nicht, und überhaupt brauche ich die Kette nicht. So soll sie sich zu der Reise umwandeln."

„Sei nicht so gut, Myrtel," rief er erregt aus und schloß sie in die Arme. „Was für ein Engelskind bist Du mit Deinem Uhu!"

„Ach geh', red' nicht!" Vor innerer Bewegung aber kam sie ins Weinen, verbarg ihren Kopf an seiner Brust, damit er es nicht merke.

„Ach, Du weinst!" sagte er.

Sie: „Das sind Freudentränen."

Er: „Wegen der Reise? Lügerei, Lügerei! Du — und reisen! Da reiste, glaub' ich, Deine Häsin lieber."

Sie: „Ach was, ich geh' gern mit Dir. Die alte Reisekutsche von Deinem Vater, die lassen wir herrichten."

„Myrtel!" rief er laut. „Myrtel!" Vor seiner Seele stand die alte staubige Reisekutsche, die, solange er denken konnte, in der Wagenremise gesteckt hatte, mit einem gewichsten Planentuch verdeckt. Die Reisekutsche, in der er in seiner Kindheit stundenlang gesessen hatte, in Staub und Spinnweben, seine Traumkutsche, die nie aus der Remise herausgekommen war, solange er denken konnte, außer sie mußte einmal notgedrungen gereinigt werden, seine alte geheimnisumsponnene Reisekutsche, die seinen Vater einmal in dessen Jugend nach Florenz gefahren hatte!

Er entsann sich, daß er in seiner Kindheit in den Ritzen der Wagenspeichen und der geschwungenen

Federn, auf denen die Kutsche ruhte, nach Teilchen alter verstaubter Erde gesucht hatte, und war irgendwo ein Körnchen zu finden gewesen, so hatte er diese Krume fremden Landes zwischen die Lippen gepreßt und war mit diesem Talisman an der Zungenspitze dagestanden wie erstarrt in Träumen; da war er wirklich, wie er ging und stand, durch Wunder und Herrlichkeiten gefahren. Und wie ein Bub so eifrig bat er jetzt: „Geh, Myrtel, sei so lieb, machen wir uns auf und schauen uns doch miteinander einmal das alte Gehäuse an!"

„Jetzt in der Nacht?" fragte Myrtel erstaunt und erschreckt.

„Ist denn kein Tropfen, kein Funken Feuerglut in Dir, Du Häsin Myrtel? In mir gärt's und tobt's und braust's. Und Du bist wie eine Flaumfeder! Herrgott noch einmal!"

„Ich geh' mit Dir," sagte sie.

Da nahm er sie auf den Arm, und eine Kerze gab er ihr zu halten und schleppte sie durch den langen Korridor.

Das Licht flackerte, so lief er. Sie schützte es mit ihrer Hand, die, durchschienen vom Licht, wie ein rosafarbener Edelstein leuchtete.

„Wir holen die Laterne," sagte er.

Alles im Hause schlief — Totenstille.

In der Küche glänzten die Kupfergefäße, aufleuchtend im Kerzenlicht, und in Reih und Glied standen auf einem Bord am mächtigen Rauchfang große, blankgeputzte, uralte Messinglaternen, und in allen steckten Lichte, halb abgebrannt oder Stümpfchen, je nachdem sie gebraucht waren.

Der Freiherr nahm zwei von ihnen und zündete sie mit der Kerze an. Es war, als zitterten seine Hände. Als in zwei Laternen die Kerzen still brannten, löschte Myrtel die Flamme auf dem Leuchter aus.

„Drei Flammen soll man nicht brennen. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes," sagte sie leise.

Er schaute auf. Da sah er sie bleich in ihrer ganzen Zartheit stehen, als wollte sie in der Dunkelheit des hohen, uralten Küchenraums zerfließen.

Vor Augen hatte er die Geistwerdung der Leiber schon auf Erden durch Güte und Hingebung; doch verstand er es nicht.

Wie er nun mit Myrtel durch den noch von nachziehenden Gewitterwolken gedämpften und unter-

brochenen Mondenschein über den Hof ging und der Querbalken, der die Remise verschloß, herabgerumpelt war, heulte der gewürzige Hund laut auf. Da traten sie in die modrige, dumpfe Dunkelheit ein.

Der Freiherr führte die kleine Freifrau an der Hand und zog sie an allerhand Wagen und Gerümpel vorüber, bis sie vor dem alten Ungeheuer standen. Da schwang sich der Freiherr Gabriel Schenk von Geyern voll Kraft und Unternehmungsgeist auf eins der hohen, staubigen Räder und knöpfte und riß die schützende, steife Plandecke herab. Und da stand im Halblicht die alte Reisekutsche ganz tüchtig vor ihnen. Denn man sah ihr ihre Gebrechen jetzt nicht an, man roch nur Staub und Alter und morsches Leder und stellte sich zerschlissene, verschimmelte Polster vor. Vom Bock aber flog, geheimnisvoll aufseufzend, eine Eule auf und strich mit leisem, körperlosem, weichem Flügelschlag an den nächtlichen Ruhestörern vorüber, umkreiste sie einigemal und schoß dann lautlos zur Türe hinaus.

„Ein Wunder!“ rief der Freiherr, „schau her!“ Er leuchtete. Da schimmerten vom Fußtritt des Kutscherbocks aus einem Neste von Stroh und zartem

Gezweig drei grauweiße Eier im Laternenschein. „Euleneier! So was ist denn doch noch nicht dagewesen! Ein Eulennest in der Reisekutsche! Nicht auszudenken."

Myrtel war bebend vor Erstaunen und Erregung. „Ach, und nun haben wir sie aufgeschreckt!" rief sie.

Er: „Ein stillerer, abgelegenerer Ort war nicht zu denken für solches Volk. Aber alles hat ein Ende. Diese Brüterei hier, ein für allemal! Basta!" Der Freiherr öffnete den Kutschenschlag. Da quoll ihnen eine dicke Luft entgegen. Er schwang sich in die Kutsche, in der er als Kind sich ganz in Träume eingesponnen hatte, und zog die sich sträubende Myrtel zu sich hinein, küßte sie so heiß und bebend, wie er sie lange nicht geküßt hatte, überströmte sie mit Zärtlichkeiten. Sie schmiegte sich fest, fest an ihn, denn grauenvoll war es ihr zumute.

Und er hüllte sie ganz in Liebe und Zärtlichkeit; doch sie dachte dunkel: „Du hast die Reisekutsche selbst heraufbeschworen aus ihrem Todesschlaf, keine Menschenseele wußte mehr von ihr."

Er: „Du bist so kühl, Du bist so eigen fremd, und in mir schlagen alle Seligkeiten der Erde zusammen. Reisen! — Myrtel! — In die Welt hinaus! Leben!

— Myrtel, lebendig werden! — Und Dein Geschenk ist's!

Du süße, einzige Myrtel! Weißt Du noch, wie wir uns zum ersten Mal in meiner Tante Priorin heiligen Stube bei Deinen englischen Fräuleins sahen? Du Schelm! Wie Du hereinkamst mit Deinen zarten Täßchen, um meiner Tante den Tee zu servieren? Ich seh' Dein Mützel, wie es weiß Dein Gesicht einrahmte.

Eine kleine Heilige, dachte ich, die sie aus ihrer Kirche nahmen.

‚Unser sehr lieber Zögling,' sagte Tante Brigitte, ‚Fräulein Myrtel von Ivogun, ein Waislein, das, will's Gott, den Schleier einmal in unserm Kloster tragen wird.'

‚Jawohl, jawohl, meine liebe Tante, ganz wie Sie meinen!'

Myrtel — Myrtel — Myrtel! dachte ich von da an immer. Zuerst der Name — da war alles drin, was mir gefiel, das Nönnchen, die Blumenaugen, die Gestalt ohne Schwere, der ernste, liebe Mund, der nicht wie ein Mund, fast wie noch ein Auge ist! Die weiche Stimme, denn die bekam ich auch zu hören.

Braut Christi, sagte ich, als wir einander bei Tante Brigitte wiedersahen — weißt Du noch? Gott hatte sie glücklich einmal unversehens davongeführt — und wir waren allein.

‚Nicht doch spotten,' antwortete mir das Myrtel von Ivogun. ‚Solch eine Braut möcht' unsern Heiland net grad freun.'

‚Mich aber würde sie gerade sehr, sehr freuen,' sagte ich.

Da schaute mich das Myrtel mit erschreckten, ganz heiligen Augen an, ganz abwesend, kalt vor Tugend. Heilig — heilig — heilig — dreimal heilig"

„Dann kam — was kam dann?" fuhr Myrtel flüsternd gespannt fort und schmiegte sich an ihren Eheliebsten. „Das Liedel von den tausend Spiegeln, in einem rosa Briefel, so hereinstibitzt vom Bäckermädel. Ich kann's noch wohl."

„In meinem Herzen war es Nacht seit Jahren,
Ein dumpfer banger Lebensschlag, sonst nichts.
Wohl tausend Spiegel, die verborgen waren,
Die sehnten sich des langentbehrten Lichts.

Da strahlten Deiner beiden Augen Sterne
Mit Lebenslicht und Freude in mein Dunkel.
Schon sind die trüben Jahr' in weiter Ferne,
Die Spiegel werfen tausendfach Gefunkel.

Ich komm' zu Dir und schau' Dir ins Gesicht,
Da fühl' ich in der Brust ein hartes Stechen.
Dein kühles Wesen! Ach, Du liebst mich nicht!
Ich spür's, wie meine Spiegel alle brechen."

„Dann kam?" nahm er das Scherzspiel wieder auf.

Sie: „Briefel — Briefel — Briefel!"

Er: „Dann kam?"

Sie: „Net mehr im Kloster, net mehr im Kloster, dem lieben, dem lieben."

Er: „Dann kam?"

Sie: „Bei meiner Patin, Küsserei — Küsserei — Küsserei."

Er: „Dann kam?"

Sie: „Liebe, Liebe, Liebe!"

Er: „Dann kam?"

Sie: „Daß Du mein alles wurdest und ich Dein für alle Ewigkeit — und Dein Traumhaus!"

Er: „Dann kam — Sauertöpferei — Sauertöpferei — Sauertöpferei!"

Sie: „Ja leider, ja leider, ja leider."

Er: „Und weshalb — und weshalb — und weshalb?"

Sie: „Aus großer Ungezogenheit — aus großer Ungezogenheit — nur von ihm."

Er: „Das sagst Du! Das sagst Du — das sagst Du!"

Sie: „Das sag' ich — das sag' ich!"

Er: „Weil das Myrtel langweilig war — langweilig war — weil Myrtel lang—weilig war."

Sie: „Was net wahr is — was net wahr is — was net wahr is."

Er: „Nein, was nicht wahr ist. Ein gutes Kind — ein zartes Nönnchen — eine süße, süße Geliebte."

So spielten sie in der alten Reisekutsche in tiefer Dunkelheit und Weltverlorenheit, wie zwei Katzen mit Bällen spielen, mit Worten und Zärtlichkeiten.

Nun war schon längst kein Eulennest mehr auf dem Bock der alten Reisekutsche, sondern Hans, der Gärtner, Pferdeknecht und Bediente des Freiherrn Schenk von Geyern, saß im dicken Flausrock, hohen Stiefeln, ganz reisemäßig ausgerüstet darauf und kutschierte einen neuen Vorspann nach dem andern. Und die Kutsche war fein ausstaffiert, gelb lackiert, das Lederzeug zum großen Teil erneut, die Polster mit grünem Tuch überzogen; das freiherrliche Wappen war auch aufgefrischt auf dem Kutschenschlag zu sehen, die Koffer aufgestapelt und geschnürt, wie sich's gehört. Und so schwankte sie daher wie der runde Körper einer Schneiderspinne, die auf langen, langen elastischen Beinen läuft. Myrtel mit ihrem lieben Herrn, der ihr Sorgen genug gemacht und so viel Tränen gekostet hatte, saß ganz bequem in die guten Polster geschmiegt, die aus einer Zeit stammten, in der die Schenk von Geyern noch

etwas draufgehen lassen konnten. So gar übel schien das Reisen nicht zu sein. Der Opalschmuck war verkauft.

Myrtels Tränen aber, die im geheimen vor der Abreise geflossen, waren nun versiegt, denn noch nie war Myrtels Ehemann so heiter und aufgeräumt gewesen wie in diesen Reisetagen. Der Sommeranfang war warm und schön. Sie fuhren durch Strecken unübersehbarer goldener Getreidefelder. Die hohen, schlanken Pappeln, die die Straßen einfaßten, sahen aus, als bildeten sie Spalier, um die Schenk von Geyernsche Reisekutsche würdig zu empfangen. Wenn das Paar so still nebeneinander saß, hörten sie, wie die Lerchen aus den Feldern aufstiegen und ihr Lied in den blauen Aether schmetterten. Das klang so selig und erdenwohl. Wenn es ein erträgliches Wirtshaus war, kehrten die Reisenden ein, schliefen in frischen, kühlen, fremden Betten, aßen an Gasttischen, sahen nie gesehene Gesichter, und wenn ihnen die Unterkunft mißfiel, schliefen sie in ihrem bequemen Reisewagen. Der Freiherr ließ dann wohl bei Sternenschein in warmer Nacht von Hans, dem Kutscher, das Dach des Wagens zurückschlagen, und sie lagen und sahen

in das Heer der Sterne. Das war ein großer, tiefer, erschütternder Eindruck, wie er jedem Feld- und Waldtier geläufig ist, jedem armen Hasen, der hinter seiner Scholle, das Schnäuzchen nach Osten gekehrt, im Sternenschein seine Nachtruhe hält. Wer weiß etwas vom Gottesdienst und dem innersten Wesen dieser Feld- und Waldschläfer, dieser kleinen Leute, die Liebe kennen und Freude und Seelenjubel wie die Lerche und Schmerz und Not wie wir.

Myrtel und ihr Herr Liebster sahen unglaubliche Dinge und hörten unglaubliche Dinge in solchen hohen Sternennächten. Die Erde sprach in allerlei Lauten, die ihnen fremd und unbekannt erschienen. Gewitter zogen auf, dunkle Wolken wälzten sich über das Sternenheer. Abgründe taten sich über ihnen auf, unermeßliche, schwarze Abgründe, die Raum genug hatten für alle Höllen Himmels und der Erde. Fernes Wetterleuchten, das über die Dunkelheiten hinfuhr, zeigte ihnen, daß diese Abgründe Wolkenberge waren, die sich türmten und wälzten, und die über die Sterne hinkrochen, um sie auszulöschen. Dämmerung brach ein, gespensterhaftes Hellerwerden, durch das alles zum geistigen Bilde seiner

selbst wurde. Festigkeit schwand. Das Wetterleuchten wurde smaragdgrün, als flösse ein grüner, durchsichtiger Edelstein über den Himmel hin. Die Farbe der leuchtenden Sommerrose floß mit Smaragd zusammen, dunkle Wolken, dazwischen das Frühblau des Himmels. So spielten Himmel und Erde ihre höchsten Wunder vor den kleinen Hasenschnäuzchen, die nie vergessen, sich ehrfurchtsvoll hinter ihrer Scholle dem heiligen Osten zuzukehren.

Der Freiherr Gabriel Schenk von Geyern aber hatte eine süße, kleine Gefährtin, die mit ihm ging, wenn er es wollte, die sich mit ihm freute, der nichts gar so verwunderlich erschien.

Seit sie sich von ihrer geliebten Heimat, an der sie mit Leib und Leben gehangen, unter geheimen Tränen und tiefen Schauern losgerissen hatte, war sie wie befreit, als hätte ihre Seele Fesseln gesprengt. Es war ihr, als könnte sie nun alles, was von ihr verlangt würde, tun.

Nur als die heimatlichen Pferde, die den Wagen bis nach Augsburg gebracht hatten, zurückgeschickt wurden, war sie am Morgen in aller Herrgottsfrühe zu ihnen hinunter in den dampfigen Wirtsstall gegangen und hatte von ihnen Abschied genommen,

wie ein sehnsüchtiges Kind, das hinaus in die Fremde muß und von Vater und Mutter Abschied nimmt, und dem darüber schier das Herz brechen will.

Je näher sie dem Ziele kamen, das ihrer nicht verlangte, je schwerer wurde es Myrtel ums Herz. Niemand erwartete sie, niemand freute sich ihrer dort, niemand wußte von ihrem Dasein. Auch ihr Ehegemahl war schweigsam und nachdenklich geworden. Das freiherrliche Paar, dem daheim gehörte, was sie sahen und berührten, die in ihrem Reiche wie Könige wandeln konnten, die Rechte und Gerechtsame hatten, denen jedermann mit tiefster Hochachtung und Ergebung begegnete, kam in seiner altmodischen Kutsche eigentlich dahergeschwommen wie auf der Brennsuppe, mit nicht viel mehr Recht als irgendein Vagabund. Sie hatten keinen Gruß zu überbringen, hatten keine Verbindungen mit irgend jemandem. Des Freiherrn Adel hätte wohl genügt, ihn überall ehrenvoll einzuführen; aber die Weltfremdheit und Ungelenkheit dieses Schenk von Geyern ließ ihn sich des Vorzugs nicht recht bedienen. Ihn verlangte nach dem höheren und höchsten Adel, den nur einer in Weimar trug. Zu Hofe zu gehen,

nein, das lockte ihn durchaus nicht, und dafür war auch sein Beutel zu leicht. Denn schließlich ist ein Opalschmuck aus den reinsten, in allen Farben schimmernden Tränen kein unerschöpfliches Vermögen.

So fuhren sie jetzt gar still dahin auf der Heerstraße, und als Hans, der Kutscher, vor dem Chausseehäuschen an der Kegelbrücke vor Weimar hielt und mit der Peitsche knallte, und der Chausseegeldeinnehmer heraustrat, fragte der Freiherr mit keinem allzu freudigen Mute, wo sie wohl am besten absteigen könnten.

„Im ‚Elefanten',“ bekamen sie zur Antwort, „allemal im ‚Elefanten'. Da verkehren so feine Leute wie im ‚Russischen Hof'; aber 's is um eene Kleenigkeet billiger.“ Indem er das sprach, beschaute der Einnehmer die alte Reisekutsche, die wie ein Spinnenleib in ihren Federn hing und schwankte. Der Einnehmer kannte sich aus mit Reisekutschen; so ein altes Tier war ihm seit lange nicht vorgekommen. Seine Ehrerbietung schien gering, trotzdem die Kutsche so hübsch hergerichtet war. Es hatte fast den Anschein, als wüßte er die Geschichte mit dem Eulennest.

Ja, er klopfte mit dem Stab, an dem der Geldbeutel hing, auf die gewaltig geschwungenen Federn

und sagte zu Hans: „Die alte Urgroßmutter aber hat ihr meglichstes getan — du meine Gite, wo kommt denn die her?"

Myrtel errötete vor Scham, trotzdem die Polster in denen sie lehnte, vortrefflich waren. Der Mann wurde erst wieder devot, als Freiherr Schenk von Geyern in das Fremdenbuch eingetragen hatte: „Le Baron Gabriel Schenk de Geyern und la Baronne Myrtel Schenk de Geyern, née d'Jvogun."

Er war sich das schuldig. Auf deutsch hörte niemand so recht in dieser Zeit.

Das Fremdenbuch wurde am Ende jeder Woche bei Hofe vorgelegt, und der Einnehmer dachte: „Gucke, da wären se neigierig sein, was das für eene freiherrliche Gnaden in dem alten Rumbelgosten is."

So fuhren sie doch nicht so ganz aus Lehm in Weimar ein. Denn sie bekamen eine Verbeugung dritten bis zweiten Grades von dem Einnehmer verabfolgt, als sich ihre Reisekutsche schwankend wie ein uralter Krönungswagen wieder ans Fortbewegen machte Das war ihnen noch gar nicht so aufgefallen, daß die Kutsche so schwankte; aber sie mochte

wohl von der langen Reise in ihren altersschwachen Spinnengliedern ermattet sein.

Es war Abend, und sie langten müde im Elefanten an.

Ein verständnisvolles Lächeln spürten sie auch hier auf den Gesichtern des Wirtes und der Kellner, als sie der Kutsche entstiegen; aber beileibe hüteten sich diese, irgendwie deutlich zu werden. Von einer „Urgroßmutter" war keine Rede, höchstens stand auf den Stirnen dieser Braven in fast unsichtbaren Zügen zu lesen:

„Eene hechst seltsame, nicht mehr ganz moderne Reisegutsche; aber aus einer vorziglichen Werkstatt stammend, vor etwa fufz'g Jahren een erschtklassig's Werk."

Da war nichts Kränkendes dabei. Sie bekamen ein behagliches Zimmer mit tiefen Fensternischen.

Und nun standen sie da, als sie von Wirt und Hausknecht allein gelassen waren, im fremden Zimmer, in der fremden Stadt, einem fremden Schicksal gegenüber, und schauten sich so ein wenig verblüfft an wie zwei Kinder, die irgendwo angekommen waren, wo sie von Rechts wegen eigentlich nicht ankommen hätten sollen.

Sie lächelten ein wenig, fielen sich in die Arme und küßten sich etwas in Verlegenheit.

Ihr Abendmahl nahmen sie unten im Gastzimmer ein. Behagliche fremde Gesichter, ein Tisch mit Stammgästen, alte Herren; da ging es sehr munter zu.

An einem anderen Tisch spielten, wie es schien, zwei Herren der Hofgesellschaft Bézigue. Alle aber schauten auf das neue Paar.

„Zum allererschten Mal!" flüsterte der Wirt beiden Tischen zu. „A kleenes feenes Weiwchen!"

Der Stammtisch: „Bleiben die hier?"

Der Wirt: „Wees noch gar nischt."

Die Herren vom Hof verhielten sich reserviert, schauten aber reichlich so neugierig wie die Herren vom Stammtisch auf das junge Paar.

Nach einer Weile erschien ein hagerer, blonder Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, ganz grau gekleidet, in einem langen Taillenrock, mit grauen Kniehosen von derselben Farbe und grünen Strümpfen. Er hatte große, wasserblaue, runde Augen, ein Karpfenschnäuzchen und einen zierlichen, schmalen Spitzbart. Dieser junge Mann setzte sich dem Paar, das an der langen Wirtstafel saß, direkt

gegenüber, bestellte sich ein Glas Lichtenhainer mit Musik.

Myrtel schaute erstaunt auf; denn der junge Mann hatte laut und deutlich gesprochen, mit einem etwas trockenen Klang in der Stimme, und sie wartete nun der Dinge, die da kommen sollten. Und siehe da, es kamen fünferlei Dinge: ein hoher, sehr schmaler gefüllter Holzkrug, ein weißes Schälchen mit klarem Zucker, ein solches mit Rosinen und ein solches mit feinem geriebenem Schwarzbrot und ein langer hölzerner Löffel. Und der graue Mann mischte alles in dem Holzkrug gehörig untereinander. Da entstand ein ganz gewaltiger Aufruhr. Es schäumte und zischte. Er mußte eilig den Krug zum Munde führen, sonst wäre ein Unglück geschehen; denn es stieg ein ganzer Schaumberg in die Höhe. Und als er den beschwerlichen, schmalen Krug wieder absetzte, war auf dem spitzen blonden Bärtchen eine Schaumverzierung, eine große weiße Flocke, die ganz unternehmend sich balanzierte und seinem Profil sehr zur Zierde gereichte. Sie machte es ganz außerordentlich eindrucksvoll.

Die zarte Myrtel konnte sich kaum ein Lächeln verbeißen; aber es gelang ihr. Sie faltete die Hände

unter dem Tisch und betete ein altes Gebet, das gegen solche Versuchungen gut ist:

„Ich rufe Dich, heil'ger Sebastian,
In Deines Leibes großer Nott.
Ach lasse ruhen meinen Spott,
So einer ist sehr übel dran."

Und da verging der feinen Seele jede Lust, auch noch so unmerklich zu lächeln. Sie sagte ganz leise zu ihrem Mann: „Schau, was er für ein hübsches Gesicht hat, wie aus Porzellan die schönen Augen, und auch das Bärtchen wäre so übel nicht."

„Wer?" fragte der Freiherr.

„Sch—sch—sch. Ss—ss—s—s. Unser Gegenüber."

„Ist er Dir so unangenehm?" Der Freiherr kannte Myrtel gar wohl und wußte, wie sehr sie lobte, wenn sie das Gegenteil empfand. Es war, als wollte sie, was ihr nicht gefiel, liebkosen dafür, daß es ihr nicht behagte. Sie war dann ganz wunderlich geschickt im Auffinden köstlicher Eigenschaften.

Er gedachte des gewürzigen Hundes, fand aber an seinem Gegenüber gar nichts so Besonderes, weshalb er der kleinen Freifrau hätte nicht angenehm

sein können. Die kecke Schaumflocke am Bärtchen war schon fast eingeschrumpft.

Der Wirt aber setzte sich zu den Stammgästen und sagte, während er ein wenig nach dem, der Musik getrunken hatte, mit dem Daumen deutete: „Da wett' ich eens, daß der heite wieder Eenblick in die Fremdenlisten iberall an den Chausseeheischen schon genommen hat. Wie er'sch nur macht! Mer därf's jo gar nich! Wenn emal Fremde von Distinktion, auch wenn's nur halbwegs was is, in die Stadt rein kommen, er hat's allemal raus, un sitzt dann da, un' wenn's irgend angeht, fängt er se weg — wie die Fliegen, sag' ich immer, da hat er so'n Griff. Die dort gefallen dem Gundelwein."

„Ne, gucke, sag' ich" — der Wirt schaute auf seine Gäste —, „aber es muß so 'ne ganz besondere Art sein. Sie müssen, wie soll ich mich ausdricken, nich' so ganz sicher auf den Beenen stehn, im Beitel schwach; aber och nich zu schwach. Denn er fängt se dann in sein Asyl ein, wie ich immer sag'. Un da hat er'n Blick wie'n Luxus!

Auf die hat er'sch, der Gundelwein, sag' ich. Ich tät'en ja's Geschäfte legen; aber 's kommt ja doch immerhin nich' so ofte vor, un was sein Gusto is,

is nich gerade das meine. Schwach im Beitel, sag' ich! Von den Herrschaften will ich nich reden -- aber 's gab Exempel von Beispielen.

Erinnern sich die Herren noch — ich hab's von meinem Vater selig —, damals wie unser Herzog noch jung war, der Herr Geheimrat och, wie die Schenies in Weimar angereest kamen, um ihr Mädchen zu kihlen? Un weil alle dachten, es fiel' auch für sie was ab, da hatte doch der Froriep vom Hofe aus jährlich e Simmchen gekriegt, um den Schenies anständige Schuh' und Röcke zu kaufen, wenn's d'ran hapern sollte.

Da erzählte mei' Vater immer vom Lenz, wie der sich schrieb, dem hat er oft aus der Klemme geholfen. Ach da gab's Kerls! Das wär 'ne Zeit für den Advokaten da gewesen. Aber auch jetzt findet er allerlei."

Die am Stammtisch sprachen eifrig weiter von jener Zeit und lachten. Jedem fiel etwas ein, was er zum besten gab.

„Die aber hier," sagte der Wirt, „wenn mich nich alles teischt, sin von armen Adel, wie sie hier, Gott sei's geklagt, alle sin. Vornehmheit die Hille und die Fille; aber, aber, da hapert's." Er zählte

mit dem Daumen und Zeigefinger unsichtbares Geld her.

Inzwischen hatte sich das neue Paar erhoben und war auf das Zimmer gegangen. Der graue Mann, der die Musik getrunken hatte, saß noch am Tisch.

„Hat nich anbeißen kennen," meinte der Wirt und lachte, und der ganze Stammtisch mit all den behäbigen Bürgern lachte.

Der Blonde mit dem Karpfenschnäuzchen und den runden Augen saß aber sehr wohlgemut und menschenfreundlich da.

Am andern Morgen war Markttag in Weimar, und das freiherrliche Paar sah von seinen Fenstern aus gerade auf den Platz, auf dem in langen Reihen Bauernweib an Bauernweib saß, jede einen Tragkorb vor sich, auf dem eine Buttergelte aufgebunden war. Ueberall schauten Salat, Gemüse und Früchte aus den Körben. Ein kräftiger, köstlicher Geruch stieg auf. Familienmütter und Mägde wandelten dicht gedrängt die Reihen auf und nieder, ein Summen von eifrigen, feilschenden Weiberstimmen, als wären Bienenvölker bei der Arbeit.

Ein heimisches Bild. Alle waren hier bekannt, hatten ihren Platz, wußten, wo sie hingehörten.

„Nur wir nicht," dachte Myrtel, und es kam ihr vor, als wären sie rechte Eindringlinge.

Sie waren beide schweigsam

„Nun wären wir da," sagte der Freiherr Schenk von Geyern. „Nun wären wir da."

Myrtel zog heute ihr schönstes weißes Kleid an, und sie gingen miteinander durch die Straßen und verbrachten einen ziemlich zwecklosen Tag. Sie sahen die kleinen Lädchen in der ärmlichen Stadt an, sie schauten zu den Häusern auf, sie wandelten am Haus vorüber, in dem Goethe wohnte.

Wie überall war auch hier das Leben wie in eine feste Nuß eingeschlossen.

Hier war es zum ersten Male, daß Myrtel sich einsam fühlte und beklommen.

„So ist das also," dachte sie, „so hat Gabi sich daheim bei uns gefühlt, der Arme."

Am Abend saßen sie wieder in der Gaststube im Elefanten. Zwei Herren vom Hofe spielten wieder Bézigue, der Stammtisch voll strammer Bürger amüsierte sich, der Wirt ging schmunzelnd und leutselig in der Stube hin und her und sah nach dem

Rechten — und der graue Herr mit den runden, blauen Augen, dem Karpfenschnäuzchen und dem blonden Bärtchen setzte sich ihnen wieder gegenüber, bestellte sich wieder eine Musik, schüttete alles zusammen, rührte es mit dem langen Holzlöffel um, machte einen Aufruhr in der schmalen Kanne, ein Schaumberg stieg daraus auf, eine mächtige weiße Flocke blieb wieder am Bärtchen sitzen, ohne daß der graue Herr es merkte. Sein Profil wurde dadurch wieder außerordentlich ausdrucksvoll.

Es wiederholte sich alles mit großer Regelmäßigkeit.

Nur das geschah diesmal, daß das Karpfenschnäuzchen sich zum Reden öffnete und die runden Augen sehr menschenfreundlich blickten, und es kam eine wunderhübsche Redensart zutage, eine Frage, wie sie in solch einem Falle sein mußte und gar nicht anders sein könnte.

„Ja, es ist hübsch hier," antwortete die kleine Freifrau Myrtel auf diese Frage.

Nun kam wieder eine wundernette Redensart, auf welche der Freiherr antwortete, etwa so:

„Ja, sehr merkwürdige Verhältnisse hier in der kleinen Stadt."

So kam etwas wie ein Gespräch zustande.

„Haben die Herrschaften schon unser Theater besucht?“

Nein, das hatten sie noch nicht.

„Haben die Herrschaften noch nicht Geheimrat Goethes Gartenhaus gesehen?“

Nein, das hatten sie auch noch nicht gesehen.

„Aber die Herrschaften sind Verehrer unseres Geheimrats?“

Myrtel schlug die Augen nieder, und der Freiherr Schenk von Geyern schwieg auch. Es widerstrebte ihnen, zu antworten. Myrtel war es zumute, als würde sie nach dem tiefsten Gefühl, das in ihrer Seele zu ihrem Gatten lebte, gefragt. Solch eine Fragerei!

Der graue Mann, der Musik trank, aber setzte schärfere Bohrer an, und er bekam mit Anwendung gehöriger Anstrengung aus den beiden wortkargen Reisenden so viel heraus, daß er ganz befriedigt aussah.

„Es sind also Goetheschwärmer,“ sagte er sich. „Sehr innerliche Menschen, kinderloses Ehepaar, sehr glückliche oder sehr unglückliche Ehe. Jedenfalls ist er selbst Schriftsteller, will Weimarer Luft schnap-

pen, was doch sehr bekömmlich sein muß. Wissen nicht, wie sie's anfangen müssen, um hinein in die Geschichte zu kommen. Wahrscheinlich etwas weltfremd. Wenn sie wüßten, wie willkommen hier ein reputierlicher Edelmann ist. Zwar ist man nicht mehr ganz so darauf versessen wie früher bei Hof. Sie sind nicht mehr so ausgehungert, denn es fängt sich immerhin allerlei."

Auf eine sehr bedeutsame Frage des Freiherrn Schenk von Geyern gab der rundäugige Herr zur Antwort:

„Da haben Sie sehr recht, Herr Baron. Geheimrat Goethe zu sprechen, hat seine großen Schwierigkeiten. Aber wenn Sie mir die Ehre Ihres Besuchs schenken, würde es mir eine Freude sein, diesen Weg Ihnen zu erleichtern."

„Wirklich," sagte die kleine Freifrau Myrtel, und ihre Augen begannen zu leuchten; denn ihr behagte es in der Seele ihres Gatten gar nicht, daß er so ziellos auf den Gassen hier umherschlendern mußte. Er kam ihr wie ein Bettelmann vor. Sie war ganz ärgerlich, und es schien ihr, als wären sie aus der größten Reinheit gekommen und hier in Schmutz und Unsauberkeit geraten. „Nur von niemandem

etwas wollen," dachte sie. „Ach, was ist mit Gabi, daß er Fremde braucht! Ist er sich nicht selbst genug?" Das stimmte sie alles so traurig, und sie dachte: „Wenn er sich nur nicht täuscht! Reiche Leute halten alles, was sie haben, zusammen. Deshalb sind sie reich geworden. Wenn der Goethe nur kein rechter Hasenvater ist! Für seine eigenen Kinder hat der meine kein Wöllchen hergegeben. Weshalb soll Goethe so einem fremden Mann helfen, und wie helfen, und mit was? Gabi will ihm aus seinen Werken vorlesen." Sie seufzte. „Goethe hat an sich selbst wohl übergenug, weshalb soll er die Träume eines andern beachten und ihnen dazu verhelfen, auf die Oberfläche des Lebens zu kommen? So sonderbar, ein Dichter, ein Ausdenker von Geschichten und Gefühlen und von Leben, wo alles Leben ist und jeder voller Leben steckt. Dazu noch Träume, die geschrieben wurden und gelesen werden sollen."

Während ihr so allerhand Gedanken durch den Kopf gingen, war Freiherr Gabriel Schenk von Geyern mit dem Advokaten Gundelwein in das eifrigste Gespräch geraten. Und mit Erstaunen hörte die kleine Freifrau zu, wie sie miteinander ver-

abredeten, daß Herr Gundelwein ihnen zwei hübsche Zimmer in seinem Haus in der Wünschengasse vermieten wollte.

Sie würden natürlich nicht im „Elefanten" geblieben sein, das wäre zu teuer geworden. Das hatten sie auch dem Wirt sogleich gesagt. Aber daß es nun gerade bei Herrn Gundelwein sein mußte! Herr Gundelwein war ein Junggeselle, sogar ein geschiedener Mann. Das hatte er nun alles mit größter Offenheit gesagt, und das gefiel Myrtel, daß er so offen war und fast kindlich von sich sprach. Er hatte ihnen seine Vermögensverhältnisse so ziemlich klargelegt. Die waren nicht glänzend, aber auch nicht bedenklicher Natur. Er sagte ihnen, daß er sich so allein gefühlt habe, seit er sich von seiner Frau getrennt habe, und daß er daher porte ouverte für seine Freunde und Bekannten halte Tag und Nacht fast.

„So etwas muß es geben auf dieser Welt, wo jeder in einer Kapsel steckt und keiner den andern so recht eigentlich sieht und nie merkt, was ihm fehlt, und auch noch böse wird, wenn's einer sagt und nicht für sich behält. Aber zwei Zimmer hab' ich, an die wird nicht gerührt," beteuerte er, „für die lass' ich

mir zahlen. Die können Sie ganz getrost nehmen. Meine kleine Haushälterin versorgt Sie, gnädigste Frau Baronin, und was meinen Ruf betrifft, so ist der gut," sagte er einfach. „Ich glaube, man hält mich für etwas leichtgläubig, etwas kauzig, aber für ganz ungefährlich. Sehr verehrter Herr Wirt!" rief der Blonde mit dem Karpfenschnäuzchen.

Der Wirt kam lächelnd, in aller Harmlosigkeit, und mit großem Eifer fragte der Advokat: „Bitte, haben Sie die Güte, diese Herrschaften über meine Person zu beruhigen! Die Herrschaften wollen die zwei Zimmer, von denen Sie ja wissen, bei mir auf einige Zeit bewohnen. Sie werden ihre Mahlzeiten aber hier bei Ihnen einnehmen."

Der Wirt dienerte.

„Nun sagen Sie es also, ob man bei mir unbedenklich wohnen kann?"

Der Wirt lächelte weiter, rieb sich die Hände und meinte:

„Hab's mir gleich gedacht, daß der Herr Advokat ein Auge auf die Herrschaften geworfen hat. Mir tut's freilich leid, meine Gäste zu verlieren, und wenn mich der Herr Advokat fragen, so kann ich nur sagen, daß

das Logis, von dem die Rede ist, sehr gelobt wurde — und Herr Gundelwein ist ein weimarischer Bürger, dem ein jeder mit Hochachtung begegnet."

Das heitere Lächeln des freundlichen Wirts aber sahen nur die Stammgäste.

So mietete also Freiherr Gabriel Schenk von Geyern bei Advokat Gundelwein in der Wünschengasse sich ein.

„Jawohl", sagte der Wirt am Stammtisch.

Nein, es ist ganz nett," meinte die feine Myrtel zu ihrem Herrn Liebsten. Hans hatte das Gepäck über eine knarrende Stiege in den dritten Stock eines schmalen Hauses getragen, und da waren wirklich zwei alte behagliche Zimmer, die nichts zu wünschen übrig ließen. Auch für Hans hatte sich noch ein Gelaß gefunden, und die ermüdete Reisekutsche war von Herrn Gundelwein in eine kleine Scheune geschoben worden, die mit zu seinem Anwesen gehörte. So hatte er vollkommenen Besitz ergriffen.

Herrn Advokat Gundelweins elterliches Haus war drei Stock hoch. Im Erdgeschoß schlief er und hatte seine Kanzlei, im zweiten Stock hielt er sich ein

großes Eßzimmer und ein Wohnzimmer, auch noch ein Stübchen für die Haushälterin.

Der Advokat hatte eine recht hübsche und wohnliche Behausung. Die Straße war eng, das Höfchen war eng; aber man war doch wieder bei sich zu Hause.

Zehnmal am ersten Tag stürzte der Advokat Alf Gundelwein die Stiege hinauf, um zu fragen, ob die Herrschaften auch zufrieden wären, ob sie sich auch wohl befänden, und fast jedesmal sagte er: „Soeben sprach der und der, ein feiner, feiner Kerl, oder ein köstliches Paar bei mir vor.“ Es war, wie es schien, immer etwas los. „Den müssen Sie kennen lernen. Die müssen Sie kennen lernen. Herrgott, Herrgott!“ Oder: „Wie wär's? Heut wären noch Billetts zur Vorstellung im Theater zu haben.“ Oder: „Was meinen Sie nun, was meinen Sie nun? Hier hat's mein kleines Florchen nicht ausgehalten, in diesen Räumen, ein ganzes Haus für sich und einen guten Kerl wie mich auch fast ganz für sich, außer dem Teil, der meinen Freunden gehört und der Menschheit.“

„Verdammter Kerl!“ sagte der Freiherr.

„Laß ihn nur, er wird's schon machen,“ meinte Myrtel.

Ach, sie war so müde. So schlimm hatte sie sich diese Reiserei doch nicht gedacht, so unnötig und zwecklos.

Zu Mittag gingen sie in den „Elefanten" und auch am Abend. Da saßen wieder die zwei Herren vom Hofe und spielten Bézigue, der Stammtisch unterhielt sich, nur der Herr, der die Musik getrunken hatte, war nicht zugegen; der hatte nun, was er wollte. Der Wirt aber ging auf und nieder und rieb sich die Hände.

Unbeschreiblich langweilig war's, die kleine, fade Stadt, mitten in Getreidefeldern, der kärgliche, junge Park.

Myrtel dachte an die Bäume bei ihnen daheim, die wie Berge aufragten.

Advokat Gundelwein kam immer mit alarmierenden Nachrichten die Treppe heraufgestürmt; aber es geschah nicht das geringste.

„Geh doch", sagte die kleine Fr. frau, „Deine eigenen Wege. Weshalb solltest Du bei Hofe nicht gut empfangen werden?"

„Da liegt mir gar nichts daran," meinte er. „Ich will zu Goethe und nur zu Goethe! Alle andern sind mir gleichgültig, kosten nur Geld und Kraft."

So war es gekommen, daß sie fürs erste einmal ins Theater gingen. Es wurde ein Stück von Raupach gegeben, nichts Besonderes; aber sie sahen Goethe in seiner Loge sitzen.

Da hatten sie wahrlich niemanden zu fragen brauchen. Eine stille gebietende Hoheit, ein leuchtendes mächtiges Augenpaar. Ausgelöscht sahen alle um ihn her aus, als wäre ihnen das Blut mit Erde vermischt. Er allein war der Mensch, das Ebenbild Gottes. Er leuchtete allein.

Myrtel drängte sich zart an ihren Ehegemahl an und fragte ein wenig schelmisch: „Kein Klumpen, kein Sack voll Eingeweide?"

„Bei Gott nicht," antwortete der Freiherr hingerissen. „Hier ist der fürchterliche Stoff überwunden. Wie Christus und Elias könnte er gen Himmel auffahren im feurigen Wagen, oder wie er wollte."

Der Freiherr war tief erregt. „Ein anbetungswürdiger Mensch, schon um seiner Menschlichkeit willen," sagte er.

Sie gingen wie nach einem großen schönen Erlebnis nach Hause. Der Freiherr führte seine feine Myrtel am Arm.

Die zarte Seele brauchte nichts, schien es, zum Leben als den Frohmut ihres Liebsten. Sie war ganz selig. Sie gingen in den „Elefanten", um zu Abend zu speisen.

Als sie in der Wünschengasse die Haustüre öffneten, schlug ihnen Stimmengewirr entgegen, und wie sie die Treppe hinaufgingen, begegnete ihnen der Advokat Alf Gundelwein mit einem ganzen Arm voll sehr sauberer hellstrahlender Potschamberl, die er fest an seine Brust gedrückt hielt. Sein blondes Haupt mit den runden Augen und dem Karpfenschnäuzchen schwebte selig lächelnd darüber.

Das junge Paar war von diesem Anblick ganz verblüfft.

Der Advokat aber kam keineswegs aus der Fassung, sondern rief wohlgemut:

„Ich habe heut nach dem Theater aus Jena Schlafgäste bekommen. Entschuldigen Sie einen Augenblick, meine kleine Haushälterin ist in Gesellschaft gegangen, und so muß ich's meinen Gästen zur Nacht behaglich machen."

Die Tür stand auf, und das freiherrliche Paar sah, wie Herr Gundelwein unter das Sofa eins von

den Porzellangefäßen, die er im Arme getragen, stellte. Dann verteilte er alle übrigen in seinem Wohnzimmer. Sonst sah man keine weiteren Vorbereitungen.

„Waschschüsseln bekommen sie also nicht," meinte Myrtel lächelnd.

„Bitte, treten Sie doch einen Augenblick in mein Eßzimmer ein," bat der Advokat Alf Gundelwein, der aus einem braven Adolf sich einen Alf zurechtgemacht hatte.

Im Eßzimmer, an einem runden Tisch, saßen vier junge Männer. Eine Kerze brannte, und der Gastgeber trat jetzt mit seinen Mietern ein und stellte diesen die Freunde und Schläfer vor: „Die vier Männer im eisernen Ofen." Da war ein Herr Mathias Heinloth, ein dicklicher, weicher, kleiner Mann, blond, mit einer Haut, als wäre Mehl darüber gestreut. Herr Gundelwein nannte ihn „unsern Dichter". Da war ein Herr von Blonberg. „Unser Genie," hieß es; lang war er, schön, ein Aesthet und Romantiker, sah etwas lasterhaft aus. Aber dies schien eine gepflegte Eigentümlichkeit zu sein; wie hätte er auch in Weimar dazu kommen sollen, von dieser Eigenschaft Gebrauch zu machen! Und noch zwei stellte

Herr Gundelwein vor, die er einfach vorzügliche Kerle nannte. Alle aber waren sie in Beziehungen zu irgendeiner Art Kunst.

Der Advokat hatte sie, wie es schien, prächtig ernährt. Ein großer Laib Brot lag auf dem Tisch, ein Krug Hausmuff, wie sie in Weimar das Hausbier nannten, stand da, Salzgurken und Käse waren die Nahrung der Vortrefflichen gewesen. Und der Advokat saß in der besten Laune unter ihnen. Er strömte über von Gastfreundschaft und Menschenfreundlichkeit. Seine Mieter hatten auch mit am Tische Platz genommen. Er bot an, was er zu bieten hatte, und saß ganz beseligt da. Menschen um sich zu haben, mußte ihm eine ganz besondere Seligkeit bereiten.

Seine Gäste sprachen wenig, das freiherrliche Paar hatte störend gewirkt; aber man fühlte, sie gehörten alle hierher, Herr Gundelwein war ihr Halt, ihre Heimat, ihr ganz gehorsamster Diener, ihr Spaßvogel und Ernährer und ihr guter Freund. Für alle schien er etwas im Treiben zu haben. Dem einen besorgte er einen Rechtshandel, dem anderen suchte er eine Stelle, dem dritten wollte er sein Stück beim Theater anbringen — und der Freiherr

Gabriel Schenk von Geyern, der sollte durch ihn mit Goethe bekannt werden.

„Spaß sachte," meinte Herr Gundelwein, ganz glückselig in Geberlaune, als davon die Rede war. „Wir haben's schon! Wer kommt denn morgen zu meiner Frau?"

„Zu Deiner seligen Frau, sag' doch wenigstens!" lachte der kleine, dickliche Mathias Heinloth.

Der Advokat machte eine abweisende Handbewegung. Er wollte nicht gestört sein, denn er war ganz Feuer und Flamme. Die runden Augen und das Karpfenschnäuzchen waren in heftiger Bewegung.

„Ah — nu ja," kam es gedehnt von den schön geschwungenen Lippen des Aestheten. „Die vortreffliche Mamsell Vulpius kommt!"

„Nun und?" fragte Herr Gundelwein. „Ist das etwa nicht genug?"

„Ihr seid ja sowieso dort eingeladen, und ich werde mir die Freiheit nehmen, meine verehrten Gäste zu begleiten."

„Sancta Simplicitas!" rief der anscheinend lasterhafte Aesthet.

Dem Freiherrn Schenk von Geyern wurde es etwas beängstigt zumute. Er sah auf seine zarte

Myrtel. Die aber blickte unbefangen wie ein Kind auf die wunderliche Gesellschaft.

Das junge Paar erhob sich bald. Aber Herr Gundelwein nahm eifrig dem Freiherrn das Versprechen ab, morgen abend mit ihm zu seinem Florchen zu gehen, das einen jungen Schauspieler geheiratet habe. „Auch gnädigste Baronin sind sehr willkommen," lud Herr Gundelwein im Namen seiner geschiedenen Frau eifrig ein.

Lächelnd verabschiedete sich das junge Paar.

So schien der Freiherr gar nicht übel gefahren, daß er es vorgezogen hatte, sich dem Schicksal anheimzugeben, statt bei der Oberhofmeisterin seinen Besuch zu machen, wie es sich gehört hätte.

Der Freiherr aber ging mit Herrn Gundelwein allein zu Florchens Abendgesellschaft. Ein bescheidenes Heim in einem kleinen Gartenrückgebäude.

„Sie werden sehen, wie schön sie's hat," sagte Herr Gundelwein, „wie sie alles versteht. Ich mußte bei ihr immer an Salomons Lob des Weibes denken: Ihres Mannes Herz kann sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln.

Sie ist wie ein Kaufmannsschiff, das seine Nahrung von ferne bringt. Nie habe ich so gut gegessen, nie hatte ich alles so hübsch beieinander wie bei ihr. Sie sollen einmal sehen, was für Sonnenblumen sie in ihrem Gärtchen gezogen hat. Ihr jetziger Mann war ein dürrer ärmlicher Gesell; und wie sie ihn herausgefüttert hat!"

„Sie hat Sie also verlassen?"

„Freilich. Ich war ihr — wie soll ich sagen — nicht einheitlich genug. Wir im neunzehnten Jahrhundert sind doch wahrlich keine Philister mehr, keine Pfahlbauern. Welche Riesenentwicklung, seit wir Neuen da sind! Welches Weltbild schufen wir! Aber das Weib wird ewig rückständig sein. Darin macht Flörchen keine Ausnahme. Vor — sagen wir — fünfzig Jahren würde es auch eine Unmöglichkeit gewesen sein hier in Weimar, daß ich mit Flörchen nach der Scheidung, natürlich in aller Freundschaft, weiter verkehrt hätte. Sehen Sie, das ist mein Stolz, dieser Fortschritt der persönlichen Freiheit und Gesittung. Sie werden sehen, wie harmlos ich bei meiner geschiedenen Frau verkehre, wie herzlich ich aufgenommen bin, wie wohl ich mich dort fühle und bewege."

Der Mann, der im „Elefanten“ Musik getrunken hatte, begann den Freiherrn zu interessieren. Und es tat ihm fast leid, daß er Myrtel daheim gelassen hatte in den langweiligen Stuben, in der engen Gasse.

In Florchens Garten standen die Sonnenblumen den schmalen Weg entlang, der auf das Haus zu führte, so kräftig wie Grenadiere, die Spalier bilden. Sie glotzten einen förmlich zum Fürchten an, wenn man an ihnen vorüberging, mit ihren großen Gesichtern und den gelben Strahlenhauben.

„Böse Blumen,“ dachte der Freiherr Gabriel Schenk von Geyern, „Blumen mit Fäusten und derben Knochen. Häßliche, grobe Personen.“

„Wenn Ihrem Florchen alles so gelingt wie diese Blumenparade! Ist's doch, als hätten die Kerls Hosen und Felleisen und trügen Gewehr bei Fuß.“

Da lachte Herr Gundelwein und sagte: „Das macht der Dung. Alles zu seiner Zeit und immer das Rechte.“

Aus dem kleinen Gartenhäuschen drang Lachen und Schwätzen hinaus in die Blumenfülle und in die Dämmerung. Es duftete auch nach Reseden, nach

strotzenden Gemüsen, Zwiebeln und Sellerie und Obst, Lauch und Salatkräutern. Florchens Haus war wirklich ganz von Nahrung umgeben. Es lag wie ein Brocken in einer Gemüseschüssel. Herr Gundelwein hatte recht: „Ihres Mannes Herz kann sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln."

Im Gartenhäuschen ging es sehr munter zu. Es quoll fast zur Tür hinaus, so voll war es. Laute wurde gespielt und gesungen.

„Das ist mein Florchen," sagte Herr Gundelwein freundlich, als sie eintraten, und zeigte auf eine große, volle, junge Person mit festen Gliedern und Händen und einem frischen Gesicht. Sie hatte etwas Ländliches, und man konnte ihr schon die Aufzucht dieser Blumengrenadiere zutrauen.

„Dies war mein Speisetisch," sagte Herr Gundelwein wieder und zeigte auf ein altmodisches Barockmöbelstück, „den hatte ich mit Haus und Hof vom Vater geerbt. Florchen hatte ihn so gern. Den Schauspieler sehe ich nicht; der ist jedenfalls noch in der Probe beschäftigt. Da sind auch die Männer aus dem feurigen Ofen, die Sie gestern kennen lernten — und — und — da hätten wir Mamsell Vulpius,

Goethes Geliebte, seine kleine Freundin, den Zankapfel Weimars!"

Der Freiherr schaute auf und sah eine kleine, breitschultrige Frau mit einem der vier Männer aus dem feurigen Ofen lachen. Aber wie sie lachte! Es schien, als wäre sie ganz erfüllt von Sommerfreude. Die dunkeln Augen leuchteten, wie er nie hatte Augen leuchten sehen, voll Lebenslust und Wärme und freundlicher Güte, und ihr mohnblumenfarbiges Kleid strahlte. Ihre Ringe blitzten, das braune Lockenhaar war zierlich geordnet.

Sie sah aus, als müßte ihre Heimat auf Erden ein schöner Garten sein, ein Garten, in dem der Sommer schrankenlos herrschte, in dem man ganze Berge von Rosen brechen konnte.

Sie war kein Stadtkind, kein Landkind, einzig und allein gehörte sie in einen überschwenglichen Garten.

Der Freiherr konnte sich vorstellen, daß gar mancher sich vor solch einer verkörperten Sommerkraft scheu davonmachen würde, daß sie wohlerzogenen, kühlen, vornehmen Frauen unleidlich sein mußte; aber welche Frau sollte diesem Manne, der wie Elias im feurigen Wagen direkt in den Him-

mel fahren konnte, standhalten? Eine feine adlige Dame? Ein kühler, knapp bemessener, wohlkultivierter Frauenverstand? Kluge, abwägende Sinne? Nein, es mußte ein Stück Sommererde sein, an Kraft und Freudigkeit und Hingebung unüberwindlich.

Er erkannte in der lachenden Mamsell Vulpius die überströmende Kraft, die von Goethes Atmosphäre nicht abgekühlt und eingesogen werden konnte, die ihm standhielt. Standhalten müssen sich die Menschen, die sich in Liebe zugetan sind. Sie dürfen sich gegenseitig nicht verringern, sonst ist Liebe ein Zerstören, kein Aufbauen. Der Freiherr sah also diese mächtige Kraft, die in dem kleinen fettlichen Körper eingeschlossen war, vertrauensselig tanzen und jubeln. Hier ins Häuschen, um das die tüchtigen Sonnenblumen wie Grenadiere standen und Wache hielten, da konnte kein kühles, vornehmes, geringschätzendes Auge blicken und lächeln. Hier war die tanzende, leuchtende, lustige kleine Frau sicher und konnte sich betragen, wie sie es wollte. Hier genoß sie das ungeheure Glück, daß ihr die Liebe des großen Mannes nicht als Schmach angerechnet wurde, sondern als hohe Ehre. Hier war

sie lustig und tanzte wie König David vor der Bundeslade.

Der Freiherr konnte die Augen nicht von ihr lassen. Welch ein Mondscheinleben führte er! Ihn würde die kleine, fette, jubilierende Kugel, die wie eine Lerche schmetterte, an den Nerven reißen. Er würde untergehen. Merkwürdig, daß durch das ungeheure Gewebe der Begebnisse Myrtel gerade sich zu ihm gefunden hatte, die feine Myrtel, die ihm von jeher wie von einem Geheimnis umhüllt erschienen war! „Wer eigentlich ist Myrtel?“ dachte er hin und wieder. Was mochte diese Seele sein, der er nie auf den Grund sah, die sich nie gehen ließ, die in einer Zartheit und Anpassungsfähigkeit lebte, zu der wahrlich eine große Kraft der Seele gehörte oder eine unaussprechliche Liebe?

Mit einemmal fühlte er sich hier ohne Myrtel schauerlich vereinsamt; als wäre er unter Gespenster geraten, die ihn nichts angingen, und so war es wohl auch.

Florchen präsentierte ihren Gästen Apfelwein, selbstgebackenen Kuchen, bediente ihren getreuen ersten Ehemann, sprach freudig und angelegentlich mit ihm, schaute nach dem andern aus und fiel dem

lachend um den Hals, als er endlich aus seiner Probe kam. Man sah ihm an, daß er sich wohl fühlte, und er begrüßte gutmütig lächelnd seinen Vorgänger. Dem mochte es wunderlich zumute sein. Das liebe Häuschen im nahrungsreichen Garten, das flotte Florchen, der wohlgenährte Ehemann und sein eigener Barockeßtisch, alles schien ihm sich zu Herzen zu drängen, und so begann er, als alle bei Apfelwein und duftendem Kuchen es sich wohl sein ließen, einen schwermütigen Solotanz, hielt seinen weitschößigen grauen Rock mit beiden Händen weit von sich ab und war bewunderungswürdig in der Erfindung von allerlei fabelhaften Pas der grünbestrumpften Beine, die den Zustand seiner Seele ausdrückten. Besonders um den Eßtisch führte er einen tief melancholischen Kriegstanz auf, der seiner Seele Zwiespalt zum besten gab.

„Pröstchen!" riefen die vier Männer im feurigen Ofen. „Pröstchen!"

Mathias Heinloth trat aber auf ihn zu und sagte, indem er eine kleine schwapplige Handbewegung machte: „Dich sollte ein Dichtersmann verewigen! Wir möchten Dich verkaufen, wie Joseph von seinen Brüdern verkauft wurde. Du wärst ein Fressen für

einen Romantiker, und wir fürchten, daß Dein neuer Mietsmann Dich uns umsonst davonträgt und wir das Nachsehen haben."

Der Freiherr aber trat zu dem kleinen Mann, dessen Haut wie mit zartem Mehl bestäubt war, etwa wie das Gesicht eines Bäckers, so sauber und frisch, und der die kleinen unnachahmlichen schwappligen Handbewegungen an sich hatte, und sagte: „Da müssen Sie sich schon einen Dichtersmann aussuchen, dessen Muse weniger schwerblütig und schwerfällig ist wie die meine."

„O," sagte Mathias Heinloth, „da täuschen Sie sich aber, verehrter Baron. Ich kenne kein schwermütigeres Huhn als unsern Gönner Gundelwein."

„O nein," sagte der, „das glaube ich nicht. Ich fühle keine Schwermut in mir, sondern eine Leichtigkeit, nichts Schweres. Ich muß mich unausgesetzt füllen. Mir geht's wie Münchhausens Pferd; wenn Sie wissen, wie es dem ging?" Niemand wußte es, Herr Gundelwein sagte es auch nicht, es war auch gar keine Zeit, näher darauf einzugehen. Denn Herr Gundelwein nahm den Freiherrn bei der Hand und führte ihn der lachenden und plaudernden Christiane Vulpius zu.

Er nannte den Namen des Freiherrn und sagte: „Hier könnten Sie etwas tun, verehrte Freundin; aber essen Sie nur erst ruhig ihren Kuchen. Ich weiß, Sie dürfen dem Geheimrat keine Anbeter zuführen; aber wenn Sie die Reisegutsche dieses Edelmanns sehen würden und wüßten, wie weit er hergekommen ist, Sie würden sich erbarmen. Natürlich dürfen Sie ihm nicht sagen, daß ich Sie darum bat, denn ich weiß, der Geheimrat will nicht viel von mir wissen."

Eine dunkle Blutwelle war über des Freiherrn Gesicht gefahren, als Herr Gundelwein ihn der lachenden, sonnigen Frau wie saures Bier anpries.

„Ei," sagte die, „so gefährlich is der Geheimderat nicht. Wenn ich ihm sag': Das ist ein lieber Mensch, den nehmen Sie gut auf, so ist darauf zu wetten, daß er's tut. Ich weiß ganz wohl, wen ich ihm schicken darf, und Sie werden ihm ganz genehm sein, auch ohne Reisegutsche. Ich hab' Sie mir längst daraufhin angeschaut, denn wen der Gundelwein so umsummst, mit dem hat er allemal was vor."

„So spricht sie, die gebenedeite unter den Weibern!" sagte Herr Gundelwein, machte sein Karpfen-

schnäuzchen und runde blaue Augen und starrte sie an. Da fuhr aber etwas wie ein Windstoß in einen vollblühenden Pfingstrosenbusch. Das kleine, fettliche, strahlende Weib schüttelte sich und rüttelte sich. „Merk' Er sich's!" rief sie zornig, „gar so wilde Bilder und Vergleiche und Gotteslästerungen, die lasse Er bleiben! Ich weiß es, ich hab' mei' großes Teil Glück und hab's wahrlich nich verdient. Aber glaub' Er mir, den ganzen weimar'schen Adel auf'n Buckel zu haben, und von all den kühlen Schnauzen durch den Dreck geschleift zu werden, is auch 'ne Marter."

„Das sollte Sie doch nicht berühren, verehrte Freundin."

„Mich nich berühren? Ja wen denn? Meinen Sie, die wissen nich zuzupacken, die miserablichen adligen Weibsbilder? Meinen Sie, in denen steckt kei' Marktweib nich, trotz aller Feinheit? Die verstehen's, sag' ich Ihnen, aus dem Effeff, wenn's gilt, einem was anzuhängen. Da hilft das bißchen Geist und Feinheit nix, da muß mer so e Guck-in-die-Welt sein wie Sie, Herr Gundelwein. Sie meinen, da komm' ich Tag vor Tag aus meiner Feierlichkeit nich raus. Jawohl, da sind Sie aber schief gewickelt.

Seine und meine Liebe in allen hohen Ehren, vor Gott; aber was das Menschenvolk uns in den Garten wirft, das weiß nur meine Wenigkeit alleine. Wie oft sie mich mit ihren Steinen treffen, das weiß auch der Geheimderat nich und soll's auch nich erfahren. Gott hat mich an einen ehrenvollen Platz gestellt, wo die Kugeln nur so sausen. Er wird wohl wissen, warum er's getan hat. Wenn da eins nich fromm wäre, müßt' es verzweifeln. Das sag' ich Ihnen, Herr Gundelwein, und deshalb erbost mich's, wenn Sie mit einer so dummehrigen Gotteslästerung daherkommen. Die Mutter Gottes hätt' ich nich für'n Schloß sein mögen. Jetzt tun sie sich leicht, da hat das Anbeten keine Schwierigkeit, wo in jeder Kirche ihr Sohn als unser Herrgott angesprochen wird; aber eh's so weit war!"

„Gleich so bös werden und außer dem Häuschen sein!" sagte Herr Gundelwein interessiert.

„Bös? Bin nich bös! — das nennt so e Männchen bös! Du tätst Dich umsehen, Herr Gundelwein, an meiner Statt!"

Da lachte das lebensvolle Weib und schnappte Herrn Gundelwein aus ihrem Glas einen kleinen Guß Aepfelwein ins Gesicht, winkte dem Lauten-

spieler zu spielen und faßte den, der seine schöne Lasterhaftigkeit so künstlich pflegte.

„Tanzen wir!" sagte sie frisch, und so tanzte sie von ganzer Seele, als wäre sie nie von einer Sorge oder einem Leide bewegt worden, tanzte wie ein Kind. Sie tauchte ganz unter in Tanz und Bewegung wie in eine Flut.

Als sie einmal wieder an dem Freiherrn vorüberkam, gebot sie ihrem Tänzer: „Halt e bißchen! Also Sie kommen! Sie bekommen vom Geheimderat eine Einladung. Dafür stehe ich Ihnen gut. Basta!"

Mit dieser Verheißung im Herzen ging der Freiherr durch die Reihe der Sonnenblumen, die wie Grenadiere standen, um den Tanz und die große sommerliche Fröhlichkeit der Mamsell Vulpius zu bewachen, damit kein kühles Auge sie störte und kein böses Ohr das kindliche übersprudelnde Weib mißverstehen konnte.

Als der Freiherr nach Hause zu seiner Myrtel kam, fand er sie schlafend — tief schlafend. Sie erwachte nicht von seinem Eintreten, und er stand und blickte auf sie. Wie Leid zuckte es leise über ihren

Mund, das weiße, dünne Hemd schmiegte sich an die liebliche Gestalt. Es war unter dem Schleier des Lebens, als hätte ein inniger Künstler die Liebliche aus feinem, feinem Holz geschnitzt und hätte in seiner Einfalt gedacht: „Sie soll nicht sein wie aus Holz. Alles soll sein wie aus wahrhaftigem Leben. Gott helfe mir, Amen."

Ja, es war des Freiherrn kleines Nönnchen, nicht ganz aus Fleisch und Blut. Es lag ein Geheimnis über ihr, ein Geheimnis, das er nicht ergründen konnte, in der heißesten Liebe nicht.

Eine namenlose Sehnsucht ergriff ihn, sie aus ihrer weißen kühlen Ruhe zu wecken, sie in aller Liebe an sich zu pressen. Wie ihm entrückt aber lag sie vor ihm. Und in der großen, fremden Welt erschien sie ihm wie das wundervolle Gefäß seiner eigenen Seele, als wohnte sein Selbst in ihr wie in einem heiligen Schrein. So empfand er ihre Liebe zu ihm. Er kniete vor ihrem Bette nieder und sog ihre Atemzüge in sich ein und fühlte sich ganz bei ihr zu Hause und doch nicht zu Hause. Denn so lieb und voll Liebe sie auch war, er fühlte nur sich selbst in ihr. Ihr eigenes Selbst aber schien verschlossen wie mit sieben Siegeln.

Dann erhob er sich leise und nahm aus einem Koffer das Manuskript, aus dem er Goethe einst vorlesen wollte.

Das Leben schien für ihn aubrechen zu wollen. Er fühlte Morgenröte in seiner Seele. Wohl war es ihm, und daß er die kleine Freifrau nicht geweckt hatte, daß er Herr seiner selbst geblieben war und daß sich sein leidenschaftliches Empfinden zu Bildern und Vorstellungen und geistigen Kräften gewandelt hatte: alles war gut, wie es war.

Seine Schreibmappe stellte er aufrecht zwischen die Schläferin und die Kerze auf den Tisch und versenkte sich ganz in seine eigene Dichtung: heute erschien sie ihm bedeutungsvoll und wert, deshalb zu leben.

Auf der wundervollen Treppe in Goethes Haus, die das Aufsteigen und Absteigen zu Auf- und Niederschweben umwandelt, die eine Offenbarung von Goethes Wesen ist, von seiner großen harmonischen Kultur, auf dieser Treppe, die wie ein königliches Kunstwerk inmitten all der unmöglichen, armseligen, jämmerlichen Stiegen im alten Weimar wie zu einem Tempel aufsteigt, lehnte mit der gepflegten,

zarten Hand auf dem breiten Geländer ein ganz in sich zusammengesunkener junger Mann, aller Kraft entkleidet.

Hinter ihm hatte eine Tür kühl und förmlich sich geschlossen, durch die er voll Begeisterung und Hoffnung, als käme er dem Quell des Lebens näher, eingetreten war.

Solch eine Treppe in einer ganz kulturlosen, wilden, kleinen Stadt, welches Persönlichkeits- und Bewußtseinszeugnis! Keine Prachttreppe. Der Philister tappt sie vielleicht empor und meint nur: „Die geht sich nich ibel.“ Der Eingeweihte aber, der die Weihen empfing, geht hingerissen. Er steigt schwebend, gewissermaßen zu Goethes Seele hinan.

Wie war der, der jetzt wie von einem Sturm zerrissen und zerzaust da lehnte, emporgestiegen, voll Wissen und Verstehen und Begreifen, voll Jubel, daß einer jene, die zu ihm eintreten durften, zu sich emporschweben ließ, damit sie ihre mißbrauchte Menschlichkeit gewissermaßen im Steigen und Schweben zurücklassen konnten.

Dies selige, verstehende Empfinden war nun für immer vorüber.

Ausgestoßen, verworfen, mißachtet!

Solche Worte bohrten sich in die empfindsame Seele des Dichters und Freiherrn auf jener wundersamen Treppe.

Er konnte sich nicht fassen. Es war stärker als er. Ueber sein geliebtes Werk, das er da oben zum Teil vorgelesen, hatten ein paar mächtige Augen leicht und höflich hin und wieder gelächelt; die Züge hatten dies Lächeln nicht ganz zurückhalten können; auch ein unterdrücktes Gähnen war zu bemerken gewesen.

Ein Dichter aber ist hellsehend und hellhörig. Ein Gähnen ist Todesurteil.

Und nun hier am Quell des Lebens, zu dem er gereist war in der Sehnsucht seines Herzens.

Kein strenges Wort war gefallen, keine Mißbilligung.

Aber dem Vorlesenden war hier erst recht zumute gewesen, als läse er in ein Federbett hinein — kein Klang, kein Widerhall, unangreifbare Kühle, keine scharfe Zurechtweisung, die Labsal gewesen wäre, eine kleine, scharfe, nicht billigende Bemerkung über Romantik und romantische Auffassung, die ihm nicht ganz sympathisch sei.

Zerstreut war sein Richter, müde, der Abschied höflich, kühl, unbelebt. Zwei waren aneinander vorübergegangen, und der Himmel der Einswerdung hatte sich nicht erschlossen.

Herr Du mein Gott!" rief eine schöne, volle, gute Stimme. „Ja, was is denn das? Herr Baron, Ihnen is es ja schlecht. Sie sin' krank."

Mit ein paar festen elastischen Schritten war eine kleine, dicke, sonnige Frau an seiner Seite, und ein mütterlicher weicher Arm faßte ihn ganz ohne jedes Zaudern um die Schultern.

„Kommen Sie," sprach eine warme Stimme wie zu einem Kinde. „Wie gut, daß ich 'rauskam. Weiß Gott, wie lang Sie da gestanden hätten! Kopfschmerzen? Oder haben Sie's ein bißchen mit dem Herzen zu tun? Das kommt vor. Oder is es nur so eine Schwäche, die einen anwandelt? Kommen Sie mit mir in die Küche! Die is gleich da."

So geleitete sie den Erschütterten in ihr Reich. Da strahlte und funkelte alles, und ein großer Blumenstrauß aus Gartenblumen prangte auf dem Tisch.

„Hier sin' wir alleine," meinte sie. „Denn wenn ich koche, kann ich kein Weibsvolk um mich leiden. Dem Geheimderat sein lieber Küchenschatz kocht hier wie eine Königstochter."

Während sie sprach, hatte sie einen Schrank geöffnet und eine Flasche Rotwein herausgeholt und goß dem Freiherrn in ein schön geschliffenes Glas ein, reichte es dem Zögernden an die Lippen und lächelte:

„Da wird frisch getrunken und auch ein Bröckchen dazu gegessen."

Sie brach ein Weißbrot mit ihrer frischen Hand.

„Nur tapfer eingebissen. Zuallererst, wenn was is, denk' ich immer: es könnte ein Hüngerchen sein — un' wie oft war's nur ein Hüngerchen."

„Gnädige Frau —"

Er wollte eine abwehrende Bewegung machen; aber damit kam er nicht an.

„I bewahre!" sagte sie. „Essen Sie nur und trinken Sie ein Schlückchen. Uebrigens bin ich nich die Frau, das weiß doch ein jeder hier. Ich bin die Mamsell Vulpius. Und wenn man uns zufrieden läßt, is mir's ganz recht so. Sie haben gestern ge-

sehen, wie böse ich sein kann; aber das is nur so'n Augenblickchen. 's gibt keine Kapelle, in der nich einmal Mette gelesen wird. Sollen mir alle den Buckel 'naufsteigen. Ich bin da, dem Geheimderat, meinem lieben Herrn, das Leben wohl bekömmlich zu machen. Er soll sich um nichts zu kümmern haben, und er soll wissen, daß jemand ganz und gar und mit Leib und Seele für ihn da ist. Und seine Speisen sollen meine ganze Liebe und Verehrung für ihn vorstellen. Solang ich nun für ihn leb', muß immer ein schöner Blumenstrauß in der Küche stehn, wenn ich koch', und im Winter zieh' ich Resedastöckchen und Primeln. Das soll andeuten, daß ich in Liebe und Freude alles für ihn tue. Aber Sie müssen auch trinken."

Er saß in einem bequemen Korbstuhl.

„Den hat mir der Geheimderat selbst hergestellt," sagte das sommerlich heitere Geschöpf. „Auch er sorgt für mich. Und was meinen Sie? Da ist schon mancher darauf gesessen, der das Herz voll Enttäuschung hatte. Die so fremd zu ihm kommen, kennen ihn. Es hat sie die Verehrung hergetrieben. Da sin' welche ganz des Kuckucks, Mannsleute und Weibsleute. Sie

kennen den Geheimderat durch und durch und wissen ihn auswendig, und können es sich gar nich vorstellen, daß er sie nich kennt — und da liegt der Hund begram. Mein Geheimderat kommt dann so aus seiner Welt daher und steht vor einem wildfremden Menschen und kann, und wenn er noch gütiger wär', als er is, so viel Menschenfreundlichkeit, wie die Wildfremden erwarten, mit dem besten Willen nich aufbringen. Und, schauen Sie, Sie haben ihm vorgelesen, ich hab's gehört, und er war heut so müde und abgespannt. Die Nacht war's ihm nich zum besten. Die Sappermenter am Hof haben allerhand von ihm gewollt, eine Rechnung kam; über den August hat er sich en bißchen geärgert. Es kommt doch, trotz aller Vorsicht, alles mögliche an ihn heran. Sie verstehen schon. Und wenn's noch so schön is, was Sie geschrieben haben, wissen Sie, nichts für ungut, es is doch eben der Goethe. So ganz außer dem Häuschen kann der darüber nich sein. Und Sie sin' jung, und er is leider Gottes schon recht alt. Wenn Sie einmal so alt sin' wie er, denken Sie auch über das, was Sie heut schrieben, recht kühl. Da wett' ich mit Ihnen um eine Bouteille Champagner."

Der Freiherr reichte Mamsell Vulpius die Hand hin. Er hatte nur von seinem Glas genippt und erhob sich.

Sie aber hielt seine Hand fest und zeigte auf den Trauring und faßte ihn mit zwei Fingern.

„Ich weiß, die kleine Frau is mit. Machen Sie der das Herz nich schwer, Herr Baron! Sei'n Sie tapfer! Was wird's denn groß gewesen sein? Der Geheimderat war nich besonders aufgelegt. Das is de ganze Pastete. Ich hab' Sie mit Ihrer kleinen Frau hier vorübergehen sehn. Eine Frau leidet um den, den sie liebt, mehr wie um sich selbst. Der Herrgott hat es mit den Mannsbildern gar so vorsorglich gemeint, daß er ihnen so gute Kerlchen, die für sie sorgen fürs Leben, mitgegeben hat. Der kennt sich aus, was ein Mannsbild braucht."

Nun nötigte sie dem Baron, der ihre Hand warm drückte, noch auf, das Glas auszutrinken.

„So sin' wir hier nich. Was eingeschenkt is, wird ausgetrunken. Das kann der Geheimderat nich ausstehen, wenn einer den teuern, herrlichen Wein im Glase stehen läßt wie so ein eiskalter Frosch."

Trotz seiner Bedrücktheit lebte der Freiherr auf, hier in der blitzenden behaglichen Küche, in der sich starker Blumengeruch mit dem köstlichen Duft mischte, der vom Herd aus den sanft brodelnden, blitzenden Töpfen aufstieg.

„Wie gönne ich es ihm, daß er solch ein Wunder im Hause hat, wie Sie sind!" sagte der Freiherr. „Wie einsam wäre er ohne Sie!"

„Freilich," sagte Christiane stolz und heiter. „Wir wissen auch, was wir aneinander haben. Mögen sie alle die Nase rümpfen! Wir sind wir!"

Das kam jubelnd hervor, wie aus einer Vogelkehle.

„Und nun Kopf oben! Mein Geheimderat is noch lang der liebe Gott nich, und ich wett', was Sie schreiben, is gut und schön, und er hatte nur schlechte Laune. Weshalb auch nich?" Sie begleitete ihn noch bis an die Haustür und ließ ihn dann seines Weges gehen.

Er aber trug ein Bild in seinem Herzen von einem liebevollen und klugen, fröhlichen Geschöpf, das ihm die dunklen Wolken von seiner Seele verscheucht hatte, als wäre ein frischer Wind über sie hingeweht.

Solang lebendiger Wind bläst, solang ducken sich die Wolken am Horizont oder ziehen vorüber. Aber wenn die Luft still wird, der Wind sich gelegt hat, da kriecht es daher und wälzt sich grau und schwer über den ganzen Himmel.

So gab es für die kleine Myrtel einen Tag, an dem ihre Seele zusammenzubrechen drohte, ganz erdrückt von der Last, die sie nun mit ihrem Ehemann schleppen mußte.

Wo sollten sie nun hin? Weimar war für sie zugeschlossen ein für allemal.

Der Freiherr wollte fort, unter allen Umständen fort. Trübselig saß er daheim, blätterte in seinem Manuskript, vergrub die Finger in seinem Haarbusch. Die kleine Myrtel kochte auf ihrem Reisemaschinchen Kaffee. Der köstliche, Lebensfreude und Behagen erweckende Duft durchströmte das Zimmer.

Die kleine Freifrau klapperte ganz zart mit den Tassen, legte in ein silbernes Körbchen ein paar kleine Kuchen, nahm ihren Liebsten an der Hand und führte ihn an den Platz am Fenster, wo sie ein weniges in die Wünschengasse hinabblicken

konnten. Sie war so still und leise und gut wie eine Mutter mit einem kranken Kind.

„Ach, Schatz," sagte sie, „hat er denn in so kurzer Zeit, mit so einem einzigen Blick all Deine schönen lieben Erzählungen und Gedanken so vollständig auslöschen können? Denk' doch, wie ich alles liebe, was Du schreibst — und wieviel Menschen würden sich freuen, wenn sie Deine Sachen kennen lernten! Denk' doch, wie selten ein Goethe ist! Es gibt doch auch gar wunderliebe Vögel, die keine Nachtigallen sind."

„Herrgott, Myrtel, hör' auf," rief er zornig. „Das verstehst Du ein für allemal nicht. Du ahnst die Einsamkeit nicht, in der ich lebe, und weißt nicht, was diese Reise mir bedeutete."

„Sie ist ja noch nicht zu Ende," sagte Myrtel. „Sei doch geduldig!" Da hörte sie jemanden auf der Treppe.

„Laß mir jetzt den Menschen nicht herein." Myrtel ging leise aus der Türe und stand sogleich draußen auf der Treppe dem Advokaten Gundelwein gegenüber.

Sie legte den Zeigefinger auf die schmalen Lippen, die Augen standen ihr voll Tränen.

„Ach, Herr Gundelwein," sagte sie, „meinem Lieben ist's nicht besonders ergangen. Herrn Goethes Gusto waren die Sachen meines Mannes nicht gerade. Nun ist er schwermütiger wie je zuvor. Keines Menschen Macht kann ihn aus dieser Not reißen."

Und die liebe Myrtel sank, in Tränen aufgelöst, an die Brust des Herrn Gundelwein. Das kleine, traurige, hilflose Weib mußte einen Halt und eine Stütze finden. Sie war so ratlos. Alle Opfer umsonst! Die Reise umsonst! Sie fürchtete sich nun auch vor daheim, vor der großen Stille und Einsamkeit, die sie mit einem Male ganz erkannte und fühlte. Denn sie lebte nun erfüllt von der Seele des Freiherrn Schenk von Geyern und hatte sich selbst verloren und vergessen, trug diese ungebärdige Seele in ihrer kleinen, sanften Person, die auf Erden nichts wollte als Friede, die mit ihrem lieben Herrgott so gern Zwiesprache gehalten hatte, die nichts wollte, als den kurzen Lebensweg über die Erde zum Himmelreich andächtig im Vorempfinden künftiger Seligkeiten gehen. Nichts würde sie gestört haben, auch die Seligkeiten hier auf Erden schon ganz in sich aufzunehmen, wenn ihr das Liebesschicksal nicht be-

stimmt hätte, gebückt unter der Last einer trüben, werdenden, unruhvollen Seele zu gehen.

Der gute Advokat Gundelwein fühlte, daß eine kleine, weinende Heilige an seinem Halse hing. Kein verliebter Gedanke wagte auch nur bescheidentlichst in Herrn Gundelweins liebevollem, nicht ganz einheitlichem Herzen aufzutauchen.

„Liebe verehrte Frau Baronin, was betrübt Sie so?"

Sie erzählte, was sie wußte.

„I gar," sagte Herr Gundelwein. „Das machen wir schon. Wer wird denn gleich so außer dem Häuschen sein? Wir wollen schon Mittel und Wege finden, den Herrn Gemahl aus seiner Trübseligkeit und Empfindlichkeit zu reißen. Heut abend komme ich ein bißchen mit dem Mathias Heinloth herauf. Der hat auf den Geheimderat einen Schleim, der wird schimpfen, und so was tut allemal gut."

Nahe bei Weimar liegt das lustige Jena, mitten in steil abfallenden Bergen und Hängen eingebettet. Zu jener Zeit war es ein heimisches Nest. Haus an Haus eng an die hohe Hauptkirche angedrängt. Manche Häuser trugen Türmchen, die wie lauschende Ohren sich aufgestellt hatten. Die ganze Stadt bildete ein wildes Gehock von Dächern und spitzen Giebeln, wenn man von einem der heiteren Berge auf sie niederblickte. Und die ganze Häuserherde war hübsch mit Mauern und Türmen und Toren verwahrt, damit keines der Häuser entkäme.

Aber es gab doch vorwitzige, die sich an die äußere Stadtmauer lehnten und in die Freiheit blickten. Manche waren in die Mauer eingeklemmt und schauten zur Saale hinab, und vor sich hatten sie schöne, langgestreckte Gärten, die bis zum Flusse führten. Da war ein recht hübsches, noch stattliches Haus nach damaligen Begriffen, ein Haus mit Erdgeschoß, erstem und zweitem Stock, und hatte

gemütsgrüne Fensterläden, wie man diese Farbe damals nannte. Diesem Hause schräg gegenüber, frei in der Landschaft, in einem weiten Bogen, den die Saale beschrieb, stand ein uraltes herrschaftliches Landhaus in einem Park.

Alte, mächtige Linden breiteten sich auf weitem Rasen aus. Und das grüne Schindeldach des Hauses schimmerte durch die Kronen und Zweige, wenn man am Garten vorüberging.

In dem Hause aber mit den gemütsgrünen Fensterläden wohnten zwei verwandte Familien. Im oberen Stock der Herr Professor Gutjahr mit Frau, Tochter und Sohn. Im zweiten Stock der Stiefbruder des Professors mit fünf Töchtern, die alle unverheiratet waren.

Das Erdgeschoß stand leer.

Darin aber hatte noch vor kurzem eine nun verstorbene Schwester der beiden Brüder gelebt, eine stille alte Jungfer, die nichts hinterlassen hatte als lauter Angedenken, zerrissene Schleier, uralte Kleider von Mutter und Urgroßmutter, Vater und Großvater, alte Bücher, alte Fetzen, Almanache und Erbauungsschriften und ganze Stöße von Briefen verstorbener Leute.

Die beiden Familien aber, die Verwandten der alten Dame, saßen jetzt in tiefer Dämmerung unten im Garten am Flusse und brannten ein Johannisfeuer. Denn es war Johannisnacht, und da sollten all die vielen Angedenken der guten Alten in Flammen aufgehen.

Da flogen Jugendschleier und vertrocknete Kränze in Funken gen Himmel. Allerlei altes Gerümpel knackte und sprühte. Leichte Festkleider verbrannten zu Asche, und die frohen und die traurigen Briefe, die armen Liebesbriefe, all die netten, süßen Koseworte und Fadheiten waren endgültig von den Flammen fortgeleckt und führten nun kein Scheinleben mehr auf Erden.

Die fünf Töchter des alten Doktors Gutjahr wohnten der Verbrennung der wunderlichen Kleinodien und Angedenken ihrer Tante gar teilnehmend bei.

Diese Mädchen hatten alle etwas von Vögeln an sich — etwas Zwitscherndes, Flatterndes.

Die Gutjahrs saßen bei ihrem Feuer, das die Erinnerungen an Generationen verzehrte, um einen runden Gartentisch, auf dem ein Windlicht flackerte, und lasen alle noch einmal in den Briefen, die sie schon gründlich miteinander durchgeschaut, und

daraus sie das Wertvollste zurückbehalten hatten, damit es noch ein Weilchen wieder vergessen liegen konnte, bis auch sie dahingingen und ihre Angedenken verbrannt würden. Jeder fand immer wieder etwas Neues vorzulesen, und man lachte trotz aller Vergänglichkeit, die hier zutage trat.

Der Vater der fünf unverheirateten Töchter hatte einen prächtigen Kopf, lebendige, geistreiche Züge, dunkle Augen und silberweiße Locken. Die Tochter des viel jüngeren Stiefbruders Gutjahr war noch eine frische junge Menschenblume, die zwischen den welken, zerflatterten Mädchen fast wehmütig anzuschauen war. Doch wie all diese zarten alten Jungfern in den verstaubten Liebesbriefen ihrer Vorfahren lasen, hatten sie etwas so Frommes wie fünf Heilige. Und die Liebe und Fürsorge, mit der sie ihren alten Vater umgaben, mit der sie jedem Wort und jeder Bewegung lauschten, ließ sie so warm und liebreich erscheinen, daß ihre Altjungferschaft ihnen zu einem Reiz wurde. Wie barmherzige Schwestern waren sie, denen man kein Alter und kein Schicksal ansieht. Sie gingen auf den Humor des alten Vaters mit Verständnis ein, hatten familienhaft drollige Ausdrücke untereinander,

erzählten mit Entzücken von einem Spaziergang und faßten alles, wovon sie sprachen, mit inniger Schwärmerei auf. Die Älteste aber, ein schönäugiges, früh gealtertes Wesen, dünn und zart wie die andern, mochte in übersinnlichen Angelegenheiten die Wortführerin sein. Sie deutete, was ihnen in den Gassen und auf ihren Spaziergängen aufgefallen war, und machte alles zum Gleichnis.

Es war ihr an diesem Tage ein Lamm begegnet, das man zur Schlachtbank führte; davon schien ihre Seele entflammt, daß gerade sie das heilige Symbol gesehen. Sie hatte einer göttlich mystischen Handlung beigewohnt und wußte auf eine überraschende Weise davon zu reden. Man sah ihre schönen Augen leuchten und die kleine zarte Gestalt voll seligster Betrachtung fast hinschwinden.

Das Feuer, das die Angedenken verzehrte, war fleißig geschürt von einem rotbackigen, festen Jungen, der mit seiner Schwester in diesem Altersnest blühend aufgewachsen war. Er hatte sich eine mächtige Frauenhaube aufgestülpt und jubelte über jede Feuergarbe, die gen Himmel fuhr, breitete die zarten Schals und Flatterlumpen im Flammenschein noch einmal aus, hielt sie zur Schau hin und rief: „Da

guck, das wär' etwas für euch! Das sollte Engele zum Tanz anziehn." Oder: „Das Buch muß gescheit sein, da hat keins 'neingeschaut," oder: „Pfui Deifel, was ist denn das?" Und zwischen dem Feuerknistern und Krachen und Funkensprühen las sich die Familie immer wieder aus den sorglich aufgespeicherten Briefen vor: „Meiner liebwerten Demoiselle Braut! Ganz in Devotion küsse ich die herzliebe teure Hand, und wenn Demoiselle nichts dagegen haben und hochdero gnädigste Frau Mutter nicht scheel darüber sehen, gestatte ich mir, dieses mit einem blutroten Karneol gezierte Ringlein an dero süßen Finger zu schieben." Das las eine der fünf heiligen Jungfern und sagte: „Schade, es zu verbrennen," und schob das Liebesbriefchen in ihren Rocksack; und es war anzunehmen, daß dies wohl der erste und einzige Liebesbrief war, den sie einschob. Denn an ein Nest mit fünf Töchtern eines armen Doktors wagte sich so leicht keiner.

Mit einemmal jubelte der Junge laut auf:

„Da guckt! Jetzt schüren die Roggenbuchs drüben ihr Feuer. Die werden keine alten Hauben und alten Dreck verbrennen, die nicht! Da hat der Diener ganz kollossale Scheiter aufgerichtet, ich

hab's gesehn, und Reisig ist aufgebaut, ganz gräßlich, und die schönen Mädchen stehen . . . hört Ihr sie singen?"

Ein froher Chor heller Frauenstimmen hob sich über die Baumkronen im Nachbargarten, und eine Feuersäule lohte auf.

„Du Deifel," brummte der Junge, „das is fein! Gut, daß sie nich sehen, was mir brennen!"

„Wir brennen", sagte der Vater der fünf heiligen Jungfern, „die Kleinodien und Herrlichkeiten des Lebens, die jenen, denen sie einst gehörten, um viel nicht feil gewesen wären. Da können die Roggenbachs gar nicht heranreichen mit ihren Scheitern, gerade so wenig, wie ich meine alten Töchter gegen die schönen blonden der Roggenbachs vertauschen möchte. Gerade so wenig möchte ich unser Feuer mit dene ihrem Feuer vertauschen."

Aber nicht nur der Junge schaute sehnsüchtig zum Feuer der Roggenbachs hinüber, auch Engele Gutjahr, seine Schwester.

Die stand ganz versunken und blickte auf die mächtige Feuersäule, die hinter den hohen, blühenden Linden aufstieg, und hörte auf den vollen Gesang der jungen Stimmen.

Sie selbst war ein frisches Geschöpf mit schönen, dunklen Augen, wie ihre alten Kusinen sie auch hatten. Sie war aber stärker gebaut, hatte einen heißen, lebendigen Ausdruck, einen etwas trotzigen, kindlichen Mund.

Es waren zu viel Alte um sie her. Sie hätte auch lachen und jubeln mögen wie die Roggenbachs drüben, statt verstaubte Liebesbriefe, Hauben und altes Gerümpel mit den Kusinen zu verbrennen und in Liebesbriefen zu lesen, die einst Gott weiß wer geschrieben.

Sie trug ein rotes Tuch um den Hals geschlungen; das sah nach Sehnsucht und Lebensglut aus.

Eine von den zarten alten Mädchen sagte: „Schaut Engele an mit ihrem roten Tuch!"

Alle sahen auf das Mädchen. Da kehrte sie sich trotzig um.

„Engele, Bengele!" Der Vater der fünf zarten Heiligen drohte mit dem Finger. Engele aber war traurig.

Der Volksmund nannte das Haus, in dem sie geboren war, und in dem sie lebte, den Jungfernturm, wegen der vielen unverheirateten Gutjahrs, und sie, der junge Trieb unter den alten Blättern,

fühlte sich matt, als fehlte ihr der Widerstand gegen das vielfältige Alter. Sie hatte nun ihr Lebtag gesehn, wie die Kusinen herumschuffelten in ihrem verträumten Hauswesen, wie nie etwas der Rede wert geschehen war. Sie wußte, keine ihrer Kusinen war je von einem Mann begehrt oder geküßt. Sie schliefen in kahlen, reizlosen Käffterchen, in die nie eines Menschen Auge blickte; wenn eine von ihnen krank war, lag sie wie vergessen. Sie hatten nichts Rechtes zu tun, und was sie taten, taten sie alle miteinander und verdarben es deshalb. Die Kusinen gingen des Tags zweimal spazieren, jede für sich allein. Da huschten sie dahin, da flatterten sie dorthin in ihren Schals und aufbauschenden Beduinen, da kamen sie nach Hause, und jede hatte im Frühjahr ein „Vögelchen" gehört, jede ihr Vögelchen, das sie keiner verriet, das sie immer von neuem aufsuchte.

„Da hab' ich Dir e Rotkehlechen entdeckt," prahlte Röschen, die Älteste. „Da singt Dir e Amselchen," fiel Lili ein, „tü-tü-tü i-u-i." Der Vater lachte dann und sagte: „Das Amselchen, wett' ich, wird meine Amsel sein. Tü-tü-tü i-u-i macht nur die meine."

So gingen sie immer auf Vogelwegen und hatten die größten Seligkeiten und Wonnen, die Engele ängstigten.

Einmütig waren sie ganz in der Liebe zu ihrem Vater. Engele liebte auch den ihren; aber dennoch drängte sich zwischen sie und ihre Liebe die ganze Welt. Sie wollte Unendliches erleben, wollte Gott weiß was tun, war aller Unruhe voll.

Sie steckte fast immer daheim. Die Mutter war eifrig und tat lieber alles selbst, als daß sie der Tochter die Arbeit gab.

Und wie stark fühlte Engele sich und wohlgemut! Im Garten grub sie gern, das war etwas für sie, das tat sie mit Lust; aber sonst hatte sie viel Langeweile.

Jetzt knisterte das Feuer hell auf. Da waren wieder Briefe und alte Bänder hineingeflogen und altes Zeug.

Bei Roggenbachs flammte das Feuer auch auf, und sie lachten so hell und stark und fröhlich. Und von allen Bergen leuchteten jetzt die Johannisfeuer, und ferne Musik erklang.

Engele dachte, daß sie auch ein Erlebnis gehabt habe, als sie noch ein Schulkind war, ein Erlebnis,

wie niemand sonst in ihrer Bekanntschaft, und es erschien ihr wie ein Symbol oder ein Traum.

Sie hatte einen Freund gefunden, einen alten, merkwürdigen Mann, einen Astronomen, der hier ganz einsam in seinem hohen Hause lebte, auf dessen Dach er sich eine Sternwarte hatte bauen lassen. Im Städtchen selbst kannte ihn ein jeder. Man sah ihn vorsichtig einhergehen, als wenn er dem Boden unter seinen Füßen nicht recht traute. Wer mit ihm in Berührung kam, war von seiner Liebenswürdigkeit entzückt. Doch alle sahen ihn mit einem gewissen Mitleid an.

Engele war einmal von ihm angetroffen, als sie verlänglich durch das Schlüsselloch des Mauerpförtchens blickte, das in seinen geheimnisvollen Garten führte.

Wie eine wunderbare Erfüllung stiller Wünsche war es ihr erschienen, als er in Wahrheit vor ihr stand und sie freundlich anredete, das Pförtchen aufschloß und sie in den altmodischen, verwachsenen Garten einließ.

„Komm," hatte er ihr gesagt, „ich will Dir etwas zeigen, mein Kind, was Du noch nie gesehen hast."

Sie war von ihm durch das ganze stille Haus die Treppen in die Höhe geführt worden. Zuoberst wurde die Treppe eng und gewunden, und der frische Abendwind war ihnen entgegengeweht.

Wunderlich, daß es in dem fremden, stillen Hause mit dem fremden, alten Manne ihr gar nicht bange geworden war. Aber es war von diesem alten Menschen eine stille Freudigkeit ausgegangen.

Die enge Treppe hatte auf eine kleine Plattform geführt. Der schöne Hausberg lag langgestreckt vor ihnen. Die feine Mondsichel stand silbern am Himmel, und vor ihnen erhob sich ein blinkendes und schimmerndes astronomisches Fernrohr. Der alte Herr hatte daran gerückt und dann gesagt: „Nun halt' Dich ruhig und schau hinein, da siehst Du den Saturn mit seinem Ring." Und den sah sie dann auch auf tiefschwarzem Grund, wie er im Raume schwebte; so zierlich und greifbar stand er vor ihr mit seinem Ring. Sie war ganz stumm und still gewesen, als sie so in die Geheimnisse des Himmels hineingeblickt. Ein Schauer hatte sie durchfahren. Dann hatte der alte Herr das herrliche Fernrohr noch auf die Mondsichel gerichtet und das Kind ein strahlendes, mächtiges Kleinod mit schim-

mernden, großen Perlen besetzt, ein Wunder sondergleichen erblicken lassen.

Im Erdgeschoß war das Reich seiner zwei alten Dienerinnen, die mußten damals Engele begrüßen.

„Die beiden kannten mich schon in meiner Jugend und hätten nicht gemeint, daß ich mir ein kleines Mädchen von der Straße heraufholen müßte, um ein liebes Kind einmal in meinem einsamen Hause zu haben," hatte der alte neue Freund gesagt, und dann noch: „Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt." So hatte er Engele wieder auf die Straße geführt — und sie hatte einen guten, getreuen Freund bekommen.

Die ältlichen Kusinen aber waren damals ganz außer dem Häuschen gewesen, als sie alles gehört hatten.

„Ach, un wie er Klavier spielt!" hatte Röschen gerufen. „Wenn man abends an seinem Garten auf und nieder geht, ist mir's oft, als ob die Engel drinnen musizierten."

„Ne aber! Das weißt Du auch, da geht Röschen auch?" Das war Katinka gewesen. „Ne aber, ne gucke, un Geige spielt er auch manchmal. Das klingt euch, als sänge eine Seele in der hohen Seligkeit." Un da

waren sie alle fünfe, ohne voneinander zu wissen, auf dem stillen Weg zwischen Gärten in ihren bauschigen Beduinen und flatternden Longschals auf und abgehuscht. Jede hatte da ihre besondere Stunde gehabt, ihren besonderen Tag, wo sie ihn belauschte und glaubte, sie alleine hüte dieses Geheimnis.

Der alte Doktor mit dem silbernen Wolkenhaar und den blitzenden, braunen Augen, die wie in der Jugend leuchteten, hatte ganz verschmitzt gelächelt, und es war darauf zu wetten, daß auch er seinen Tag und seine Stunde hatte, an dem er dem einsamen Musikanten zu Gefallen ging.

Engele aber war in das Geheimnis eingedrungen.

Der Herr, das Haus und die alten Dienerinnen waren ihr miteinander zu einer Art Heimat geworden. Sie hörte des Herrn Klavier- und Geigenspiel, sie schauten in die Sterne, und er erklärte ihr die Geheimnisse und unfaßbaren Verhältnisse des Raumes und seiner Welten. Sie kannte jeden Winkel im Haus. Diese Freundschaft aber hatte ihr eine Ausnahmestellung bei den Ihrigen gegeben, eine Reife und Sicherheit, ein Wissen und Schauen,

das über ihre Jahre und die Bildung der Mädchen in der kleinen Stadt ging, was alles sie aber auch vereinsamte und sehnsüchtig stimmte. „Leben, Leben!“ dachte sie. „Herrlich und voller Wunder ist die Welt!“

Kurze Zeit nach jener Johannisnacht, in der Engele sich das ganze Begebnis und die jahrelange Freundschaft mit dem guten Astronomen so recht von Herzen vorgestellt hatte, starb der einsame Mann.

Das Haus stand vollends leer, nur in einer stillen Stube, die zum Garten hinausging, lebten die alten Dienerinnen. Die fünf heiligen Jungfrauen waren mit zum Begräbnis gegangen, auch der Doktor.

Man trug einen geliebten Freund von ihnen allen zu Grabe. Der alte Astronom hatte dankbare Zuhörer gehabt, und es wurden Tränen vergossen aus Augen, die er nicht kannte. Auch viele Arme kamen, denen er Gutes getan, und Engele war fassungslos vor Schmerz. Ihr schien nicht nur ein geliebter Mensch versunken zu sein, sondern mit ihm eine ganze, schöne, reiche Welt.

Aber nicht nur die fünf heiligen Jungfrauen geleiteten den Einsamen zu Grabe. Nein, es standen wie schöne frohe Engel vier herrliche, große, blonde Mädchen in weißen Kleidern und ein großer, blonder Junge mit um das Grab, eine schwarz gekleidete stattliche Frau und ein sehr vornehm aussehender Mann, der sich ein wenig vorgebeugt hielt. Es mochte dies mehr die Art seines Wesens sein, die ihn zu dieser Haltung veranlaßte; denn er war noch nicht alt.

Das waren die Roggenbachs, die in der Johannisnacht ihr gräflich stolzes Feuer entzündet hatten, und deren Gesang Engele so sehnsüchtig gestimmt hatte. Ihr alter Freund war ein weitläufiger Verwandter von Roggenbachs, ohne viel Verkehr mit diesen gepflegt zu haben. Er war zu sehr an seine Einsamkeit gewöhnt gewesen. Ihr war aber öfters von ihm versprochen worden, sie zu seinen Verwandten zu bringen. Nun schien sein Tod sie noch zusammenführen zu wollen.

„Sind Sie das liebe Engele, das unser guter Vetter uns immer bringen wollte, den wir so sehr vermissen werden, trotzdem wir uns wenig sahen? Aber er gehörte zu den Menschen, die einem das

Leben reich machen, wenn man nur denkt, sie sind da."

Das sagte die Gräfin warm und natürlich, so daß Engele voll Vertrauen zu ihr aufblickte. Die Gräfin stellte sie ihren Kindern vor, und die großen Mädchen schauten gutmütig und treuherzig auf sie.

Sie wurde auf das liebevollste eingeladen, die fünf zarten Jungfrauen wurden begrüßt. Man lernte sich endlich kennen, trotzdem man so viele Jahre einander unbekannt in naher Nachbarschaft gelebt hatte.

Das Erdgeschoß, in dem Tante Gutjahr gewohnt hatte, deren Angedenken in der Johannisnacht verbrannt worden waren, stand leer. Denn es war für die Familie so eine Sache, fremde Leute einziehen zu sehen und mit diesen den Garten zu teilen. Die gediegenen Möbel blieben wie zu Lebzeiten der Verstorbenen in den Wohnräumen. Die Fenster wurden täglich geöffnet, die duftende Sommerluft strömte ein, und es war im Erdgeschoß wie in einer Kirche.

Da kam eines Tages der Advokat Gundelwein zu Gutjahrs. Ihm war der Tod der alten Jung-

frau bekannt. Es war ihm auch bekannt, daß die hübsche, sonnige Gartenwohnung leer stand. Denn er wußte alles, was im Umkreis von zwei, drei Meilen in und um Weimar vorging, und er vermochte Gutjahrs, die Wohnung für eine unbestimmte Zeit an ein junges freiherrliches Ehepaar zu vermieten, dem es in Weimar nicht recht behagte. Ihre Reisekutsche habe er in Verwahrung in der eigenen Scheuer. So wurde er mit den Gutjahrs handelseinig und hatte somit seine Mieter, über die er sich so sehr gefreut, verloren. Der Freiherr war seit seinem Besuch bei Goethe so schwermütig und launenhaft, daß Herrn Gundelwein die kleine Freifrau erbarmte; und er gab ihr vollkommen recht, daß es jetzt nicht der Augenblick sei, um wieder in die Einsamkeit heimzureisen. So war der gutmütige Herr Gundelwein auf Jena verfallen. Da gab's Professoren, Vorlesungen und alle möglichen Leute, die Herr Gundelwein kannte.

Es war beschlossene Sache: in den allernächsten Tagen sollte das junge Paar bei Gutjahrs in das Erdgeschoß ziehen. Und Frau Gutjahr sagte: „Seht Ihr, wie gut, daß Ihr mir gefolgt habt, und daß wir die Angedenken der lieben Tante am Johannistag

verbrannt haben, war doch das einzig Richtige. Wie hätten wir jetzt Ordnung machen können! Nun sind die Kommoden und Schränke leer, und alles geht in schönster Ruhe vor sich."

In der Zeit der allerherrlichsten Pracht des Gartens, der sich bis an die Saale hinstreckte, zog das junge Paar bei Gutjahrs ein. Sie kamen in einem weimarischen Mietswagen angefahren, Hans saß mit auf dem Bock, die Arme verschränkt, denn mit seiner Kutscherherrlichkeit war es vorderhand vorbei. Er war Diener, Hausbursch, Köchin, alles in einer Person geworden. Gott weiß, wie lange die alte Reisekutsche in der Scheuer des Herrn Gundelwein wieder Ruh haben mochte! Diese Mieterin wenigstens hatte der gute Advokat sich zum Troste zurückbehalten.

Hinter jedem Vorhängchen guckte bei Gutjahrs jemand vorsichtig am Fenster, als das junge Paar mit Herrn Gundelwein der Kutsche entstieg

„Ne, wie reizend, wie allerliebst, wie fein, wie'n Elfchen!" In allen Tonarten gaben die fünf heiligen Jungfern ihre Meinung hinter den Gardinen des großen Wohnzimmers zum besten.

In dem Stock über ihnen stand Engele mit großen Augen und schaute auf die Koffer und die Fremden.

Die Mutter empfing ihre Mieter freundlich.

Herr Gundelwein war besonders beweglich, lief dahin und dorthin, schleppte dies und jenes. „Das ist ja, das ist ja", rief er fortwährend, „ganz allerliebst! Sehen Sie nur, verehrter Baron, sehen Sie nur, hochgeschätzte Baronin, das aber hat Ihr gehorsamster Diener gut gemacht!"

Ja, und es war gut. Nur fort aus diesem Weimar, das Myrtel von ganzer Seele haßte! Sie warf einen Blick auf den Garten, der in Sommerblumenfülle prangte. Sie sog den balsamischen Duft ein, der ihr nach den Gerüchen der Wünschengasse ganz köstlich erschien. Der Freiherr schaute auch wieder ein wenig freier um sich, aber die Falte zwischen Nasenflügel und Mundwinkel war scharf gezogen und gab ihm einen mißmutigen, kränklichen Ausdruck.

Engele hörte, wie die Mutter sagte und auf den Garten wies:

„Da unten die große Sommerlaube, die der unsern gegenüber liegt, ist nur für die Herrschaften

bestimmt. Da haben sie einen hübschen Blick auf die Saale und die Berge."

Die kleine Freifrau ging mit Herrn Gundelwein aus und besorgte allerlei zum Abendbrot, wollte Tee, Brot und Butter kaufen und Thüringer Wurst, und der Advokat stand ihr getreulich bei, denn er war in Jena genau so bewandert wie in Weimar.

Unterwegs begegneten sie Mathias Heinloth, der hier eine Schreiberstelle am Magistrat innehatte. Er war als Student zu keinem Examen gekommen und war vor allem Dichter.

Bis jetzt hatte Myrtel noch nicht viel mehr als „Prost—Pröstchen" von ihm gehört; aber Herr Gundelwein sagte, daß er ein sehr feiner Kerl sei.

Er bewegte seine Hände so nachlässig. Ja, an dem Abend, als Myrtels Ehemann verzweifelt von Goethe gekommen war, da war Mathias Heinloth auch gesprächig gewesen. Myrtel hatte nicht viel davon verstanden, denn ihr Herz war an diesem Abend so schwer, wie es eigentlich heute auch noch war.

Sie hatte aber gehört, wie er etwas vom „großen

Tier" in Weimar sagte, das auf allen Reimen liegt; damit hatte er Goethe gemeint. Seine Hände waren dabei herumgeflattert, trotzdem sie weich und dick waren; sie saßen so locker in den Gelenken. Er hatte gesprochen, als spräche er mit den Worten der Heiligen Schrift; aber es war alles Unsinn gewesen. Es tat ihr in der Seele weh, daß dies dumme Zeug bei ihnen geredet wurde, ohne daß Gabi dazwischenfuhr. Der hatte aber ganz teilnahmslos und versunken dabei gesessen.

Und diese ganzen Tage war es ihr nicht aus dem Sinn gekommen:

„O weh, mein Liebster gehört zu denen, die müde sind, nicht zu den Tapferen, Wachen, die vorwärts schreiten!"

Die arme kleine Myrtel kaufte ohne Lust, was man zu des Lebens Notdurft und Nahrung braucht, und hörte, wie Mathias Heinloth sie damit unterhielt, daß er gewaltig auf die Deutschen schimpfte, diese Mückenseiher, diese Spießbürger, die sich ihres Daseins schämen, ihrer Sprache, ihrer Kleider und Bärte, ihrer Weiber, kurz ihres Daseins. Reif wären sie, sagte er, zum Verschlucken. Sie wären ein Bissen, der den Franzosen gewiß nicht schwer

im Magen liegen würde, denn ehe sie nur hinunterkämen, würden sie schon französisches Fleisch und Blut geworden sein.

„Nun aber Goethe?" fragte die kleine Freifrau ein wenig schelmisch. „Dieser Bissen möchte wohl für die Franzosen zu stark sein."

„Den wollen sie gar nicht," sagte Mathias Heinloth und schaute auf ein Fläschchen mit Rum, das die zarte Hausfrau soeben in einem Kolonialladen nebst einer Tüte Zucker einkaufte.

„Ja, ja," sagte er, „mit so etwas muß der Deutsche versetzt werden, so etwas fehlt ihm im Blute. Der liebe Herrgott hat irgend was, als er die Deutschen braute, vergessen. Was? Darüber sind sich die Gelehrten nicht einig. Salz? das haben sie; aber Sprit, Spiritus und Wein für die Genies! Damit kann man wenigstens den Fehler korrigieren. Hält freilich nicht lange vor, muß immer wieder aufgegossen werden."

„Geh," sagte der Advokat Gundelwein, „das versteht so eine feine kleine Freifrau nicht."

„So," sagte Mathias Heinloth, als interessierte ihn dies sehr.

Es blieb Myrtel nichts übrig, als Herrn Gundel-

wein und Mathias Heinloth zum Abendessen aufzufordern, so ungern sie es tat.

Es wurde aber mit ungeheuchelter Freude angenommen, so daß sie den beiden nicht recht böse sein konnte, daß diese am ersten Abend sich gleich wieder bei ihnen breit machten.

Als Myrtel in das Haus hineingegangen war, schlug Mathias Heinloth dem Advokaten auf die Schulter und sagte:

„Herrgott noch einmal, gibt es etwas Süßeres als dieses einzige Kind, Myrtel? So hingerissen hat mich noch kein Weib auf Erden, und nur durch ihr sanftes Dasein. Deifel, Deifel, da bin ich eingegangen, alle Seligkeiten der Erde blicken aus diesen Augen und liegen in diesen süßen gebundenen Gliedern, nur daß mich dies alles nichts angeht! Verflucht! Diese Seligkeiten aufzulösen, freizumachen, Herrgott noch einmal!"

„Du bist wohl ganz verrückt," sagte Herr Gundelwein. „Ich hab' sie in den Armen gehalten, wie sie weinte — und ich sage Dir, ein zierliches, allerliebstes Holzpüppchen!"

„Holzpüppchen? Weil Du'n Hanswurscht bist! Die, sage ich, kann zu Fleisch und Blut und zu den

wahnsinnigst heiligsten Offenbarungen des Lebens werden, wenn — wenn sie nicht ekstatische Wege geht. Lehre Du mich ein solches Weib kennen! Und wenn mich tausendfach ein Goethe vor den Bauch getreten hätte, und wenn sie mir jedesmal, was ich schrieb, alles höflichst zurücksandten: Hier stehe ich und komme daher wie noch emal e Poet!"

Damit reckte er sich und streckte sich und streckte sein Bäuchlein vor und preßte die Schulterknochen zusammen, daß sein Rock im Rücken wie eine Watteaufalte zusammenschlug. Er ahnte oder ahnte nicht, wie drollig er war, aber er meinte es ungeheuer ernst.

So hatte die kleine Freifrau einen sehr lebendigen Anbeter gewonnen.

Im Hause des Freiherrn Schenk von Geyern ließen es sich von diesem Tage an gar manche wunderliche Herren wohl sein. Myrtel nannte sie die Genies. Und die Genies kamen oft und saßen mit dem freiherrlichen Paar in der Sommerlaube, die der Laube der Gutjahrs gegenüberlag, und bei Regenwetter im netten großen Wohnzimmer der verstorbenen Tante

Der schöne, mit künstlicher Lasterhaftigkeit gezierte Baron Blonberg fand sich auch häufig ein. Er kultivierte seine Blässe neben seinem Studium, das er außerordentlich ausdehnte, genoß dazu den Eindruck, den er auf seine Mitmenschen machte, war Napoleonschwärmer und hatte eine große Neigung zum Katholizismus. Er war eng mit Mathias Heinloth befreundet, den er sich gewissermaßen zu seiner Folie erwählt hatte.

Zu diesen beiden gehörten mit großer Treue Joseph Schätzler und Richard Stiefel. Alle junge oder ältere Musensöhne, die nebenbei der Dichterei in die Arme gefallen waren.

Es war eine ganze kleine Dichterschule, in die der Freiherr mit aufgenommen wurde, und deren Mäzen und Enthusiast Alf Gundelwein war.

So kamen und gingen im Jungfernturm von jetzt an allerlei interessante junge Männer, wie derartige noch nie seit Menschengedenken dieses Haus betreten hatten.

In der Wohnung des Freiherrn wurde alles besprochen, was nur besprochen werden konnte: Napoleon, Goethe, Philosophie, Naturwissenschaften, Politik, von der sich in dieser Zeit genug sagen ließ,

aber wenig gesagt wurde. Napoleon drängte unüberwindlich und unaufhaltsam vorwärts, und über Deutschland lag tiefster Druck. An Stoff zum Plaudern fehlte es nicht.

So oft als tunlich kam Herr Gundelwein in der schwerfälligen, unbequemen, langen Postkutsche von Weimar herübergerumpelt und goß seinen Enthusiasmus über seine Freunde aus.

Er hatte zu oft die einzelnen Teile, wenn es ihnen nicht zum besten erging, kräftig ernährt und es ihnen für die Nacht in seinem eigenen Hause, mit eigenen Händen, wie es das freiherrliche Paar mit angesehen hatte, behaglich gemacht.

Ueber alle Gedanken und Einfälle, die sich etwa gestalteten, wenn die Dichter abends beieinander saßen, wurde sonderbarerweise sorgfältig Buch geführt, das hatte Mathias Heinloth in einer guten Stunde so eingerichtet. Die Gedanken waren somit zum Gemeingut geworden. Ein jeder durfte sich ihrer bedienen. Von keinem Einfall wurde der Urheber eingetragen.

Heinloth und Baron Blonberg waren außerordentlich für den Gedanken eingenommen, in dieser Zeit des Druckes, der Haltlosigkeit und Schwachheit,

in der diese beiden Türme Goethe und Napoleon ragten, Gruppen zu bilden, fest aneinandergefügte Gruppen. Gegen den Turm Goethe sollten seine Intelligenzen sich aneinanderschließen, Beeren, die sich zu einer Traube gestalteten. Ach, sie wollten eine Traube sein, die von den Männern, welche nach Kanaan ausgezogen waren, schwerlich geschleppt worden wäre, sie wollten sich zu einer einzigen Persönlichkeit kristallisieren. Die Schleusen sollten sich öffnen, die einen „Ichsee" vom andern trennten. Zusammen wollten sie strömen. Ein Ich sollte werden! Ein Ich mit den köstlichsten Gaben, mit einem Reichtum persönlicher Eigenschaften. Ihre Talente sollten erstarken, im Vertrauen sondergleichen zueinander, ein Miteinanderschaffen und -dichten. Eine Sprengung des Ichs zum Besten der Idee. Leben und Sichentwickeln des einzelnen zum Wohle aller. Die Gruppe, die diese miteinander darstellen wollten, sollte „der Ichsee" heißen oder „die Traube" oder einfach „das Ich".

Und da saßen diese Männer, denen es allen nicht zum besten ging, und träumten und gestalteten ihre Gruppe aus.

Myrtel war es oft zumute, als befände sie sich unter Kindern. Eifrig, lebhaft und ausgelassen ging es zu. Niemand kam so recht zu sich selbst. Myrtel sah ihren Gatten nicht arbeiten. Seine Stimmung aber besserte sich.

Sie lasen sich gegenseitig ihre Werke vor und behandelten den Dichter jedesmal mit Weihe und Ehrerbietung. Der Freiherr blieb in dieser Beziehung bisher vollkommen zurückhaltend. Er las nie seine eigenen Werke, war aber ein aufmerksamer, liebenswürdiger Zuhörer. Die andern schienen längst wie ineinander verfilzt gewesen zu sein, ehe sie den Freiherrn kennen lernten.

Mathias Heinloth aber schien der fruchtbarste Gedanken- und Einfallsmensch zu sein. Daher ließ er es sich nicht nehmen und machte an alles, was er für das Hirn der Allgemeinheit zur Welt brachte, ein Schwänzchen.

Aber wiederum war alles, was von Mathias Heinloth stammte, durchaus nicht abgeklärter Natur und oft recht unverschämt und kollerig, so daß es auch meist wieder an ihn zurückfiel.

Sehr gesucht waren Baron Blonbergs Aussprüche über die Weiber und das Leben in Groß-

städten, das sie alle nicht kannten, ganz besonders aber Andeutungen geheimnisvoller Art, die von den lasterhaft geschwungenen Lippen des Barons kamen.

Joseph Schätzlers Geistesprodukte nannten die Glieder der Gruppe „Sauerkraut"; was aber sehr beliebt und als nützlich angesehen wurde. Dann waren noch einige Jünglinge, die öfter etwas zum besten gaben, was man „aus dem Schmusgrund" titulierte. Das hatte auch seine Verwendung. Richard Stiefel wurde zum wissenschaftlichen Halt der Gruppe, denn er gab zumeist gelehrte Brocken und allerlei Kenntnisse. „Aus dem kuriösen Antiquarius" nannte man dieses.

Der Freiherr Schenk von Geyern aber wurde als das romantische Prinzip bezeichnet.

Wenn alle Schleusen geöffnet waren, so flossen und strömten die Gedankenwellen nur so, daß es manchmal schien, als wollte die Gruppe „Jchsee" aus den Ufern treten. Es waren, wie man in Weimar sagt, „gewiefte" Leute, und keiner schien auf den Kopf gefallen zu sein. Sie konnten schon durch ihr Ineinanderfließen eine Persönlichkeit zusammenbringen, die alle Achtung verdiente.

Die kleine Freifrau Myrtel war natürlich von diesem geistigen Zusammenfluß ausgeschlossen. Doch spukte sie in allen Köpfen, sie, das einzige weibliche Wesen in dieser Dichterschule, und sie wurde beachtet, studiert und betrachtet, mehr als ihr lieb war.

Mathias Heinloth hockte zumeist wie ein Hund ihr zu Füßen und sagte, daß er nur so leben könne. Er war auch wie ihr Schatten. Wenn sie, aus der Kristallkaraffe der verstorbenen Tante, der Gruppe in die feinen, geschliffenen Gläschen einen leichten Wein eingoß, ging er hinter ihr drein, als wäre sie zarter wie das zarteste Glas und er immer bereit, sie in den Armen aufzufangen. Myrtel war auch die Ursache, daß die Zusammenkünfte des „Ichsees", wie die Gruppe schließlich genannt wurde, nicht allzu geräuschvoll ausfielen.

Die Genies machten ihr viel Müh' und ermüdeten sie sehr, denn ihre Versammlungen dehnten sie bis tief in die Nacht aus, und Myrtel war müde und ihr Herz sorgenschwer. Denn dieses Theater, das hier in ihrem Hause spielte, war das Rechte nicht, das fühlte sie. Ihres Mannes Wollen war ernst und lag tief in seiner innersten Seele.

Sie wußte, er war ein Dichter. Sie glaubte an ihn, und sie war dem großen Goethe gram, daß er diesem tiefen, wahren, armen Menschen nicht die Hand gereicht, nach der ihn so sehr verlangt hatte. Es fehlte ihrem Manne irgend eine Kraft, die ihm Festigkeit des Wollens gegeben hätte.

Diese guten törichten Jungen, mit denen er jetzt seine Abende verbrachte, wollten das, was sie wollten, ehrlich aus der Tiefe ihres deutschen Gemütes, so sonderbar ihr alles erschien.

Weshalb liest Du ihnen nie etwas von Dir?" fragte Myrtel, als sie mit ihrem Eheliebsten eines Abends ohne Gäste beieinander saßen, süßtraulich und etwas schwermütig wie oft daheim im alten Traumhaus. Sehnsuchtsvoll, ganz Heimweh war Myrtel.

„Weshalb soll ich denn lesen? Siehst Du nicht, wie zufrieden sie sind, daß ich's nicht tue?"

„Ach, geh," meinte Myrtel, „nein, die täten sich freuen. Ich hab' doch auch gesehn, Du hast wieder ein bissel gearbeitet."

„Für Kinderchen, da die Alten nichts von mir wissen wollen."

„Da lies es mir," bat Myrtel leise.

„Weißt Du, Myrtel, es ist doch so: Nur das ist Kunstwerk, was Fleisch und Blut, das böse Haus zerbricht und die verborgene Seele freimacht — und wenn es das kleinste, das ärmste Werk wäre, muß es ein Erlösungswerk sein."

„Ja," sagte Myrtel eifrig, „ja, glaub' mir, ich weiß, was Du willst. Geh, hol's halt!"

Und der Freiherr ging langsam und zögernd an den Schreibtisch und nahm ein paar Blätter aus dem Schubfach.

„U n d s i e h e , e i n E n g e l G o t t e s s t e h t v o r E u c h ,"

so heißt es."

„Is wahr?" sagte Myrtel froh.

„In der Wünschengasse zu Weimar", begann der Freiherr.

„Ach, in der Wünschengasse," wiederholte Myrtel leise.

„Da stand ein kleines, müdes Haus. Alle andern hatten sich längst gereckt und gestreckt, trugen hohe Schieferdächer oder waren mit Ziegeln gedeckt, hatten hübsche hohe Fenster mit vielen blanken Scheiben. Ansehnliche Leute gingen in den hüb-

schen Häusern ein und aus, berühmte Leute, wohlhabende und hochgeachtete.

Die Wünschengasse war mit der Zeit sehr vornehm geworden, und niemand würde an ihre einstige bescheidene Vergangenheit sich mehr erinnert haben, wenn nicht das schindelgedeckte Häuschen gewesen wäre. Das hockte klein und bucklig zwischen zwei hohen Mauern. Das moosige Dach war ihm wie eine Mütze über die Augen gerutscht. Es schien zu schlafen.

Ein bescheidener Rauch wie von einer Tabakpfeife kam um die Mittagszeit aus seinem Schornstein. Und durch das kleine Fenster mit den vier Scheiben schimmerte am Abend das dämmerige Licht einer schlanken Talgkerze, durch die das dünne Döchtlein der Armut gezogen war.

Aber wie in einem Vogelkäfig zwitscherte es im Haus Sommer und Winter, als hielte sich die wohlhäbige Wünschengasse in der hockigen Hütte Lerchen und Zeisige, allerhand liebliche Vögel zu ihrer Unterhaltung und Kurzweil.

Die alten Nachbarinnen, die dem Häuschen gegenüber wohnten, brummten sich nach der Art alter weltfremder Leute oft mürrisch zu: „Eine Witib und

zwei elendige Bälger!' Es roch bei den alten Nachbarinnen gar oft nach Sauerkraut und Speck und allerhand leckeren Speisen. Jetzt zur Weihnachtszeit dufteten durch das Flockengestöber die warmen Dunstwolken, die aus frischem Weihnachtsgebäck aufstiegen, hinaus in die Gasse. Niemand hatte aber darauf acht gegeben, daß die junge, leichtfüßige Witwe seit geraumer Zeit schon nicht mehr so flink und fröhlich mit ihrem weißen Tuch um den Kopf am Abend, wenn sie von der Arbeit kam, durch die Gasse gelaufen war, und niemandem mochte es aufgefallen sein, daß zwei zarte, leichte Kinder, ein Bübchen und ein Mädchen, ihr nicht mehr lachend und jubelnd entgegengeflogen waren und ihr zwitschernd am Halse hingen, bis alle drei kosend im Häuschen verschwanden.'"

„Ach," flüsterte Myrtel und unterbrach ihn: „Das ist das Brotweibel und ihr Bübel! O — Du! Denen hast Du wohl die Seele erschaut?"

„Paß halt auf," sagte der Freiherr.

„'Die Lerchen und die Zeisige waren still geworden, als wäre die Zeit der Mauser da. Niemand merkte diese Stille. Die ganze Welt war lautloser geworden. Die große Schneeruhe war eingetreten.

Die Flocken sanken vom Himmel. Die Schneepolster, die sich über die Straßen der Stadt und über die ganze Gegend breiteten, wurden höher und weicher, die Schritte und die Stimmen lautloser, und die Glocken klangen gedämpft durch die weiche, flockige Schneeluft. Es war die rechte Zeit, um zu vergessen. Alles wurde überschneit und eingeschneit. Ein jegliches vergaß den Sommer, die grünen Bäume, die singenden Vögel, als wäre solche Herrlichkeit nie dagewesen, und ein jeglicher vergaß seinen lieben Nachbar mehr noch als sonst, denn er hörte ihn nicht schreiten oder über die Straße schlurfen. Mit dem vollaubigen Sommer und den Vögeln war auch die kosende flinke Witwe mit ihren zwitschernden Kleinen vergessen. Die Rauchwolke kräuselte sich mittags karg über dem Schornstein; im kleinen, eisernen Ofen brannte das Feuer kläglich, und die junge Witwe saß vor dem breiten Bett, in welchem das zarte, leichte Mädchen im bösen Fieber lag. Der Bub kauerte eng an die Mutter angedrängt oder lag, wenn die Mutter im Hause ein wenig nach dem Rechten schaute, beim Schwesterchen, hielt es umfangen, schwätzte mit ihm und wärmte sich an dem zarten, brennenden Körper. ‚Wie Du klopfst,‘ sagte

das Bübchen. ‚Was klopft nur so in Dir?‘ Da lächelte das kranke Kind und sah den Bruder verständnislos an.

‚Schau' nich so,‘ sagte der Bub ängstlich. ‚Spiel' doch — schwätz' doch! Mutter! Mutter!‘ rief er ängstlich.

Da kam das junge Weib atemlos herein, hohlwangig und müde gehetzt von Angst und Arbeit und Ratlosigkeit und von der Sorge, woher das Nötigste nehmen für sich und die Kinder, fast ohne Verdienst.

Die Krankheit schlich dahin, nahm alles mit sich, was das Leben lieblich macht, Kraft, Ruhe und Regelmäßigkeit. Die Nächte wurden zu Tagen, die Zeit dehnte sich und wollte kein Ende nehmen. Als es gar nicht besser wurde und die kalten Hände der Mutter die heiße Stirn des Kindes nicht mehr kühlten und das Kamillentränklein nichts half, da machte sich die Mutter zum alten Doktor auf, der in der Wünschengasse wohnte, und klagte dem ihr Leid. Der kam durch den Schnee gestapft und trat in das niedre, kleine Haus, bückte sich, als er durch die Stubentür ging. ‚Hoho!‘ sagte er, ‚was ist mir das?‘ als er das Häuflein Unglück sah, die schwache, zarte Mutter, angedrängt an die Kinder. Das kranke

Tierlein in der Mitte, die Kühle der beiden Gesunden einsaugend und Wärme gebend. ‚Hoho — hoho! — Na, macht Platz, Ihr, daß ich mir den Schelm einmal betrachten kann.‘

Sie rückten auseinander und erschauerten in der Kühle. Das fiebernde Kind lag keuchend und zuckend vor dem Arzt.

‚Der Tausend!‘ sagte der und schaute vom Kinde auf die Mutter — und über das alte, wissende Arztangesicht legte sich der unerbittliche Zug, der sich nicht verbergen läßt —, der also zu deuten ist: Beugt Euch, ein Großer ist nahe — er ist schon in der Stube. Die Mutter schaute auf die stummen Lippen des Arztes. Keine Frage — aber ein Röcheln, als wäre sie angeschossen wie ein Wild, rang sich aus ihrer Brust. Und als wäre noch einer im Raum, den nur das kranke Kind erblickte, hub es zu reden an und blickte ins Leere. Und deutlich frug es: ‚Werd ich jetzt zermacht?‘

‚Was sagt sie denn?‘ frug der Arzt.

Die Witwe aber hatte verstanden, was ihr Kind frug. Sie kannte die Kindersprache gar wohl — und ihr Kopf sank ihr auf die Arme, die sich am Bettrand stützten.

‚Ich möchte ein Weihnachtsgärtchen haben,‘ murmelte das Kind wieder, ‚wie sie am Markte stehn, mit Schäfchen und Lichtchen und dem Kindlein und der Mutter — ein Engel oben drauf aus Gold — gell, Mutter, oben der Goldengel?‘ Der Arzt nickte dem Kinde lächelnd zu und sagte zur Mutter, was mit ihm geschehen solle, gab ein paar Trostesworte, wie es sich gehört — und ging wieder hinaus in den Schnee, der so gar viel vergessen läßt. Höflich geleitete den alten Doktor das zitternde junge Weib bis vor die Tür.

Nun aber begann die Seele des abscheidenden Kindes einen sehnsüchtigen Wunschtanz.

Der alte Doktor hatte durch sein Wissen den Tod in die Stube gebannt. Sie fühlten ihn. Sie bückten sich. Aber die Seele des sterbenden Kindes tanzte — wünschte — und tanzte. Sie hatte die Erde lieb und alle Lieblichkeiten der Erde, den Sommer und alle Lieder, die das Kind mit der Mutter gesungen, und die liebe Sonne und auch, was es nicht kannte; alles aber vereinigte sich in dem einen Wunsch: ‚Ein Weihnachtsgärtchen, Mutter! Ein Pyramidchen vom Markte — den goldenen Engel! Die wollenen Schäfchen, — das süße Kind, die liebe Mutter —

das Josephlein — den goldenen Stern — das weiche Moos — die brennenden Lichter!' Alles, was es Schönes auf Erden gab — alles war im Weihnachtsgärtchen. Und solch ein Weihnachtsgärtchen ist auch schön. Gärtchen über Gärtchen, unten das größte mit der heiligen Mutter, dem guten Joseph und den Hirten, und in den obern die weißen Wollschafe, und zuoberst auf dem allerkleinsten konnte gerade noch der schöne Weihnachtsengel im Rauschgoldkleide und der weißen Perücke stehen, und gehalten werden die Gärtchen von mit Moos umkleideten Stäben, und in diesem dichten Moos stecken hölzerne, bunte Kerzenhalter, in denen die zarten Lichter brennen.'"

„Ob's solche Gärtle auch in der Wünschengasse gibt?" frug Myrtel. „Schau, das freut mich, daß Du sie auch so lieb hast." Myrtel schmiegte sich an ihren Liebsten. „Wie's mir so ganz aus dem eigenen Herzen kommt! Ach Du!"

„Ja, solch ein Gärtchen wollte", fuhr der Freiherr fort, „das sterbende Kind — und bat — und jauchzte — und flehte mit glühender Wunschkraft, als könnte es alle Herrlichkeiten der Welt in diesem Wunsch mit einemmal genießen, als wollte die liebe

Seele nicht unbeschenkt von dieser Erde gehn. Die Mutter hörte Stunde auf Stunde das heiße Ringen ihres Kindes mit an; aber wie ein eiserner Reif lag die Armut ihr ums Herz. ‚Ja — ja,‘ sagte sie hin und wieder in den leidenschaftlichen Fiebertanz der lieben Seele, ‚Du bekommst's schon, Du schon!‘ Die Stimme klang schwer von Tränen und müde von vergeblichem Nachsinnen.

Das Bübchen hörte und hörte. Es schlang seinen Arm um die Schwester und flüsterte ihr ins Ohr: ‚Sei stille — gelle — sei stille — Du kriegst's scho — Du scho.‘

Es war in der Abenddämmerung des andern Tags, da machte sich das Bübchen im Zimmer zu tun. Es hatte lange am Ofen gehockt und hatte auf seine kleine Kameradin geblickt, die nach kurzer Ruh immer von neuem nach ihrem Lebensgärtlein verlangte, ihrem Engel, ihrem Stern, ihren Lichtern, ihren Freuden — und immer heißer — immer banger.

Der Bub kramte jetzt still in der Stube umher. Eine alte braune Papiertüte hatte er gefunden und schrieb mit der Mutter Bleistift mühsam und mit viel Nachdenken etwas darauf. Dann schlich er sich

mit seiner alten Tüte aus dem Zimmer und lief durch die hohen Schneemauern, die auf beiden Seiten der Straße aufgeschichtet waren, dem Markte zu. Dort an dem Rathaus da standen die Weihnachtsbuden im Schnee mit Pfefferkuchen und Pfeffermännern, und die wohlhäbigen Bäckerinnen standen dicht eingehüllt behaglich darin — und dort waren die Tische mit den Weihnachtspyramiden.

Jetzt stand er davor. Wie ihm das Herz schlug! Wie seine kalten, dünnen Hände die leere Tüte umkrampft hielten! Was wollte er wohl mit diesem braunen Fetzen?

Ach, was er wollte, war so schwer. Er hatte auf die Tüte seinen unschuldigen Namen geschrieben, und daß er in der Wünschengasse wohne. Ein dunkles Gefühl hatte ihn dazu getrieben, so zu tun. Nun aber stand er ratlos.

Er wollte ein kleines Gärtchen ergreifen, seinen Zettel hinlegen und rufen: ‚Laßt's mir ein kleines bißchen, ich bring's wieder. Mein Name steht auf dem Zettel!' Wie er aber die vielen großen Leute ansah in ihren winterkalten, starren Mänteln und Jacken, mit ihren großen, festen Füßen und rot gefrorenen Gesichtern, ihrem mächtigen Umfang —

und in all den Gesichtern und großen Leibern war nichts, was sie auch nur ein wenig mit ihm verbunden hätte — ach, Fremde, Fremde, schauerliche Fremde umgaben ihn! Was half ihm da sein Name auf der Tüte?

Wie war ihm alles daheim bei der lieben Mutter so einfach erschienen! Es gibt nur eine Mutter und ein Heim."

„Aber ich bin die Deine," flüsterte Myrtel bang.

Der Freiherr nickte und fuhr fort:

„So stand der Bub frostbebend, müde, angstvoll, und wußte, daß sein Schwesterchen sterben würde, er, der vom Tod nichts geahnt hatte. Er wußte das Leid des Todes, das Leid des Lebens, das Leid der Mutter, die letzte Wunschglut seiner kleinen Schwester — alles, alles wußte das winzige, vor Kälte zitternde Häuflein.

Und da sah er auch ein Gärtchen, ganz nach seinem Sinn, leicht zu fassen und leicht fortzuschleppen. Es stand gerade neben einer großen Stallaterne; auch die Lichter steckten schon in den Haltern. Es war eben nur fortzutragen und anzuzünden. Um das Gärtchen handelte jetzt eine Mutter, und ein kleines Mädchen, so groß etwa wie er, stand und

wartete. Schon hielt sie das Gärtchen in den Armen, während die Mutter zahlte.

Da trat er zu dem Kinde und sagte: ‚Gib's mir, laß mir's ein bißchen, ich bring' Dir's wieder. Auf der Tüte steht mein Name. Du kriegst's wieder, ich bring's hierher,' sagte der Junge fest und finster in seiner Angst — und fort war er damit, und sein Herz schlug wie ein Hammer. Im Halse spürte er es schlagen.

Das Mädchen aber schrie wild auf wie ein Tier. Da gab's ein Raunen und Murmeln, das anschwoll wie Wasserwogen, da gab's ein Schreien, ein Sich-in-Trab-setzen, ein Donnergeräusch von Stimmen.

Da lernte der kleine Bub die Welt kennen, die sich zur Wehr setzt, da lernte er die große Verwandlung der Menschen kennen, die fürchterliche, von der er nichts geahnt hatte.

Menschen, gute Menschen in kalten, starren Wintermänteln, mit großen Leibern und großen Füßen und roten Gesichtern schienen es gewesen zu sein — und nun waren's tobende, polternde Felsen und Teufel, brüllende Riesentiere, die hinter ihm drein waren, um ihn zu zerreißen, zu begraben. Und er hielt sein Lebensgärtchen fest an sich gedrängt.

Da lernte er Fäuste, die ihn faßten, kennen, da lernte er Schuld, Verbrechertum, Schmach und die grauenhafte Not der Hilflosen kennen, die Unbarmherzigkeit der Welt und die Gerechtigkeit der Welt.

Und durch all diesen Wust von Grauen und Entsetzen leuchtete ihm mit einemmal ein Gesicht entgegen, das er kannte, das Doktorgesicht, das zuerst den Tod in der Stube gesehen hatte.

Da schluchzte das Kind unter dem harten Griff des Stadtsoldaten auf und rief in Todesangst mitten unter dem Haufen fremder, böser Gesichter und Riesenleiber als kleiner, zitternder, eisiger Mittelpunkt: ‚Sag's, daß ich's meinem Schwesterchen nur zeigen wollte!'

‚Hoho!' rief der Doktorsmann, ‚was ist mir das!'

‚Zeigen wollt' er's nur!' riefen ein paar Stimmen empört, ‚so ä Lauser! Lüg' auch noch! Hau ihm eine n'ein!' Das sollte der Stadtsoldat tun. Der hielt das winzige, bebende Etwas fest genug beim Wickel.

‚Laß mich zu meinem Schwesterchen!' schluchzte das Kind.

Da war der Doktor neben ihm und frug es mit menschlicher Stimme. Und dem Kleinen war es,

als wichen die fürchterlichen Felsen und Tiere, die über ihn herrumpeln wollten, bei dem Klang der guten Menschenstimme zurück.

Und der alte Doktor nahm das Bübchen bei der Hand. Da war es nicht mehr einsam und antwortete wie ein zahmes, geliebtes Kind auf die Fragen des alten Doktors.

Der lächelte und winkte den Leuten, zu gehen. ‚Laßt ihn,‘ sagte er, ‚ich kenne die Leute, das Buberl hat nichts Schlechtes tun wollen. Wer hat die Tüte mit seinem Namen?‘ Die hatte der Stadtsoldat ganz ordnungsgemäß.

Bald ging das Bübchen an des Doktors Hand und neben dem Stadtsoldaten, matt vor Schreck, das Gärtchen im Arm, noch zitternd und bebend und schnappend, als stieße es der Bock.

Und die winterkalten, gerechten Leute in den dicken Mänteln und mit den rotgefrorenen Gesichtern schauten den dreien nach, murmelnd und nicht befriedigt. Aber der alte Doktor, den ein jeder im Städtchen kannte, hatte gesprochen, und da war nicht mehr viel zu sagen.

Sie hatten auch gesehn, daß der Doktor dem Stadtsoldaten zehn gute Groschen gegeben hatte, um

die Sache bei dem Gärtchenverkäufer in Richtigkeit zu bringen.

›Anbrennen tät ich's gern,‹ bat das Bübchen leise, eindringlich und ängstlich, als sie nahe dem Haus mit kleinem, trübem Lichtschein waren.

Da schmunzelte der Stadtsoldat und sagte in seinen dicken Schnurrbart hinein: ›Nä, was so ä Kind is! — So ä Schlingel. — Da woll'n mer ämol bei Eiren Nachbarschleiten fragen.‹

Und da klingelte der Stadtsoldat, und eine von den alten Jungfern, die sich so lecker ernährten, trat aus der Türe und hielt die brennende Oelfunzel in der Hand.

An dieser trüben Flamme wurden die Lichtchen angesteckt, die das gewaltige Durcheinander, in welches das arme Kind geraten war, fast alle ausgehalten hatten.

Nun glänzte das Gärtchen wie ein Heiligtum, und der kleine Bub strahlte wie ein Engel Gottes, der seine eigene, schwer erlittene Strahlenkrone in den seligen Händen trägt, um vor Gottes Angesicht zu treten. Und so ließ ihn der Doktor und der Stadtsoldat vor sich hergehen, durch den dunkeln Winterabend.

Der Doktor öffnete die Tür, da trat der bebende Junge mit dem leuchtenden Erdengarten in die Sterbestube ein und trug dem Kinde die Herrlichkeiten des Lebens zu — und die abscheidende Seele sah in einem einzigen Strahl Erdenfreude und Himmelswonne.

Die Augen des Schwesterchens leuchteten unbeschreiblich von einer Seligkeit, die über allen Freuden der Menschen stand. Ein Jauchzen kam von ihren Lippen. — Dann Stille und Verstummen.

So hatten sich die Kinder der Witwe beide gewandelt, das eine zum Engel entrückt, das andre zum wissenden Gottesmenschen, der ein Engel auf Erden ist, vor dem alle Geheimnisse des Lebens offen liegen, das Leid der Welt, die Verfolgung der Welt, ihre ewige Härte und Grausamkeit, alle Todesangst und Not — und alle Erlösung.

Das junge Weib aber erkannte von beiden Wundern keines und hatte nur heiße, hilflose Tränen."

So las der Freiherr.

Myrtels Gesicht aber war in den Händen verborgen, sie blieb ganz stille.

„Ach, Myrtel, sag' was! Du machst's ja wie alle, wenn ein armer Dichter vorgelesen hat."

Er nahm scherzend Myrtels Hände ihr vom Gesicht — und sah das liebe Antlitz ganz tränenüberströmt.

„Möcht' kein Kindl," sagte Myrtel leise. „Ach, mein lieber, lieber gnädiger Gott! Das hast Du geschrieben wie eine gute Mutter, Gabi. Ein Dichter, glaub' ich, muß, wie eine gute Mutter ihr Kind, die Menschen verstehen — und lieben. Ich lieb' Dich auch wie Deine Mutter, was Du leidest, leid' ich tausendfach. Nicht bin ich — ich bin, was Du bist! Dein eignes Herz bin ich. Das wollte Gott so." Da warf sich Myrtel schluchzend vor dem Stuhl, auf dem sie gesessen, nieder und verbarg ihr Gesicht in den Kissen.

Er beugte sich über sie.

„Rühr' mit net an! All Dein Leid und Weh — und wenn Dich einer net ehrt und liebt, ja — und wenn Du ihm nur fremd bist, ist schon Todesschmerz — und wenn Du siehst und schaust, wie bitterlich diese Welt ist — all das ist in mir und martert mich, als trüg' ich Schuld an all dem Gram auf Erden, der Dich trifft."

„Aber, Myrtel," sagte ihr Eheliebster, „so liebt doch keine kleine Frau." Er wollte lächeln.

„Was ist ‚eine kleine Frau‘?“ sagte Myrtel herb. „Das ist ein dummes Wort für etwas, das niemand kennt und weiß.“

„Myrtel!“ rief er bewegt, zog sie zu sich und richtete sie auf. Sie aber sah ihn so leidvoll an, daß er erschrak. Hier schien tiefste Not der Seele zu sein, die ihn wie aus einem Medusenhaupt anstarrte.

Das war seine Myrtel nicht, die er kannte.

„Was erschüttert Dich so?“

„Meine Liebe zu Dir.“

Dann trat etwas wie ein Erwachen in ihre Züge.

„— und daß Du die furchtbare Welt — und die Seligkeit Gottes ein kleines Kindl hast erleben lassen.“

Wunderlich berührte den Freiherrn Myrtels Bewegung — beängstigend fast. Der große Erfolg seiner kleinen Geschichte hatte etwas Gespensterhaftes für ihn — etwas Wesenloses. Eine Traurigkeit unheimlicher Art senkte sich auf ihn nieder, als er Myrtel in seinen Armen hielt, um ihr Mut zuzusprechen. Ihre Liebe schien ihm keine Liebe. Für ihn bedeutungslos. Es war ihm, als liebte er sich nur selbst in ihrer Liebe zu ihm.

‚Mann und Weib' — dachte er und sprach's gottlob nicht aus — ‚sind ein Leib und eine Seele — und eine Einsamkeit.'

Leben," sagten Myrtels arme Jungen, „Leben erfassen, wo man geht und steht!" — und so waren sie auf die Idee gekommen, den Familienabend, den die Gutjahrs in ihrer Laube jeden Sonntag abhielten, einmal zu belauschen. „Solche Professoren mit Frauen und Töchtern und Muhmen und Basen sollte man zerquitsche und zerquatsche," sagte Mathias Heinloth. „Nichts Greulicheres als Professoren, Frauen und Töchter! Wir wollen sie in ihrer ganzen Gräßlichkeit ergründen!"

Myrtel verbot es ihnen, aber im höchsten Eifer hörten sie nicht.

Das junge Paar war den Gutjahrs noch nicht näher getreten. Sie hatten sich begrüßt, wenn sie sich im Garten begegneten, aber zu einem Gespräch waren sie mit ihrem Hausherrn noch nicht gekommen.

Nun wurde es Myrtel sehr ängstlich zumute, daß die wilden Dichter irgend etwas Törichtes tun würden; Mathias Heinloth aber kniete vor ihr

nieder, hob seine Schwurfinger in die Höhe und beteuerte, daß sie nicht die geringste Sorge zu haben brauchte.

Und somit waren sie eines schönen Abends zur Türe hinaus.

Myrtel aber warf sich in die Arme ihres Liebsten und schluchzte: „Wohin wird unsere Reise uns noch führen?“ Wie es auch sei, die wilden Dichter konnten weder ihr noch ihrem Liebsten als das Ziel der sehnsuchtsvollen Reise gelten.

Draußen in ihrer Sommerlaube saßen die Gutjahrs wie jeden Sonntag ganz wohlgemut beieinander, hatten sich noch um einige Onkels und Basen vermehrt; denn es war ihr Familienabend.

Die Dichter strichen vorsichtig im Garten umher. Sie sahen das Windlicht in der Laube auf dem runden Tische brennen, erkannten die Gesichter, die fünf zarten, verwelkten der alten Mädchen, das leuchtende des Doktors, dessen Haar wie ein silberweißes Wölkchen über den festlichen Augen lag. Sie sahen das ruhige, professorliche Betragen des jüngeren Stiefbruders, das behagliche Hausfrauengesicht der Professorin Gutjahr und so noch zwei,

drei fremde, ältliche, gleichgültige Gesichter; aber mitten zwischen allen leuchtete das junge Antlitz Engeles, das unter allen wie eine wundervolle Blume glühte.

Da schoben die Dichter sich vorsichtig näher.

Jetzt hörten sie Röschen, die älteste der heiligen Jungfern, sprechen. Ihre Stimme klang zart in die Sommernacht hinaus. Sie erzählte, wie sie heute durch die Felder gegangen sei, „so recht bedrückt," sagte sie, „weil ich für den Vater gekocht habe." Sie kochten nur für den Vater; sich selbst und die Schwestern verschwiegen sie immer. „Und da ist es einmal wieder, gerade, weil ich es so schön machen wollte, ein rechter Schlangenfraß geworden, und dazu hatte ich die Bestellung eines Patienten in meiner Schusselei vergessen: so war ich betrübt. Wenn man so was selbst verschuldet hat, und es könnt' doch alles so schön sein wie im Himmel" — das sagte sie flatternd und hastig — „und da schlägt Euch mit einmal eine Wachtel und sagt ganz deutlich, so wie ich hier rede: Sei erquickt, sei erquickt! Wie eine Stimme vom Himmel war das Euch! Und ich dachte: Ne gucke! Wie doch Gott gnädig is auf Schritt un Tritt!"

Als sie ausgesprochen hatte, wendete sich ihr Vater heiter zu einer andern Tochter und sagte: „Toledo, rette mich vor diesem Priester!"

„So ist sie, mich läßt sie hungern, und sich läßt sie trösten."

Man lachte.

Das zarte, welke Röschen mit den tiefen Augen, in denen das Licht einer reineren Welt leuchtete, schaute ganz beschämt und verwirrt um sich. Da nickte er der Tochter lächelnd zu: „Na, wir verstehn uns, sei keine Wehmutsspritze, altes Mädchen!"

Da erhob sie sich, ging auf den Vater zu, kniete nieder und flüsterte innig: „Du bist unser guter Vater!"

Der Alte wehrte ab und antwortete mit einer ganz eigenen, liebenswerten Würde: „Ich bin nicht gut, gut ist allein der lebendige Gott."

Die Dichter waren ganz still und schauten und mucksten nicht. Denn sie waren im Grunde brave Kerle. Der lasterhafte Baron stöhnte ein bißchen.

Die Gutjahrs unterhielten sich nach dieser kleinen Szene aus einer besseren Welt, so gut und frohgemut, so treuherzig im Vollbehagen ihres Daseins. In allem, was die fünf heiligen Jungfern sprachen,

war ein tiefes Bewußtsein, daß uns schon hier eine höhere Welt umgibt, daß keiner der lauschenden Dichter in seiner schwarzen Seele einen wilden, überschäumenden, höhnenden Gedanken fassen konnte. Sie standen wie die Lämmer ohne jeden Witz.

Engeles Augen, die denen der verwelkten, geduldigen und übersinnlichen Mädchen glichen, glänzten in voller Jugendträumerei und Kraft. Da geschah etwas: Die Magd kam angesprungen und flüsterte laut, erregt und zischend, wie Mägde zu flüstern pflegen:

„Gleich hinder mir kommen die Herrschaften von drime."

Und da kamen sie schon, die vier wundervollen Mädchen in weißen Kleidern. Es wurde in der großen Laube ganz hell, und mit ihnen kam ein schlanker, vornehmer junger Mann.

Die schönen Mädchen begrüßten alle und wurden begrüßt. Engele reichte jeder, wie in stiller Glückseligkeit, die Hand.

„Und nun," sagte Alma Roggenbach, eines der Mädchen, und wendete sich zu Engele, „da bringen wir unsern Vetter, Felix von Roggenbach" — somit stellten sie ihn vor — „den Erben Ihres guten

Freundes, zu Ihnen, damit er Ihnen ein Erbteil seines Onkels gibt. Die alten Dienerinnen haben ihm keine Ruhe gelassen, er mußte es Ihnen sogleich heute geben."

Engele nahm verwirrt ein Saffianetui aus der Hand des vornehmen Fremden zaghaft entgegen und öffnete es. Da lag eine Perlenschnur mit einem kleinen Miniaturbildchen in Brillanten darin und ein beschriebener Zettel. Die Perlen schimmerten im Kerzenlicht. Das junge, schöne Gesicht Engeles war rot übergossen. „Nein, nein!" rief sie bewegt und erschreckt, „weshalb denn mir das?"

„Lesen Sie," sagte mit guter, tiefer Stimme eins der blonden Mädchen eifrig, und Engele las: „Die Perlenschnur und das Bild sollen nach meinem Tode Engele Gutjahr übergeben werden, meiner lieben jungen Freundin, die dem Bilde so wunderlich und für meine alten Augen so tief beweglich gleicht."

„Es ist das Bild seiner Braut," sagte wieder eine gute, tiefe Stimme.

Engele aber war hilflos all diesem Unerwarteten gegenüber.

Die alten Kusinen küßten und streichelten sie. Sie sahen wie verklärt aus. Die, die sich selbst ganz

aufgegeben hatten, ja, die im gewöhnlichen Sinne der Menschen gar nicht gelebt hatten, kannten eine Mitfreude sondergleichen. Sie huschten und flatterten und waren außer sich. Sie sprachen so schnell und hastig, daß es wie Gezwitscher klang.

„Ach," riefen die guten, tiefen Stimmen der Roggenbachs-Mädchen: „Geben Sie uns Engele noch ein bißchen mit! Wir wollen noch etwas an der Saale hingehen, und sie soll unserm Vetter von seinem Onkel erzählen."

Das durfte sie.

Rosige Arme und Hände langten nach ihr, blonde Häupter neigten sich, und Engele wurde von vier schönen, weißgekleideten Mädchen geküßt — und entführt. Sie flogen mit ihr in die Dunkelheit hinaus wie große Schwäne.

Man hörte Rauschen und Lachen. So flogen sie mit Engele aus dem Altersnest in die Jugendfreiheit.

Felix von Roggenbach, den Vetter, hatten sie ganz mit ihren weißen, schimmernden Fittichen verdeckt.

Mit dem Perlenschmuck, der von Hand zu Hand ging und mit Brillen beschaut und geprüft wurde, blieben die Alten zurück und schüttelten verwundert

die Köpfe. Nur die weltfremden, zarten, schönäugigen Jungfrauen prüften nicht, sondern jubelten und frohlockten wie ein Chor wunderlicher Vögel. Die Mutter Engeles aber hielt das Bild in der Hand und sagte ganz bewegt: „Wahrhaftig, sie gleicht der schönen Miniatur!"

Die Dichter aber standen in ihrem Versteck mäuschenstill und schlichen sich davon.

Sie kamen ganz besäuselt herein zu dem freiherrlichen Paar und waren vollgesogen von Schönheit, Jugend und rührender Weltentsagung, von außerordentlichen Dingen.

Der seine Lasterhaftigkeit so liebevoll pflegte und sich darauf viel zugute tat, hatte den Ausdruck seiner Züge zu pfeffern und zu salzen vergessen und blickte wie ein lieber guter Junge, der sich von ganzem Herzen freut.

Nun erzählten sie und trugen in das Hauptbuch allerhand poetische Dinge ein. „Das muß auch sein," meinten sie.

Mathias Heinloth aber sagte: „Nun fasse ich heut den Mut, liebe, verehrte, süßeste Freifrau Myrtel, ich will eine kleine winzige Geschichte vorlesen, die mir noch gestern zu schön und gefühlvoll

erschien, so etwas gefühlsduselig, aber heute traue ich's mir."

Und er nahm aus der Brusttasche seines Rockes sein Dichterbuch heraus und las:

„Das hölzerne Madönnchen." „Nein," sagte er, „Die kleine hölzerne Heilige Eine Legende."

Vor einer Kapelle am Ende eines Städtleins stand unter einem schützenden Dach und Vorbau eine schlanke zarte Heilige, ganz jung. Ueber dem kleinen Dach, das sie vor Regen und Wind schützen sollte, wölbte sich eine breite Lindenkrone, die die Heilige und ihre Kapelle überschattete, und vor der Heiligen war ein schmaler Betschemel aus Tannenholz.

Wie gut, daß sie die Schlanke, Feine nicht in die Kapelle hineingestellt hatten. In der Kapelle war es dumpf und immer kühl und moderig. Aber unter dem Vorbau mit den hölzernen Säulen und im Rauschen der Linde, da konnte es der Süßen, die ein Meister gar wunderlieblich geschnitzt hatte, sehr wohlig sein. Die Vögel sangen, und es gab immer etwas zu sehen. Wenn auch der Winter mit Schnee

und Eis und schwarzen, unfreundlichen Vögeln jedes Jahr unerbittlich kam, so war es draußen doch feiner als drinnen, und sie bekam immer Besuch. Auch durch den Schnee stapften täglich Frauen- und Mädchenfüße, die sich einen schmalspurigen Weg, der immer so fleißig begangen wurde, getreten hatten. Denn im Dorfe und der Umgegend hieß es, die Heilige verstände etwas von Liebessachen und wäre den Liebenden hold. Weshalb das so hieß, wußte niemand, und deshalb glaubten sie es ganz unverbrüchlich.

Und es mochte wohl daher kommen, weil die Heilige unbeschreiblich zart gebildet war. Es ist nicht gemeint, daß eine Heilige nicht schön sein kann, eine fromme Seele bildet auch einen frommen und sanften, lieblichen Körper — aber diese kleine Heilige war anzuschauen wie eine Göttin der Schönheit und Liebe. Wenn man sie ansah, mußte man denken, wie süß ihre Küsse sein müßten, ihre Augen schauten so seltsam wie trunken von Liebe und Liebesträumen, ihre Arme waren geschaffen, den Hals eines geliebten Mannes zu umschlingen, und ihr sanfter, wundervoller Busen schien eine Welle der Sehnsucht und Liebeswonne.

Es mußte ein verliebter und weiser Meister die wonnige Frau aus dem feinsten Holze geschnitzt haben, denn man sah nichts, das auf Holz deutete. Man hätte gemeint, aus Elfenbein. Ihr weißes Kleid leuchtete, und um den Hals, wo das Kleid abschloß, war nur eine zarte, goldene Linie zu sehen. Die Falten ihres weißen Gewandes ließen die schönen Glieder ahnungsvoll erschimmern. Ja, man hätte darauf schwören mögen, die stille Heilige wüßte mehr von Liebe, als die herrlichsten Göttinnen je geahnt! Und deshalb war es den Frauen und Mädchen auch gar nicht zu verdenken, wenn sie von weither kamen, um zu ihr zu beten in Liebesnot.

Aber die Heilige wußte in Wahrheit von Liebe so wenig wie ein kleinwinziges Kindlein. Sie hörte die Gebete lächelnd an, und dies Lächeln erschien allen wie süße Gewährung ihres Liebeswunsches und ließ alle voll Trost und Hoffnung heimkehren.

Weshalb die Heilige lächelte, wußte sie aber selbst nicht.

Nach vielen, vielen Jahren, in denen sie in gleicher Schönheit und allen Liebreizes voll hier gestanden und immer neue Gebete um Liebe angehört

hatte von immer neuen Frauenlippen, da begann sie endlich einmal zu denken. ‚Was ist es denn eigentlich für eine wunderliche Welt, auf der es nichts als Liebe gibt?‘ Sie kannte nur ihre Kapelle, in die sie nie hineingekommen war, ihren Vorbau, ihre Linde, deren Wipfel sie nie gesehn, und eine grüne, weite Wiese.

Neugierig war sie auch, was Liebe sei, und sie wünschte sich auch einmal von irgend solch einem Hans, Peter, Michel, Klaus geliebt zu sehen, wegen deren Liebe die Gebete unaufhaltsam seit unendlichen Jahren zu ihr aufstiegen.

Beim Heumachen auf ihrer Wiese hatte sie hin und wieder gesehen, daß eines ihrer Frauensleute und ein Mannsbild sehr handgreiflich miteinander wurden. Das aber schien ihr mit Liebe nichts zu tun zu haben, deshalb konnten doch die Frauen und Mädchen nicht von weither zu ihr laufen, mit ihren langen Liebesgebeten.

So beschloß sie, der Sache einmal auf den Grund zu kommen. Denn wer zu denken beginnt, der wird auch neugierig und bekommt Leben.

Es war eine schöne Vollmondnacht im Juni. Da fühlte sie, daß sie konnte, was sie wollte. Ein Herz-

lein begann ihr in der Brust zu schlagen: Tick-tack, tick-tack.

‚Was klopft denn so?' Und da dachte sie wieder.

Durch ihre Füße und Hände und alle Glieder rann es so lieblich, als durchströme sie ein köstlicher Quell.

Ihr Kleid hing nicht mehr steif an ihr herab, sondern der sanfte Sommerwind wehte es wie einen Schleier um sie her.

Da glitt sie aus ihrer Nische, in der sie seit Menschengedenken gestanden, und lief zu dem Vorbau hinaus und sah den Gipfel der blühenden Linde und sog den Duft ein und hörte eine Nachtigall schlagen. Da ward ihr's zum ersten Male, als dehnte sich eine Seele in ihrem Leibe so schmerzlich süß. Und sie sagte: ‚Eia, eia!' Und da konnte sie reden.

Nun ging sie den schmalen, weiten Pfad, den sie immer die Frauen und Mädchen hatte heraufkommen sehen, und ein Jubel sondergleichen bewegte ihr Seele und Körper. Wie hatte sie nur so lange, lange, ohne zu fühlen und zu leben, vor der Kapelle stehen können!

Da sah sie die Stadt vor sich liegen, hohe Mauern, Türme, Tore — und sie erschrak. Wie groß war das, wie schrecklich!

Ein Tor lag vor ihr, sie stand und schaute es an. Hochragend erschien es ihr und finster. Da sie aber von einem verschlossenen Tor nichts wußte und nicht ahnte, daß man nicht hindurchgehen konnte, ging sie hindurch wie durch ein Frühlingswölkchen; und da war sie in der engen Straße. Hohe Häuser, hohe Türme. Aber sie dachte schelmisch: ‚Ihr seid nicht so schlimm, wie ihr ausseht, leicht seid ihr wie Luft.'

Musik und Geschrei hörte sie, Gejohl und trunkene Stimmen.

Da sie aber ganz ohne Furcht noch war, trat sie in die große offene Torfahrt ein und sah bei Fackeln und trübem, schwelendem Licht Landsknechte und wilde Weiber tanzen.

Ueber dem offenen Tor ragte ein finsterer Turm, aus dessen einem schmalen, kleinen Fenster ein Lichtschein in die Nacht hinausdrang. Das hatte sie alles wahrgenommen.

Ein Mann mit einem Dudelsack spielte den Tanzenden auf, und in einer Ecke, die hell beleuchtet

war, schlachteten ein paar Männer ein blökendes Kalb.

Die kleine Heilige kannte die muntern Kälber und sanften Kühe von ihrer Wiese her. Und mit Entsetzen sah sie zu, wie ein Mann dem zuckenden Kalb, das von den andern schwer gepackt war, die Kehle aufschnitt, daß die Wunde weit auseinander klaffte und das Blut aufspritzend in einen Kübel rann. Das Kalb zuckte, seine Augen blickten voll Grauen, und die Heilige erbebte. Sie hatte von den Weibern nur von Liebe gehört. Was gab es denn außerdem noch auf dieser Erde?

Am Eingang der Torfahrt saßen Bettler und Krüppel in gräßlicher Gestalt.

Zu der Kapelle waren nur leichtfüßige Frauen und Mädchen gekommen im Liebesalter.

Da wurde es der armen Heiligen schwer ums neue Herz, und sie starrte in den Tanz und das Sichdrehen der wilden Mannsbilder und der tollen Weiber.

Da fühlte sie sich von zwei Fäusten gepackt, und ein stachliges Gesicht preßte sich an das ihre, und eine greuliche, trunkene Stimme, die ein erstickender, abscheulicher Atem begleitete, raunte ihr zu: ‚Willst

Du mein Liebchen sein?‘ Ihre neuen, jungen Sinne verwirrten sich. Da packten sie andere Fäuste, und sie geriet in ein Toben wilder Menschenleiber. Sie waren von ihrer Schönheit entbrannt, und sie glaubte nicht anders, als es würde ihr ergehen wie dem armen Kalbe; aber immer hörte sie ‚Liebe, Liebchen, Schatz und Schätzchen‘ um ihre geisterzarten Ohren brausen.

Da war sie durch irgend etwas befreit. Irgendeine der wilden Bestien hatte sie herausgerissen; denn aus Menschenfäusten kann man sich nicht befreien, und weil sie dies erkannt hatte, war es ihr auch nicht möglich es zu tun.

Und nun stand sie vor einem, der sie sich erobert hatte, und entschwand ihm durch die Wand, die sie wieder hindurchließ wie ein Frühlingswölkchen.

Da war sie draußen in ihrer Schönheit und Herrlichkeit, im vollen Mondlicht, und über ihr leuchtete trüb ein Schein aus dem Turmfensterchen.

‚Da droben ist's stille,‘ dachte sie, ‚da will ich hin.‘

Und sie stieg wie auf einem Pfad hinauf in den Turm, der ihr einer Wolke zu gleichen schien, und trat in eine enge Zelle. Da saß ein ganz ge-

beugter Mann und hatte seine Hände im dichten, braunen Haar vergraben, und wie sie näher hinblickte, sah sie, daß er Ketten trug wie die Ochsen, die das Heu von der Wiese heimfuhren, Ketten, wie sie auch über den schwer beladenen Wagen gespannt wurden. Da legte sie ihm die Hand auf die Schulter, denn er war eine andere Art Mensch wie die unten, still und regungslos, fast wie sie selbst einst, so unbeweglich.

Da richtete sich ein junges, kühnes Antlitz zu ihr auf, und ein Staunen ging über düstere, dunkle Züge.

Er sprach kein Wort, und sie sahen sich beide stumm an.

‚Wo kommst Du her?' fragte der Mann ohne Klang in der Stimme.

Wie er sie so anschaute, legte es sich ihr wie eine ungeheure Last aufs Herz, daß ihr der Atem stockte.

‚Sage, woher kommst Du?' fragte er schwer.

‚Durch diese dunkle Wolke,' antwortete sie, ‚komme ich her,' und sie deutete auf die felsenstarke Mauer.

‚Wolke? Schöne Wolke!'

‚Sage!‘ fragte sie. ‚Sie beteten zu mir um Liebe — ich glaubte, Liebe wäre ein wundervolles Geschenk, und die ganze Erde sei Liebe?‘

‚Sie beteten zu Dir?‘ fragte er erregt. ‚Sie beteten! Auch ich bete zu Dir, wenn Du ein Engel Gottes bist! Rette mich, laß mich nicht verderben! Morgen wollen sie mir das Leben nehmen. Rette mich, Engel Gottes!‘ Da sank er auf die Knie und verbarg sein Antlitz und schluchzte.

Sie aber stand und zitterte, und das arme, neue Herz schlug ihr zum Zerspringen.

‚Ich bin nur eine arme Heilige, weiß selbst nicht recht, wer ich bin. Aber komme mit mir! Weshalb gehst Du nicht?‘

‚Herrgott noch einmal!‘ rief er, ‚weil ich nicht kann!‘

Und er hielt ihr seine Ketten hin und stürzte mit dem Kopf gegen die Mauer. Sie empfand, daß er hart aufschlug. Da wollte sie durch die dunkle Wolke gehen, um ihn angstvoll mit sich zu ziehen; aber siehe da, für sie war die leichte Wolke auch zum harten Felsgestein geworden.

Und der Mann vor ihr mit den kühnen, jungen, todesbangen Zügen schien so nahe ihrem Herzen,

als wäre er eins mit ihr, und sie wußte, daß sie ihn liebte. Sie glaubte, nun käme das hohe Geschenk Gottes, das alle von ihr selbst erfleht hatten, und das würde ihn und sie nun erlösen.

Aber nichts geschah.

‚Weshalb', schrie er auf, ‚schickte mir Gott einen Engel, der nichts kann!'

Und er schluchzte, daß es das Herz einer Mutter zerrissen hätte.

Die arme Heilige aber sank zu ihm nieder und mischte ihre ersten Tränen mit den seinen.

Und es war ihr, als wenn alle Wonnen und alles Weh der Welt aus ihr flössen. Er neigte sich zu ihr und umschlang sie, und sie hielten sich aneinandergedrückt und weinten. Und da schien es, als würde sie mit ihm zu einem einzigen, seligen Wesen.

Und er sagte ihr, was er Böses getan, und weshalb er morgen, wenn die Sonne sich hob, sterben müsse.

Da erbarmte sich ihre ganze Seele, und sie liebte ihn um seiner Sünden willen noch mehr

Ueber sein Gesicht aber ging eine große Seligkeit.

‚Sagte ich,‘ rief er in hohen Wonnen, ‚Gott schickte mir einen Engel, der nichts kann? O sei mir gnädig ob dieser Lästerung, meiner Sünden größter!‘

Und er legte seinen Kopf in ihren Schoß und rief: ‚Du allerhöchste Gnade Gottes! Du Seligkeit ohnegleichen! Du höchste und allerhöchste Liebe! Du Wonne über Tod und Leben! Du Wonne groß wie der Weltenraum!‘ Und schluchzend vor Wonne küßte er sie, und sie tranken sich in höchster Seligkeit, mitten von Tod umfangen. Mit keinem Könige der Erde hätte er getauscht.

Als nun die Stunde seines Todes kam und die Kerkertür geöffnet wurde, ging sie mit ihm an seiner Seite, und keine Macht der Welt konnte sie von ihm trennen.

Er sah ihr in die Augen voll Seligkeit, vertrauender Liebe übervoll, als der Henker den Todesstreich tat.

Da hob sich die Sonne.

Siehe, da erkannte das Volk die Heilige aus der stillen Kapelle unter der Linde, die den Sünder getröstet hatte. Da faßte sie alle ein Grauen, sie sanken in die Knie und starrten auf das Wunder.

Die Heilige aber sahen sie dem Wiesenpfad zu durch ihre Reihen gehen, die Augen erstorben. Das Herz schlug nicht mehr, die süße Quelle, die ihr durch die Glieder so lieblich rann, hörte zu spielen auf.

‚Eia — eia,‘ hatte ihr Mund zu sprechen begonnen und war nun in Wehe von neuem erstarrt.

Und sie hörte als stille Heilige wieder die Gebete um Liebe.

Die Augen aber hatten ihren süßen Blick verloren.

Die Frauen sagten, die Heilige blicke so drohend und aller Schmerzen voll, daß sie nicht mehr wagten, ihr von Liebessachen zu reden.

Nur die kamen zu ihr, deren Herz um der Liebe willen gebrochen war. Und die saßen still zu ihren Füßen, so still wie sie selbst.‘

Als Mathias Heinloth geendet hatte, ruhten die Blicke aller Dichter auf der kleinen Freifrau Myrtel. Mathias Heinloths Geheimnis war offenbar geworden; aber die andern sahen und spürten ebenso den seltsamen Zauber, der von der zarten Gestalt ausging, und es war, als stünde die Freifrau Myrtel auf einem Altar in ihrem weißen Kleide oder im Vorbau der Kapelle, über der die

blühende Linde ihre Krone breitete, und die Dichter lägen in Anbetung der Heiligen zu Füßen.

Freiherr von Blonberg aber ging in den Garten hinaus und pflückte, trotz seiner Lasterhaftigkeit, im Mondschein Zentifolienrosen, die von der Mauer herab bis fast zum Spiegel der Saale blühten. Die flocht und rankte er ineinander, während er den Weg wieder aufwärts ging, und seine beweglichen Hände hatten einen kleinen Kranz zustandegebracht, der zwar nicht sehr fest hielt, aber doch einem Kranze glich.

Die Sommerlaube der Gutjahrs lag im Dunkeln. Der Garten war still und nächtlich.

Und als der Freiherr wieder eintrat, empfand er, daß die Zauberstimmung noch in aller Herzen lebte.

Da ging er auf die liebe Myrtel zu und drückte ihr den rosa Rosenkranz in die Stirne. Da jubelten die Dichter, und ein jeder schritt zu ihr und küßte Frau Myrtel andächtig die Hände.

So waren sie zu einer zarten Heiligen gekommen.

Myrtel aber schenkte ihnen aus der Karaffe der verstorbenen Tante in die feingeschliffenen Gläser

Wein ein und lächelte und lehnte sich an die Schulter ihres Herrn Liebsten, der andächtig und im Gefühl, ein wunderschönes Kleinod zu besitzen, ihre Hände in der seinen hielt.

Die Anbetung anderer ist eine große Liebesstärkung: das spürte auch er.

„Nun aber", sagte Myrtel, als es spät geworden, liebenswürdig und heiter, „nehme ich den schönen Kranz doch ab, und Dank von ganzem Herzen, daß ich ihn bekam. Ein Zentifolienrosenkranz ist etwas so Wundervolles, daß man es sein Lebtag nicht vergißt, wenn man einmal einen tragen durfte."

Wie sie den Kranz abnahm, sah man auf ihrer hellen Stirn kleine Blutstropfen stehn.

Da hatten die Dichter ihr eine Dornenkrone aufgesetzt, und sie hatte sie lächelnd getragen.

Der ihr den Kranz aufgesetzt, sank ihr zu Füßen, bat um ihr Tüchlein, und als sie ihm das winzige Ding gab, tupfte er ihr die Tropfen sorgsam, wie eine Mutter es einem kleinen Kinde tun würde, von der Stirn.

Ihr Ehegatte aber barg das Haupt seines Weibes an seiner Brust und erzählte den Dichtern das kleine Erlebnis mit dem gewürzigen Hunde.

„So ist sie: ein wenig Nonne, ein wenig Heldin. Wie sehr sie sich vor dem Hund gefürchtet hat, und wie sehr weh ihr die Dörnchen getan, das weiß allein nur ich, wie zart solch eine einzige Myrtel ist!"

Mathias Heinloth aber schritt drollig-feierlich auf den Freiherrn Gabriel Schenk von Geyern zu und sagte, indem er ihm die Hand aufs Haupt legte: „So, in Gottes Namen, tue danach, mein Sohn!"

Als sich die Dichter zu später Nachtstunde verabschiedet hatten, genoß Myrtel alle Zärtlichkeiten ihres Liebsten; und sie tranken einander in Liebe, wie der arme Sünder und die wunderschöne Heilige einander in Liebe getrunken hatten in Mathias Heinloths Legende.

Als die schönen, weißen blonden Mädchen mit Engele, die sie ganz in ihren Fittichen verborgen, wie die Schwäne hinaus in die Dunkelheit geflogen waren und den Vetter Felix Roggenbach auch mit sich genommen hatten, begann für Engele das Leben sich zu bewegen.

Ein Überschwall von Jugend und Heiterkeit schlug über ihr zusammen.

Die vier großen, schönen Geschöpfe waren wie gute Kinder, so liebenswürdig und harmlos.

„Wie oft haben wir einander schon begegnet," sagte die Jüngste, Bettina, „und ich wollte Sie immer anreden, des Onkels wegen. Wir wußten ja doch er wollte Sie mit uns zusammenbringen. Wir haben es auch durch ihn erfahren, daß Sie seiner verstorbenen Braut gleichen, und daß er Sie damals deswegen angeredet hatte; aber man traut sich nicht, und wir gar! Wir Kinder sind immer

unter uns gewesen, haben fast nie Kinderbekanntschaften gemacht." Die Riesin sagte: „Wir Kinder." „Der Vater hat uns auch zu Hause unterrichten lassen. Wir sind ja auch genug! und haben's immer wunderschön gehabt."

Elektrine meinte: „Es ist hier zu viel Literatur gewesen, und literarische Menschen, Dichter und Geschichtenschreiber liebt unser Vater nicht. Wir natürlich hätten die Schlegels, die schöne Frau und ihre entzückende kleine Tochter, gern kennen gelernt, und Novalis. Wir waren damals freilich noch zu jung, aber wenn sie bei uns verkehrt hätten, würden wir sie doch gesehen haben und all die berühmten Leute auch!"

„Nun," sagte wieder eins der blonden Mädchen mit tiefer, lieber Stimme: „Und es ist auch vergangen. Jetzt hätten wir das Nachsehen; aber schade, daß jetzt so viel Interessantes in der Welt los ist und gerade in unserer nächsten Nähe! Wir könnten doch auch in Weimar zu Hofe gehen, ja wir müßten es eigentlich. Wir würden Goethe sehen. Nichts, gar nichts. Vater sagt: Laßt Euch an dem genügen, was diese Leute schreiben und hier auf Erden den Menschen hinterlassen! Wie oft sind

wir Goethe zu Gefallen gegangen, wenn er Frommans besuchte oder zu Griesbachs ging; aber das schon durfte unser Vater nicht wissen, und bei uns wird alles gelesen, was er schreibt. Unser Vater lebt nur in Kunst. Wir waren zwei Jahre in Rom, ehe wir hierher kamen. Da können Sie sich vorstellen, was wir sahen! Was eigentlich Vater so besonders gegen Weimar einnimmt, wissen wir gar nicht."

„Ich glaube", fügte Bettina, die Jüngste, hinzu, „wenn wir nicht wären, würde Väterchen jeden dritten Tag bei Goethe sein, und in das Haus der schönen Frau Karoline Schlegel wäre er auch mit tausend Freuden gegangen."

Der Vetter Felix Roggenbach aber meinte lächelnd: „Nun, was sollten sie denn in Weimar bei Hofe mit meinen vier großen schönen Kusinen eigentlich anfangen? Auf so etwas sind sie da gewiß gar nicht eingerichtet. Vier solche in Freiheit dressierte Komtessen Roggenbach kann ein kleiner deutscher Hof nicht vertragen. Vier!"

Engele mußte ihm von seinem Onkel erzählen, und sie tat es bewegt, als wäre sie nicht die Engele Gutjahr, sondern ein ihr selbst unbekanntes Wesen,

das auf einer Fahrt ins Unbekannte begriffen war. Sie wußte nicht, wohin sie eigentlich gingen, ob die schönen Mädchen nur einen nächtlichen Spaziergang mit ihr machten, oder ob sie ein Ziel hatten.

Felix Roggenbach hielt sich zu Engele. Sie hatten so viel von dem einsamen Onkel und dem alten, mit wertvollen Bildern und Sammlungen angefüllten Hause zu reden.

„Schade, daß Sie Ihren Onkel nicht näher kannten," sagte Engele. „Sie wissen es aber, was für ein guter Mensch er war?"

„Ich weiß von ihm doch zu wenig, und Sie können nicht glauben, welch wunderbares Empfinden es ist, an seinen Besitz zu rühren! Es kostet Überwindung, ein Fach aufzuschließen; ich erschrak zuerst, wenn meine Hände stöberten, und mir war es, als wenn ich mich auf einem Diebstahl ertappte. Man fühlt die Eigenart des eigentümlichen Mannes jedem Gegenstand im Hause aufgeprägt.

Es ist lange her, daß wir uns nicht gesehen haben, ich war ein Knabe, als ich das letztemal bei ihm wohnte. Damals habe ich neben ihm in dem niederen Dachstübchen geschlafen. Er wollte in der Nähe seiner astronomischen Instrumente sein,

um zu jeder Zeit in der Nacht es leicht zu haben, in die Geheimnisse seiner Sternenwelt zu blicken. Der Mond schien in meine kleine Kammer, und er stand in seinem weiten Schlafrock vor mir, fast verlegen, daß er mich geweckt hatte. ‚Du schliefst schon fest, nicht wahr? Aber schlüpf' einmal in Deine Schuhe und komme mit mir!' Ich trat mit ihm hinaus auf die Plattform. Der Sternenhimmel wölbte sich über uns in klarer Herrlichkeit. Ich glaubte ihn noch nie so unaussprechlich geheimnisvoll und erschütternd gesehen zu haben. Ja, es war mir, als zeigte ihn mir mein Onkel zum ersten Male in jener Nacht. Und als er mich dann eine jener im Raume schwebenden, leuchtenden Welten durch sein wundervolles Fernrohr schauen ließ, schien mir's, als sei ich bei dem lieben Gott selbst oder einem seiner Propheten zu Besuch.

Wir saßen dann noch lange auf der Plattform über den Dächern der schlafenden kleinen Stadt, nichts über uns als die im Raum sich bewegenden Welten.

Wie selten haben wir Menschen einen solchen Eindruck, der uns dem Weltall und seiner Größe gegenüberstellt!

Wir Kulturleute tun alles, um uns in die Enge zu sperren, und werden noch viel mehr tun, um von allem, was Gott ist, abgetrennt und vollgefüllt von allem, was Erde ist, zu werden. Solch einer wie Novalis, der Friedrich von Hardenberg, wußte das; der nannte Philosophie Sehnsucht. Philosophie ist Sehnsucht. Der wußte, wohin wir uns retten müssen. Daß der hier in Jena mit Ihnen dieselbe Luft geatmet hat! Und Sie wissen nichts von ihm!"

Da sagte Engele: „Er verkehrte ja mit Ihrem Onkel; aber starb dann bald, als ich Herrn von Roggenbach kennen lernte. Der sagte mir, daß Novalis den reinsten Begriff von Religion in sich getragen habe."

„Sagte das mein Onkel?" rief Felix Roggenbach erfreut. „Wie schön, daß Sie mir das berichten können!

Meine Kusinen haben freilich recht, zu bedauern, daß sie all die kostbaren Leute nicht kennen lernten, die hier in Jena lebten. Aber ebenso verstehe ich meinen Onkel, daß er seine schönen Mädchen ruhig aufwachsen sehen wollte. Denn die hier lebten, waren alle eigenwillige Leute, die das Schicksal

beugen wollten, diese großen Träumer, und man will seine Töchter in ruhigen Verhältnissen sehen. Wir Roggenbachs sind sehr gefährdete Menschen, und würde es nicht Schlegels, Tieck, Novalis gegeben haben, hier in unserer Familie hätten sie entstanden sein können. Nein!" — unterbrach er sich — „Niemals! Bei uns liegt Romantik zu tief, so daß sie nur zu Einsamkeit und Abgesondertheit der Seelen führt, nicht zu Schöpferkraft. Siehe unsern lieben Onkel! Und welche Romantik ruht in der Abgesondertheit dieses feinen, feinen Mannes, Alexander Roggenbachs. Ja, schau' nur," sagte er zu Bettina, die in seinen Arm vertraulich sich eingehakt hatte.

„Wohin lauft Ihr denn eigentlich?" fragte der Vetter Felix.

„Wir, wir wollen nur den Frohbergs noch Gute Nacht zurufen."

Da wendete Bettina sich zu Engele: „Sie wissen nicht, daß zwei von uns verlobt sind. Die Alma mit einem sehr allerliebsten Baron Rosen am Gothaischen Hof und Elektrine mit dem jungen Frohberg hier. Da werden Sie sehen, wie gemütlich es dort ist."

Sie gingen über die Kamburger Brücke. Die Saale rauschte, der Mondschein lag über den steil abfallenden, schönformigen Bergen ausgebreitet, daß sie wie luftige, aus silberfarben schimmerndem Duft gewobene Erscheinungen im Lichte schwammen, und von den Wiesen, die sich an den Ufern der Saale hinzogen, hoben sich monddurchschienene Nebel wie zarte, durchschimmernde Geisterwesen.

Die Roggenbachschen Töchter erzählten Engele und ihrem Vetter von den Frohbergs, zu denen sie eben gingen.

„Wißt Ihr," meinte Elektrine, die eine Braut, „die Frohbergs heirate ich einmal alle miteinander, nicht nur ihren großen Schlingel, den ich schon ewig kenne; die sind nach meinem Herzen, die Mutter wie die Tante und die Hannah auch; und das Pony und der Schnauz, wie sie gehen und stehen! Und daß sie Frohbergs heißen und die Tante Lilly Spiegel, das ist alles so lustig und lebendig! Jetzt wollen wir ihnen aber einmal Gute Nacht sagen."

Sie standen vor einem großen, ländlichen Hause, das mit der Giebelseite zur Straße hinblickte, mit der ganzen Breite aber in einem weiten Garten lag.

Elektrine zog die Klingel an der grünen Gartenpforte.

Vom Hause aus kamen ihnen zwei junge Gestalten entgegen, ein großer, jünglinghafter, frischer, biegsamer Mann, der mit froher Stimme: „Elektrine und alle miteinander!" rief, und ein junges Mädchen.

„Bald hättet Ihr uns aus den Betten holen müssen," rief diese, „gerade packte der Löwe seine sieben Sachen."

„Der Löwe ist Frau von Frohberg, die Mutter von meinem Bräutigam," erklärte Elektrine. Während sie dies sagte, küßte der junge Mann ihr Hand und Mund.

Und alle traten in das Haus ein. In einem sehr breiten, etwas niederen Zimmer saß am Klavier eine graziöse Frau in weißem Kleid mit einem türkisfarbenen Brusttuch. Sie hatte soeben mit Spielen aufgehört, und eine andere Frau in langem grauen Kleid, und nicht lieblich wie die erste, viel kräftiger und derber, im weißen Brusttuch, hatte die Arme voll Bücher und trug eine Kerze in der andern Hand.

„Wo sind denn unsere bösen Kinder hin?“ fragte das Frauchen am Klavier.

Da wurde die Tür geöffnet, und die ganze Gesellschaft trat ein. Die weißen Mullgardinen flogen vom Zugwind, denn alle Fenster standen offen. Es war die schönste Mondnacht-Gartenluft im großen Raume zu spüren.

„Na hört einmal!“ rief die kräftige Frau mit der brennenden Kerze in der Hand; sie legte ihre Bücher auf den Tisch zurück. „Könnt Ihr denn nicht noch 'n bißchen später kommen? Vor literarischen und unseren besten Menschen auf Erden werdet Ihr behütet; aber Strolche scheint man bei Euch für nichts zu achten, und die laufen doch, weiß Gott, dichter gestreut umher wie Genies.“

„Der Löwe schimpft,“ sagte Friedrich August heiter und hielt seine Braut an der Hand. Alma, die älteste der Roggenbachs, meinte: „Da hat der liebe Löwe auch ganz recht, und wir gehen auch gleich wieder.“

Die anmutige Frau am Klavier hatte ihren Arm um ihre hübsche blonde Tochter Hannah geschlungen. Beide waren gleich zierlich und glichen einander, man konnte sie für Schwestern halten.

„Sieh nur," sagte Frau Lilly Spiegel, „was für Haufen sie alle sind! Der Löwe, Friedrich August, der Schlapps, und all die Roggenbachs. Gott behüte einen! Und nun heiraten sich auch noch die Riesentiere."

Sie setzte sich nieder an das Klavier und spielte eine leichte Melodie.

„Das stampft und trampelt und tut," sagte sie vergnügt während des Spiels zu ihrer Tochter gewendet. „Weshalb gehen sie denn nicht in den Garten? Ach wie nett war's, als Ihr alle noch klein wart!"

Sie setzten sich aber sehr behaglich und ließen sich nicht stören, trotzdem der Löwe gern zu Bett wollte und Frau Lilly von Spiegel schimpfte.

Sie unterhielten sich bis jetzt nur von Tieren. Ein hübscher Schnauz wurde der Mittelpunkt des Interesses; von einem Pony, das sie im Stall hier hatten, und das beiden Parteien gehörte, Frau von Frohberg mit Sohn und Lilly von Spiegel mit Tochter, wurde viel und eifrig gesprochen, trotzdem der junge Friedrich August Frohberg Majoratsherr der großen Frohbergschen Besitzungen war und sein Gut in der Nähe von Rudolstadt bewirtschaftete.

Hannah von Spiegel erkundigte sich nach den Rosinen der Roggenbachs. Das waren fünf kleine, glatte, schwarze Hündchen, die gewöhnlich zwischen Roggenbachs Blondinen durcheinanderliefen. Rosinen im Kuchenteig. Der Löwe, Frau von Frohberg, hatte sie so genannt.

Spätabends durfte nur von Tieren gesprochen werden. Dieses Gesetz hatte Frau von Frohberg aufgestellt. Erstens wollten auch die Tiere zu ihrem Rechte kommen, sagte sie, und zweitens war das das friedlichste Gespräch auf Erden in unruhiger Zeit.

Denn unruhig war diese Zeit. Gewitterwolken, wohin man sah, und das gewaltige Gespenst Napoleon, das wie aus den Tiefen des Chaos aufgetaucht war, mit Kräften ausgerüstet, die das Erdreich erschütterten.

„Ein Wunder, daß jeder so dahinlebte, daß sie alle nur ihr eigenes Gedreh im Kopfe haben und damit vollauf beschäftigt sind," war ein Glaubensbekenntnis der Frau von Frohberg, „und daß man sich so behaglich fühlt und sicher auf dieser furchtbaren Erde, die ein jedes Geschöpf mit Schwermut erfüllt ins Leben schicken müßte, wenn es mit rechten Dingen zuginge."

„Ich weiß nicht," sagte diese Frau, die sie den Löwen nannten, oft, „ich versteh's nicht, daß man nicht auf Schritt und Tritt Leute findet, die auf der Gasse liegen, sich die Haare raufen und schreien um die alltäglichsten Dinge, wie Alter, Krankheit, und daß ein jeder sterben muß. Dickfellig müssen wir sein, über alles Maß, ohne jedes Bewußtsein unserer Lage, denn Weisheit ist's wahrlich nicht."

Sie hatte ganz recht, daß man abends in ihrer Umgebung nur von Tieren sprechen durfte oder von Philosophie, was sie „Philosophie" nannte.

Heut aber sprach man nur von Tieren.

Auf dem Heimweg vertieften sich Felix von Roggenbach und Engele in wunderlich sehnsüchtige Gedanken, welche die reifende Seele des Mädchens bedrängten. Wie viel hatte ihr alter Freund in ihr angeregt, was nun aus Stummheit wieder hervorbrach! Ihre Seele flammte auf. Sie fragte wieder wie einst den Alten jetzt den Jungen.

Das Mädchen in seiner Lebendigkeit gefiel dem jungen Roggenbach. Ihre Schönheit, ihr Lebensdurst bewegte ihn.

Er war von jeher außerordentliche Wege gegangen, hatte seine Eltern in München früh verloren, war in einem französischen Collège dann erzogen, seit Jahren in England an die preußische Gesandtschaft attachiert, dort mit einer vornehmen Engländerin verheiratet und nun zum erstenmal wieder in Deutschland.

Seine Züge sind tief geprägt, und nichts an ihm erscheint kleinlich, auch seine Freundlichkeit nicht, die überraschend, wenn er spricht, seine ernsten, jugendlichen Züge belebt. Seine Sprache hat etwas Langsames, fast Schwerfälliges, wie fast alle Roggenbachs sprechen, doch stört dieser Mangel den Eindruck, den seine Persönlichkeit macht, keineswegs.

„Ich möchte Sie fragen," begann Engele eifrig wie ein Kind, „Ihr Onkel sagte mir, daß Schleiermacher etwas geschrieben habe, einen Katechismus für Frauen: ‚Laß Dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre.' Ach, wie einsam ist doch ein Mädchen und so hilflos! Zu Hause möchte ich nicht davon reden, ich würde alle ärgern; aber ich sehe das Leben von meinen alten Kusinen, und da steht mir manchmal das Herz still; aber dann wieder muß ich sehen, daß diese besser und

größer sind als alle andern Menschen, denken nicht an sich selbst, leben ganz für andre, wollen nichts und sehen eigentlich immer den Himmel offen. Kennen Sie Frauen, aus denen etwas Wundervolles wurde?" fragte das schöne Geschöpf lebendig.

„Frauen sind etwas Wundervolles, wenn sie das sind, was sie sein sollen."

„Ja, was sollen sie aber sein?" fragte Engele, „weshalb sagt denn Schleiermacher: ‚Laß Dich gelüsten nach der Männer Weisheit'?"

„Ich finde es auch schön, wenn die Frau etwas weiß und reicher wird an allen herrlichen Dingen hier auf Erden neben der Liebe," antwortete er ihr. „Aber notwendig ist es nicht, die Frau ist in sich selbst so reich."

„Mir kommt's oft vor, als führte ich und alle Frauen hier ein Leben ohne Bewußtsein."

„Nein, das glaube ich nicht. Sie sind so jung. Sie sehen noch nicht die Seelen der Menschen, in jedem lebt eine Seele und wächst wie eine Pflanze, in den bescheidensten Menschen oft am stärksten und schönsten. Ein jeder lebt verschleiert und verborgen. Die jungen Mädchen haben es nicht leicht. Sie bleiben das nicht, was sie sind, deshalb

ist es ihnen nicht heimisch auf Erden, so stelle ich mir das vor."

Engele hörte ihn voller Freude reden. Sie empfand, daß ihr jemand ehrlich vom Besten gab, was er hatte, daß er sie an seinem Wesen teilnehmen ließ.

Die andern gingen heiter miteinander, der junge Friedrich August begleitete seine Braut, und die beiden Spiegels hielten sich zu den Roggenbachs-Mädchen, nur Bettina hatte sich zuletzt ihrem Vetter und Engele angeschlossen und hörte still zu, was beide besprachen.

Zufällig war das Gespräch auf das junge Paar gekommen, das bei Gutjahrs jetzt wohnte. Engele nannte den Namen. „Gabriel Schenk von Geyern!" rief der junge Roggenbach laut auf. „Herr Du mein Gott! sind die aus Bayern? Da ist er ja mein ältester Freund auf Erden, der einzige, der noch aus meinem Elternhause stammt, als mein Vater preußischer Gesandter in München war. Was ist er denn für ein Mensch geworden?"

Engele wußte es nicht. „Er sieht nicht froh aus, aber hat eine wunderhübsche, süße Frau, die ihn wie ein kleines Kind behütet."

„Der war schon, als ich ihn kannte, ein verwöhnter Bub, hatte eine Mutter wie einen Engel und einen ernsten Vater. Sie wohnten im Winter in München und im Sommer auf einem wundervollen Gut, das mir wie ein Märchen vor der Seele steht; ich wurde öfters mitgenommen. Herrgott, ein Stückchen Heimat wiederzufinden von all dem, was zersprengt und verloren ist, hätte ich niemals gedacht — und hier! Neues wollte ich sehen und hören, Goethe, Weimar, alle Möglichkeiten in Weimar, und finde zuerst einmal Altes!"

Er war ganz bewegt. „Sie, liebes Engele, unmöglich können Sie verlangen, daß man vor solch einen Namen ein Fräulein oder Demoiselle setzt, haben mir das gebracht! Was solch ein Wiedersehen für einen armen herumgeworfenen Jungen bedeutet, das ahnen Sie ja gar nicht! Mir ist, als fände ich Vater und Mutter wieder, so jung und schön wie sie gingen, und unser Haus, unser Heim! Ach wer versteht denn überhaupt hier, wie's mich bewegt? Sie halten mich alle für einen Ausländer. Das bißchen Deutsch, auf das niemand viel gibt, denken sie, ist längst, längst abgewaschen und dahin. Sie reden mich englisch und französisch an, glauben

mir eine Höflichkeit damit zu erweisen. Ich komme, ein Deutscher, ein sehnsüchtiger Deutscher, das ganze Herz voll Glut und Vaterlandssehnsucht, endlich, endlich heim — und finde gleichgültige Leute! Aller Blicke staunen nach Frankreich. Ganz Vortreffliche erschrecken nicht vor dem Gedanken an ein einstiges Aufgehen Deutschlands in Frankreich. Das ist doch wahrlich kein Vaterland mehr! Der Deutsche muß hinaus in die fremde Welt geschickt werden, dann wächst sein Vaterland in seinem eigenen Herzen! Sehnsuchtsvoll müßte es allen einst so wieder erstehen."

Engele wurde von den schönen Roggenbachs-Mädchen für den ganzen nächsten Tag eingeladen. Die beiden jüngsten, Bettina und Marie, wollten sie abholen. Der nächste Tag aber war schon angebrochen. Die Uhr der alten Michaeliskirche schlug eins, als der junge Roggenbach Engele an die Türe des Jungfernturms gebracht hatte, hinter dessen Mauern die fünf heiligen Jungfrauen sanft und traumlos selig schliefen, und hinter denen auch Felix von Roggenbachs ältester Freund, der Kindheit und früheste Jugend zurückbringen sollte, einem unruhigen Schlaf sich hingab, wie

ihn die schlafen, deren werdende Seele mit Unfrieden ringt, mit Sich-nicht-genügen, die mehr wollen, als sie vielleicht erreichen können. Ein seliges Kind schlüpfte leise die Treppe hinauf. Das Leben hatte sich lächelnd ihm zugeneigt.

Wunderlich sind Träume, die nach solchen belebten Stunden uns im tiefen Schlafe aufsuchen. Es ist nicht genug, daß die Macht des Schicksals alle sonnendurchschienenen Stunden an sich gerissen hat, um uns zu peinigen und zu beglücken, tausendfältig zu beunruhigen. Wie manches sanfte, kühle Herz erwacht im Traum zu heißem Leben, wie mancher Mund empfängt im Traum den ersten Kuß, der die Seele aus stillem Dasein in das flutende Bewegen stürzt!

Engele erwachte mitten in der Nacht mit einem Lächeln. Sie hob sich halb, stützte den Kopf in die Hand und blickte mit weit offenen Augen in das Dunkel.

Als Engele am Morgen zum Frühstück in die Laube herabkam, war alles so morgenfrisch, so einzig, als wäre es zum ersten Male da. Solch ein froher Garten, und die Saale plätscherte und

gluckste. Das alte weinumrankte Haus, Vater und Mutter in Wohlbehagen eingesponnen, der Bruder zum Schulgang bereit, noch ein wenig die Freiheit und Morgenpracht genießend.

Die Mutter hatte die Perlenschnur in der Lederkapsel zum Frühstück mit herabgebracht, um sie Engele, die sie gestern abend kaum gesehen, bei Sonnenschein zu zeigen. Da lagen die Perlen matt glänzend in Engeles Hand, in schimmernder Feinheit. Wie eine gleichmäßig reife Seele im Weh wie in Freude ihre Sanftheit bewahrt, schimmern Perlen im Mondenlicht so sanft wie im Sonnenlicht. Sie tragen ihren eigenen Schein in sich.

„Das muß der alte Roggenbach erst zusammen haben fügen lassen, die Schnur und das Bild, denn schwerlich hat das Mädchen ihr eigenes Bild um den Hals getragen," meinte die Mutter

„Aber Engele, der Aff', wird's tun," sagte der Junge. „S' is wirklich wie sie selbst." Damit hielt er die Miniatur in der festen kleinen Hand und schaute auf Engele. „We' mer se auf dem Bilde betracht, is's, als wenn Engele wirklich was wär', we' mer nich alles so genau wißte, we' mer nich wißte, was mer weiß. Der das Bild an der Perln-

schnur sieht, denkt nich, daß se haun kann un kneifen wie der Deifel."

„Der denkt auch nich, daß sie so einen Bruder hat, den sie hauen muß und kneifen, so'n Klotzbär, so'n dicken Tropf."

„Geh," sagte der Bruder. „gär' nich! Du haust ganz gerne. Zier' Dich nur nich, weil Du an 'ner Berlnschnur hängst." Damit packte er seine Bücher auf, bot Vater und Mutter die runde, feste Hand und ging.

Die Töchter des alten Doktors huschten im Garten umher. Man sah sie hie und da auftauchen. Man hörte ein heftiges Gezwitscher, es flatterte. Sie genossen „ein bißchen was" vom Morgen, ehe sie ihre wunderliche Wirtschaft begannen, in der sie so viel miteinander bei allem Eifer und gutem Willen verdarben, weil die Tüte zu voll war.

Engele erzählte den Eltern von gestern nacht, und daß sie heute wieder eingeladen war, und fand viel Interesse.

Die Mutter:

„Ist der junge Graf Roggenbach verheiratet?"

„Verheiratet?" wiederholte Engele. Daran hatte sie noch gar nicht gedacht. Sie blickte betroffen auf.

Der Vater:

„Doch, er ist verheiratet. Ich weiß es durch seinen Onkel. Wenn ich nicht irre, hat er eine Engländerin zur Frau."

Die Mutter:

„So, so. — Na, heb' Deinen Perlenschmuck hübsch auf, laß ihn nich 'rumliegen! So was is sehr wertvoll."

Der Vater:

„Man sollte ihr die Kette nicht lassen."

Die Mutter:

„Nein, das soll man auch nich. Aber die Perlen müssen wenigstens hin und wieder getragen werden, so viel weiß ich davon, dann werden sie noch heller."

Soeben ging die kleine Freifrau an der Laube vorüber und grüßte.

Hinter ihr kam Hans mit dem Frühstückszeug, um den Kaffeetisch zu decken.

Die kleine Freifrau wurde angeredet.

„Schönes Wetter, schönes Wetter!"

Sie blieb stehen, sagte auch etwas vom Wetter, lobte den Garten, wurde nach dem Herrn Gemahl gefragt, antwortete etwas.

Engele sagte: „Ich glaube, es kommt heute jemand zu Ihnen. Ein alter Freund von Ihrem Herrn Gemahl, der Herr von Roggenbach. Er hat es mir aufgetragen Ihnen zu sagen."

„Ja — Felix von Roggenbach," antwortete die kleine Freifrau versonnen.

Da kam der Freiherr Gabriel Schenk von Geyern den Weg daher. Myrtel hörte seine Schritte, wendete sich um und rief: „Felix von Roggenbach — Dein Freund aus der Kinderzeit kommt!"

„Felix von Roggenbach!" rief ihr Ehegemahl laut auf. „Der? Wo kommt der her?"

Engele mußte mit ihnen in die Laube gehen und erzählen. Und während sie das tat, hörten sie Schritte, und Felix von Roggenbach kam eilig den Weg herab und rief: „Da frag' ich gar nicht, ob er's ist! Er ist's!"

Des Freiherrn Hände wurden stark umfaßt. Der Ankommende war in lebendigster Bewegung, die sich sogar seinen Kleidern mitteilte. Seine braunen Rockschöße flogen so lebendig, der ganze Mensch atmete Freimut und Freude.

„Wie kann man nur sich so gleich geblieben sein! Was Du für ein Bubengesicht behalten hast, trotz

Deiner langgestreckten Züge und der beiden Falten von der Nase zum Mund, die Du nicht haben solltest! Und statt Deines Mutterengels sitzt hier ein andrer und behütet Dich" — damit gab er Myrtel einen freundschaftlichen Händedruck — „und gar noch ein Engele sitzt dabei. Nun, und was machst Du denn eigentlich? Was ist aus Dir geworden? Habt Ihr Euer herrliches Traumhaus noch auf Eurem Gut? Ich bin in der Welt herumgekommen. Geschüttelt bin ich und gerüttelt worden."

Myrtel schaute sehnsüchtig auf, als er des Traumhauses Erwähnung tat. Ihr Traumhaus, ihre Sehnsucht, ihre einzige Heimat auf Erden.

„Ich", sagte der Freiherr, „blieb daheim auf der Scholle. Wollte Gott, ich wäre geschüttelt und gerüttelt worden."

„Bist Du nicht Dichter?" fragte Felix Roggenbach. „Da hätte ich dafür meine Hände ins Feuer gelegt, daß Du Dichter würdest. Weißt Du noch die seligen Stunden in Eurem Hause, an Eurem See, als Du alles mir ausdeutetest, als Du mir erzähltest, was alles in Eurem uralten Hause sich begeben hatte?"

„Das müßtest Du doch wissen, wenn ich wirklich

Dichter wäre! Ein Dichter, von dem keine Seele weiß."

„Steht's so?" rief der lebhafte Freund. „Daß i net lach'! Weißt Du noch?" Da tauchte so eine warme Münchner Redensart aus der Vergessenheit auf. „Ach, Du willst berühmt werden! Weißt Du noch unsre Gänge auf den Friedhof in München, wo die stillen Toten hinter Glaswänden ruhen und man sie betrachten konnte wie feierliche Bilder? Weißt Du noch, wie wir da im Anblick eines wundervollen Toten mit erhabenen Zügen, der sein Leben bis zu Ende wie ein vollendeter Mensch ausgelebt haben mußte, uns einander in die Arme fielen und uns schworen zu leben wie jener, daß unsere Züge nach dem Tode erhaben wie die seinen ruhen sollten! Da warst Du immer der, der Worte fand und Leben gab. Wie hab' ich meiner Kindheit und ersten Jugend als einsamer, verwaister Bub in der Fremde viel nachgesonnen und dazu Deiner gedacht! Du warst damals ein Dichter."

„Zu früh ausgekrochen," sagte der Freiherr kühl. „Die Dichter werden als Dichter geboren."

„Ja," antwortete der Kindheitsfreund, „das werden sie wohl; aber schwere Dünste und Schwa-

den legt das Leben über die Menschen. Wer stark genug ist durchzubrechen, der ist ein Dichter und bleibt es. Er ist der Stärkere."

„Nun und?"

„Ich bin wohl noch im Durchdringen begriffen, hoffen wir's. Wunderlich ist es, daß das Schicksal Dich gerade wieder zu mir schickt, um mich an meine Kraft zu erinnern."

„Wunderlich ist das gar nicht," antwortete Felix Roggenbach. „Höchst gesetzmäßig gehen die Dinge vor sich." Er erhob sich, zog seinen Freund mit sich empor, und sie gingen miteinander im Garten auf und nieder, der starke, elastische, fast mächtige Felix Roggenbach und der so viel zartere, biegsame Schenk von Geyern.

„Weißt Du, ich bin auch mit England verheiratet," sagte er, lebendig wie ein Junge. „Kannst Du Dir das vorstellen? Du kennst doch den bayrischen Lausbub', der ich trotz aller preußischen Abstammung wurde. Deinen Eltern grauste vor mir -- und der lustige Lauser steckt allweil noch in mir. Dös glabst. Dagegen hilft kein Franzos und nix. Glaub' mir, ich träume noch heut auf bayrisch. Da gibt's nix. Mein armes

England — mein armes England, so zart und schön, so aller edlen Traditionen voll, die auf der süßen Stimme lasten, die getragen sein wollen mit aller Hoheit und Kühle, so wie die Mutter sie zu tragen verstand und es die Tochter lehrte. Eine Vollkommenheit und Unerbittlichkeit der Lebensführung — entzückend, unwiderstehlich — aber — aber diese unverständliche Sehnsucht, diese aufsteigende Glut nach unserer warmen Unvollkommenheit daheim! Und nun bin ich ja gar nicht daheim, und hab' gar kein Daheim! — Hirngespinste, Tollheiten, dummes Zeug, das mich hertrieb! Enttäuschungen, wohin ich sehe! Aber wie ein Wunder fand ich Dich! Die Roggenbachs, die guten, warmen Roggenbachs bedeuten noch etwas — aber das mit der Heimat war einfach Verrücktheit."

Sie hatten einander viel zu sagen. Felix Roggenbach war der Fassende, Greifende. Der, dem die Sehnsucht nach Verlorenem einen Ueberschwall an Leben gebracht hatte. Der, der in der kühlen Fremde gelebt hatte.

Inzwischen saßen Myrtel und Engele und sprachen ein wenig, tasteten vorsichtig nach ihren beiden Wesenheiten, fanden Gefallen aneinander.

Engele erhob sich bald. Sie mußte aber hinaufgehen, um mit der Mutter ihr Sommerkleid anzuschauen, das sie am heutigen Tage bei Roggenbachs tragen wollte.

Bettina und Felix Roggenbach waren es, die Engele abholten, die wartend in ihrem weißen, rosa gemusterten Kleid am Fenster stand und den Dingen, die kommen wollten, entgegensah.

Jetzt standen sie vor dem geheimnisvollen Lindengarten. Die Linden bildeten eine schöne Allee, welche auf das Haus zu führte, und stark entfaltete Linden beschatteten die Rasenplätze.

Dieser Garten war würdig und feierlich und bot ein sommerliches Bild. Man hatte Gras gemäht, und der kräftige Heugeruch lag wie Duftwolken über den Wegen. Der klare blaue Himmel leuchtete, ein frischer Wind wehte von den Bergen.

Ueber den großen Rasenplatz kamen bewegte Gestalten.

Die Ankommenden winkten unter Lachen und Rufen. Die großen, blonden Mädchen waren von der Frische und festen Kraft der Blumen, die eben aus der Knospenhülle blicken. Gleichmäßig mit

derselben Schönheitsart begabt, wirkten sie so mächtig. Was für Gestalten! Welche Kraft, welche Anmut, wie sie im Sonnenschein unter den Linden daherkamen in ihrem goldglänzenden Haar, in hellen, ungewöhnlich einfachen Kleidern! Um sie herum sprangen, wedelten und kläfften die Hündchen, die Rosinen. Sie waren so flink und behend, daß es zwischen den weißen Kleiderfalten der Mädchen schwarz und glänzend aufleuchtete.

Ein Knabe von acht Jahren war noch dazu gesprungen, ein blondlockiger Bursche mit großen, schlanken Gliedern.

„Da bist Du ja auch, Felix!" sagte die Aelteste, reichte ihrem Vetter den frischen Mund zum Kuß und tat dies mit der Harmlosigkeit eines Kindes. Jede der Mädchen und der Bruder bewillkommneten ihn auf diese liebliche, verwandtschaftliche Weise.

Nun ging es an ein kräftiges Händeschütteln und an ein Bewillkommnen Engeles. Die Mädchen und der junge Bruder bewegten sich alle ruhig, beinahe langsam.

Die Aelteste, die Schwester Alma, die wohl zu den vollkommensten Geschöpfen gehörte, die je von

der Natur hervorgebracht worden sind, gab Engele noch einmal die Hand und sagte: „Ich hoffe, daß es Ihnen bei uns gefallen wird.“ Gutmütigkeit und Unschuld, so gar nichts Höfliches, Gewandtes, sondern die reizendste Wahrhaftigkeit eines guten Kindes lag in diesen Worten.

Die mittelste, ein mächtiges Mädchen, die in ihre Zeit nicht hinein zu gehören schien, hatte ein schalkhaft lieblich lebendiges Gesicht und lachende Augen und trug ihr zierliches, mit leichtem krausen Haar umflattertes Köpfchen anmutig auf der vollen Gestalt. Doch mußte man diese mittelste gehen und sich bewegen sehen, um mit ihrer für ein junges Geschöpf allzu großen Fülle ausgesöhnt zu sein.

Wie Engele mit den Schwestern dem Hause zuging, kam sie sich, die sich immer für groß gehalten hatte, verschwindend klein und unbedeutend vor.

Felix: „Heute haben sich die Löwinnen ein Reh geholt. Soll man das Euch ruhig überlassen dürfen?“

„Das denke ich,“ sagte die Angeredete, „wir werden ihm nichts tun. Wir sind so böse nicht.“

Das Haus, auf das sie zuschritten, hatte zwei Flügel, war trotz seiner Einfachheit herrschaftlich

und ausgezeichnet durch ungewöhnlich hohe, schmale Fenster.

Auf der Treppe kam ihnen die Gräfin entgegen, eine stattliche Frau, die in der Schönheit ihrer Kinder die eigene wieder erstehen sah. Auch sie begrüßte den Gast und Felix lebendig und herzlich.

„Nun, wie ist Dir's, mein Junge, hast Du gute Nachricht von Ellen?"

„Ich danke, gut, sie schreibt heiter," erwiderte Felix.

„Nun, und Du bringst uns die Freundin Onkel Roggenbachs?"

Man ging in das Speisezimmer, um das Mittagsmahl einzunehmen. Auf Engele machte der hohe Raum, der durch die gedeckte Tafel ein festliches Aussehen erhielt, Eindruck. Große Oelgemälde hingen an den Wänden, ein paar alte, reichgeschnitzte Schränke gaben dem Zimmer etwas ungemein Heimisches. Alles schien so ganz anders zu sein, als sie es bis jetzt zu sehen gewohnt gewesen.

Der Graf trat ein. Engele hatte ihn schon bei dem Begräbnis ihres lieben Freundes gesehen; aber

er erschien ihr jetzt viel imposanter. Er hatte ein ganz anderes Betragen wie alle Männer, die sie bisher kennen gelernt hatte, auch wie sein Vetter Roggenbach, der Astronom.

Man fühlte beim ersten Sehen, daß dieser Mann von niemandem abhing, daß er vollkommen frei sich immer hatte bewegen können, wie seine Ahnen schon vor ihm. Man spürte seine gute Kultur und Gelassenheit. Seine leicht vorgebeugte Gestalt, seine leise Stimme, ein In-sich-versunken-sein, ein Nicht-von-sich-loskommen, wenn er unter andern war, fiel an ihm auf, gehörte zu der Art seiner Erscheinung und störte die schöne Wirkung seines Wesens nicht. Er war ein großer Gelehrter in der Geschichte der bildenden Kunst.

Nach Tisch ging das junge Volk wieder hinauf in den Garten. Man lagerte im Heu. Der kleine Bruder war von ausgelassener Lustigkeit. Engele plauderte mit den Schwestern. Die älteste und die zweite, Alma und Elektrine, waren währenddem auf dem Lindenweg auf und nieder gegangen. Die beiden schönen Gestalten, die durch ihr Glück von den andern abgesondert gingen, berührten Engeles teilnehmendes Empfinden. Es kam ihr unbeschreib-

lich reizend vor, wie sie so vertraulich miteinander sprachen, wie die Sonne in den spielenden Lichtern über den Weg funkelte, und wie schön sie beide waren.

Sie kamen auf Engele zu und nahmen sie in ihre Mitte.

„Wie gefällt Ihnen mein Verlobter, mein lieber Schlingel?" sagte Elektrine. „Er ist ganz, ganz einfach, spricht nicht viel, guckt nur. Aber er guckt die Menschen durch und durch. Er weiß alles, sagt aber nichts. Sehen Sie nur einmal seine klaren Augen an! Wir kennen uns seit einer Ewigkeit und sind auch ewig schon verlobt, da ging er noch in die Schule und ich erst recht. Ich weiß gar nicht, wann wir uns verlobt haben. Er sagt: ‚Wir sind sogar schon hundertmal miteinander verheiratet gewesen und nun heiraten wir das hundertundeinstemal, und das wird das schönste.' Wie gefällt Ihnen unser Vetter Felix? Das ist doch ein Prachtstück. Vater sagt, so was können nur die Roggenbachs. ‚Der ist wie Sonne,' sagt der Vater. Er kann es nicht verschmerzen, daß Felix so eine dumme Engländerin geheiratet hat. Alma meint: dumm soll sie nicht sein, sondern im Gegenteil unheimlich gescheit."

Die beiden Mädchen erzählten nun weiter, unter den Linden auf und nieder gehend. Sie konnten nicht aufhören von ihren Verlobten zu sprechen, von ihrer Aussteuer. Alma malte für ihren Hausstand und für den der Schwester, für jeden ein Tafelservice, an dem die Geschwister eifrig mithalfen.

Mit welcher Weihe behandelten die Mädchen alles, was sich in dieser Zeit bis zum Hochzeitstag begeben sollte! Sie sprachen davon, wie Kinder von der nahen Weihnachtszeit sprechen. Wie von Güte, Glück und tiefster Hoffnung war jedes ihrer Worte bewegt.

Keine der Schwestern war talentlos und unbeschäftigt. Sie führten Engele in ihr Atelier, einen hohen Raum, in dem breite Tische standen, Staffeleien, Schränke. In diesem Raum zeigte alles, daß hier gelebt und gearbeitet wurde. Die Wände hatten sie mit Zeichnungen und Studien wahrhaft überdeckt — und was war hier alles zusammengetragen! Gipsabgüsse aller Art, wie es schien, ausrangierte Herrlichkeiten des Vaters, wunderlich verschossene Zeugstücke, die, wo es irgend anging, hingen oder lagen. Eine der Schwestern hatte einen großen Vogelbauer an ihrem Platze stehen, in dem Kana-

rienvögel ihr Wesen trieben und durchdringend zwitscherten und schlugen.

Engele erstaunte über den Eifer und Ernst, mit dem die Mädchen ihre Sache zu betreiben schienen. Die vollendeten Arbeiten machten durchaus den Eindruck von ruhiger Kraft und Gesundheit; fast nichts war zu sehen, was jene bängliche Unentschlossenheit der meisten Dilettanten verrät.

Als Engele sich über die ganze Anstalt und über das Können der Schwestern verwunderte, sagte Elektrine:

„Das ist so merkwürdig nicht, im Gegenteil, es wäre erstaunlich, wenn nichts auf uns gekommen sein sollte, denn die Mutter stammt aus einer Künstlerfamilie. Und wenn Sie finden, daß vieles bei uns so ziemlich zuwege gebracht ist und wie fertig aussieht, so müßten Sie den Vater kennen, der hält darauf."

Sie zeigten ihr mit Stolz und Freude das Service, das zum größten Teil schon gebrannt auf einem der großen Tische stand. Man hatte edle Formen gewählt und diese reich mit Blumen belebt. Die großen Flächen waren mit dichten Orangenzweigen, in denen goldene Früchte glänzten, bedeckt,

andere mit Rosen, wieder andere mit Lorbeer. Tulpen in vollem Blätterschmuck, auch Amaryllis. Und nichts erschien zierlich und ängstlich gemalt, kühn und lustig waren die Blumen ihrer Größe getreu über die Gefäße hingestreut.

Man wurde nicht müde, einen Teller, eine Schüssel nach der andern zu betrachten. Wie heiter und glücklich waren die Schwestern während dieser Besichtigung!

Nach dem Essen erhob sich die Gräfin, nahm Engele an der Hand und wandelte mit ihr im Garten auf und nieder. Während sie miteinander gingen, lud die Gräfin ihren Gast auf das liebenswürdigste und herzlichste ein, oft zu ihnen zu kommen; sie wolle sie als Erbschaft ihres lieben Vetters betrachten.

„Sie kommen morgen schon wieder zu uns! Die Mädchen freuen sich auf Sie. Es werden jetzt die letzten Wochen sein, in denen wir alle vollzählig beieinander sind, ehe meine beiden Töchter von mir gehen. Wir wollen die Tage noch recht genießen. Glauben Sie mir, manchmal will es mir gar nicht gefallen, daß ich die Kinder hergeben soll.“

Das sagte die Gräfin in einer Vertrauen suchenden Weise, nicht als spräche sie zu einem jungen Mädchen.

Engele wußte nichts darauf zu erwidern.

Während sie miteinander gingen, war Engele, ohne daß sie es bemerkte, ein leichtes Tuch, das sie über dem Arm trug, herabgeglitten, und ehe sie es hindern konnte, hatte die Gräfin es aufgenommen und es ihr gereicht.

Da stand das Mädchen mit Rot übergossen vor der imposanten Frau.

Als diese sah, in welcher Verlegenheit die Kleine vor ihr stand, lächelte sie und klopfte ihr leicht auf die Schulter:

„Sie kommen also morgen, mein Kind."

Felix von Roggenbach brachte Engele spät abends nach Hause. Er hatte den Tag mit seinem wiedergefundenen Freund verbracht. Sie hatten in Erinnerungen sich vergraben, und Felix von Roggenbach war sein wiederaufgetauchtes Bayrisch in allerlei Kraftausdrücken von neuem lebendig geworden.

Er sagte zu Engele: „Sie glauben nicht, was mein Freund für ein wundervoller Bub' war, und

nun so ein Verkrochensein, so eine In-sich-selbst-Verkapselung! Ich möchte nicht umsonst ihm in den Weg gelaufen sein.

Wir Roggenbachs sind auch nicht gerade aus Eisen, trotz der Riesen. In uns nun wieder sind die Gefühle losgelöst, schwebend. Mein Onkel weiß gar wohl, weshalb er die himmlischen Geschöpfe behütet. Die Gräfin ist eine prächtige Frau, auf mich hat sie von Kindheit an einen großen Eindruck gemacht. Sie ist das gütigste Wesen, das sich auf Erden denken läßt. Ganz Liebe. Sie ist die Tochter eines Bildhauers, hat viele Geschwister und hat im Hause ihres Vaters eine freie, wundervolle Kindheit verlebt. Sie von den munteren, lebendigen Erinnerungen ihrer Heimat erzählen zu hören, ist eine Freude, von dem fortwährenden Ausschauen von alt und jung nach Lebenslust, von der grenzenlosen Naivität, mit der man sich dem Wechsel von Mangel und Ueberfluß der Lebensgüter anzupassen wußte. Durch die Gräfin ist der heitere, sorglose Geist auf ihre eigene Familie gekommen.

Aber Sie, Engele," sagte er wie versonnen, „was haben Sie eigentlich mit den Roggenbachs vor? Spuken in des Onkels Leben hinein, sind

mit einem Perlenband an uns gekettet worden. Wie sind die Mädchen von Ihnen entzückt, was haben Sie für eine zwingende Seele für uns! Was für eine Hexerei ist denn das? Ich bin der Erbe meines Onkels, nicht wahr? Aber, aber — aber davon steht nichts im Testament! Engele, wenn Sie einen Freund brauchen, ich bin da!"

Er sah so jung, so voll lebendiger Bewegung auf sie nieder.

Engele war es, als sei dies das Wunder aller Wunder. Sie fühlte ein Ueberströmen seines Wesens. Das strömte ihr zu.

Mit Staunen und innerem Erschauern sah sie auf ihn.

Da standen sie vor der Haustüre.

„Also angebunden mit einer Perlenschnur!" rief er ihr erregt noch zu.

Wieder lagen die fünf heiligen Jungfrauen im sanften, unbewegten Schlaf, und der Freiherr Schenk von Geyern war unter schönen, guten Erinnerungen in seinen traumreichen Schlummer gesunken.

Das Kind, das leise wie ein Hauch die Treppe hinaufschlich, wagte kaum zu atmen, ihm war so wunderlich zumute wie nie noch im Leben.

Am andern Tag kam Bettina und sagte: „Heute kann sein, daß schon der Bruder der Mutter kommt; wir haben es uns so ausgerechnet. Er kommt vom Rhein, denke Dir! Er ist Bildhauer. Auch wir sind durch die Mutter halbe Rheinländer. Zehn Jahre oder länger haben sich Mutter und Bruder nicht gesehen. Er ist der erste Hochzeitsgast. Wir kennen ihn kaum. Ich liebe es und wir alle, wenn Verwandte kommen, und weißt Du, Verwandte von der Mutter, da geht einem das Herz auf!

Felix mögen wir auch sehr gern. Wenn es sich doch machte, daß er in Deutschland bliebe. Er ist zu schade für die Engländer. Ich kenne keinen so deutschen Menschen wie ihn im schönen Sinne. Und nun hat er gar eine Engländerin zur Frau. Da verlieren wir ihn vollends, wenn er die Erbschaft geordnet hat und wieder ganz von hier geht. Trotzdem sie ihn so in der Welt nach seiner Eltern Tod herumgeschickt haben, ist er doch ein prächtiger

Junge. Findest Du nicht auch? Hast Du nicht gemerkt," fragte Bettina, „ich habe Dich ‚Du' genannt. Du hast doch nichts dagegen?"

Da fiel ihr Engele um den Hals und küßte sie, und es wurde ihr so leicht, so froh.

Gegen Abend kam der Onkel wirklich. Und kam bei Sonnenuntergang den Weg durch den Garten dem Hause zu gegangen. Man war oben im Saal auf Anordnung der Gräfin versammelt, um ihn da zu empfangen.

„Er soll uns hier alle finden," hatte sie gesagt, und mußte wohl zu diesem Wunsche einen Grund haben. Sie hatte den Saal gar nicht schön genug zum Empfang bereiten können. In der freudigen Erwartung des lang vermißten Bruders stand sie alle Augenblicke von ihrem Sessel auf, ordnete einer oder der andern Tochter noch etwas am Kleide, und als er nun endlich kam, winkte sie allen, auch dem Grafen, zurückzubleiben. Sie ging dem Bruder bis zur Treppe entgegen.

Als sie miteinander eintraten, die beiden kraftvollen Menschen — der Bruder war eine gedrungene Gestalt mit einer eigentümlich strammen

Schulter- und Kopfhaltung —, sagte die Gräfin mit unbeschreiblichem Ausdruck, der von Glück und liebevollen Gefühlen fast überströmte: „Siehst Du, Friedrich, da sind wir!“

„Ja, ja, Du mein Gott!“ rief dieser, warf seinen grauen Filzhut auf den Tisch und schüttelte dem Grafen die Hand. „Das waren lange, lange Zeiten, wir sind andere geworden! Und diese Kinder! diese Kinder!“ rief er, die gefalteten Hände erhoben, in seiner ganzen rheinländischen Lebhaftigkeit, indem er auf die Gruppe der Töchter und deren Verlobten zuging, einen Blick auf seine Schwester und den Grafen warf, wieder, ohne die Mädchen begrüßt zu haben, auf die Eltern zuging, diese bei den Händen nahm und erregt sagte: „Ist es denn möglich, solche Schönheit, Ihr glückseligen Menschen!“

Die Mädchen standen in voller Heiterkeit, kaum, daß sich ein leichtes Verlegensein auf ihren Gesichtern malte, beieinander.

Dann gab es ein lustiges Händeschütteln. Als er Engele die Hand gab, hob er ihr etwas das Kinn hoch und sagte:

„Das ist keine von den Unseren?“

„Nein," sagte die Gräfin. „Das ist unser lieber Gast."

„So," erwiderte er, „das ist schön, ein schwarzbraun' Mädel unter diesen goldenen Geschöpfen! Nun, und wer ist das?" wendete er sich an die Gräfin, indem er auf Felix zeigte, der eben erst unbemerkt eingetreten war

„Das ist ja Felix Roggenbach, der Engländer!"

„Ei, sicher, sicher!" und auch dieser wurde auf das herzlichste von dem lebhaften Manne begrüßt.

„Schönheit über Schönheit!" rief der alte Bildhauer, indem er wieder zu der Gräfin trat. „Ihr bösen Menschen! So haben wir uns denn so viele Jahre — ich weiß nicht wieviel — nicht gesehen! Und Ihr hättet mich rufen und mich nicht in Ruhe lassen müssen! Hättet Ihr Euch doch nicht an meine Schrullen gekehrt! Ich wäre jetzt ein berühmter Mann, ein großes Tier!"

„Nun, Fritz, beruhige Dich," sagte die Gräfin. „Du wirst meine Mädels kennen lernen, und da wirst Du ihnen selbst sagen, daß Du ihr guter Onkel bist, der gar sehr geneigt ist, zu übertreiben und zu vergrößern, ich kenne Dich ja; aber gut sind meine Mädchen, und das ist das Beste!"

„Aergere mich nicht, sie sind schön!" rief der wunderliche Mensch. „Und ein Vergehen, eine Engherzigkeit ist es, einem schönen Mädchen, das sicher bei seinen Eltern wohnt, sein Bestes vorzuenthalten. Solch einem Mädchen soll man sagen: Du bist schön, freue dich, danke Gott auf den Knien dafür und sei keine Gans! Anerkennung ist Leben! Herrgott, fühlt Ihr denn das nicht?"

„Ja, ja, Du bist noch derselbe Enthusiast," sagte der Graf lächelnd

„Nach manchen Seiten hin wohl derselbe," erwiderte der Bruder, „aber — alt geworden — alt geworden! Man hat sich beschieden." Indem er das sagte, blickte er wehmütig zur Gräfin. „O, heilige Jugend!"

Er ging zu Alma, legte ihr seine Hand auf das Haupt und sah sie an mit einer Weihe und einer Weichheit im Blick, die für die Umstehenden etwas Rührendes hatte.

„Nach langer Zeit setze Dich nun wieder mit uns zu Tisch," sagte die Gräfin bewegt. Sie führte ihren Bruder, und alle anderen folgten.

„Wie schön alles bei Euch ist! die Beleuchtung, der Raum und die Menschen!"

Das war eine heitere Abendmahlzeit! Der Bruder befand sich in dem glücklichen Familienkreise wohl. Er war im Leben einsam geblieben, hatte seit langen Jahren nicht die Grenzen seiner Heimat überschritten und hatte wohl, wie mancher Mensch, dumpf hingelebt, ohne von dem, was ihm fehlte, ein klares Gefühl zu haben. Hier an dem Tisch, an dem die herrlichen Kinder saßen, schien er überwältigt und bewegt zu sein. Er lehnte sich manchmal in den Stuhl zurück, atmete tief auf, schlug die Arme übereinander und blickte lächelnd und gedankenvoll im Kreise umher. Er wurde nach Einzelheiten seiner Reise gefragt. Der Graf und die Gräfin erkundigten sich, wie es dem und jenem in der Heimat des Bruders und der Gräfin erginge. Es wurde die Unterhaltung geführt, die sich von selbst in der Gegenwart eines eben Angekommenen, lang Erwarteten ergibt.

Als man sich von der Tafel erhoben hatte, begann sich der Abend wunderlich zu gestalten

Der alte Bildhauer war von der Schönheit seiner Nichten wahrhaft berauscht.

Er war kaum aufgestanden, so rief er die Mädchen zusammen, kommandierte nach links und rechts.

Es sollten Bilder gestellt werden. Er schickte nach allem möglichen und sagte:

„Die Türe da schließen wir, und davor stellen wir die lebenden Bilder.“

Was sich im Hause an farbigen Tüchern, Gewändern, an schönen Gefäßen, Blumen und Früchten zusammentragen ließ, wurde aufgestöbert.

Als Felix von Roggenbach sah, daß dieser Abend sich so lebhaft gestaltete, als alle Frohbergs nachkamen, und als noch eine eilige Einladung an den Major von Knebel, den treuen Freund Goethes, der ein langjähriger Freund Friedrich Henslers und der Roggenbachs war, abgesandt wurde, trug Felix dem gräflichen Paar die Bitte vor, auch seinen alten Freund, Freiherrn Schenk von Geyern, und dessen Frau zu diesem improvisierten Feste aufzufordern.

Mit Freude wurde die Bitte erfüllt, und das freiherrliche Paar kam, als wären sie längst erwartet, wie in eine schöne Heimat; denn so vorsichtig die Roggenbachs in der Wahl derer waren, die in ihrem Hause verkehrten, so liebenswürdig zeigten sie sich denen, die sie bei sich aufnahmen.

Und Felix Roggenbach durfte auf seinen alten, wiedergefundenen Freund und die liebreizende Myrtel stolz sein

Freiherr Schenk von Geyern hatte die Dünste und Schwaden, die über seinem Leben lagen, durchbrochen und war von natürlichster Liebenswürdigkeit. Von der Schönheitswelt, in die er so unverhofft und ungeahnt eingetreten, war auch er hingerissen.

Graf Roggenbach aber wußte nicht, daß er einen der von ihm so gefürchteten Literaten, die nichts als Ungelegenheit und Verwirrung bringen, bei sich aufgenommen hatte. Daß Goethe in dieses Vorurteil des Grafen mit einbegriffen war, wurde oft von dem Major von Knebel und dem Grafen Roggenbach heftig debattiert, wobei Knebel dem Grafen vorwarf, daß er inkonsequent sei, denn zuallererst hätte er dann ihn selbst, Knebel, aus seinem Hause verbannen müssen.

„Dein Menschentum", sagte ihm dann der Graf, „ist so unverhältnismäßig über Dein Dichtertum erhaben, daß letzteres bei Dir gar nicht mitspricht. Du bist in meinen Augen von allen unerträglichen Eigenschaften der Dichter vollkommen ausgeglüht."

Was Major von Knebel immer von neuem verdroß; aber die Freundschaft zwischen dem Major und Graf Roggenbach war von unzerstörbarer Art.

Es schien, als wären die Roggenbachs bis dahin ihres Wertes unbewußt dahingegangen und mit einemmal zu dessen vollem Bewußtsein erwacht.

Das, was bis jetzt als selbstverständlich angenommen sein mochte: die Schönheit der Kinder, war durch den Bildhauer mit einenmal zum Göttergeschenk gestempelt, zu einem reinen, hohen Glück.

Der Graf sah dem Treiben scheinbar kühl und doch im Innersten befriedigt zu, und die Mädchen waren von reizender Befangenheit und zartester Würde, fast rührend anzusehen.

Jedes der Mädchen erreichte durch die Art, wie der alte Künstler sie zu stellen wußte, gleichsam den Höhepunkt der Schönheit. Und wie hatte dieser den Reiz der großen, langsamen Bewegungen der Roggenbachschen Kinder erfaßt, und wie wußte er solche Bewegungen zu verwenden!

„Es ist sehr angenehm, den Zuschauer hier abzugeben," sagte Felix zu Engele, „für mich, heißt das. Was Sie betrifft, begreife ich nicht, wie der Onkel Hensler Sie hier stehen lassen kann. Er ist

außer sich vor Verwandtenstolz; wir wollen es ihm zugute rechnen, daß er uns vergessen hat; aber wir wollen auch etwas tun, was uns beliebt. Wollen Sie?" fragte er, den Blick musternd auf Engele gerichtet.

„Warten Sie, dort geht Georg eben in seinem griechischen Gewändchen aus der Tür." Damit war er auf und davon, dem Knaben nach, und brachte ihn, an der Hand geführt, zu Engele.

„So, Engele. Nun wollen wir ihn mit hinunter in den Garten nehmen. Dort soll er uns Rosen zeigen, wir brauchen Rosen."

In einem stillen Zimmer banden sie miteinander zwei Rosenkränze, einen für Engele und einen für Georg. Als sie damit zu Ende waren, führte Felix seinen Schützling zu Elektrine und bat diese: „Mach' mir aus dieser da eine Griechin — weiß — das Kleid ganz schlank."

„Ja, ja, das will ich, sie soll schön werden."

„Schön ist nicht nölig, schlank — wie eine kleine Säule."

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, war Elektrine voller Eifer, nahm Engele mit sich, und in wenigen Minuten hatte sie diese ausgewickelt,

notdürftig wieder eingewickelt, führte sie ihrem Vetter zu und flüsterte ihm ins Ohr, ganz erregt: „Sie ist wunderhübsch. Sieh doch selbst."

Nun wurde zu dem Onkel die Botschaft geschickt, daß die kleine Bühne eine Zeitlang in Anspruch genommen werden würde.

Und Felix führte seine beiden Gestalten hinter den Vorhang. Engele und Georg hielten jedes eine Schale mit Blumen über sich. Die beiden Rosenkränze drückte ihnen Elektrine auf Felix' Befehl bis tief in die Stirn. Elektrine mußte Engele das Gewand fest an die Glieder anschmiegen. Das Haar hatte sie ihr im Nacken in einen Knoten zusammengesteckt. Den schlanken Hals hielt Engele leicht zurückgebeugt. Dicht neben ihr stand Georg mit seiner Blumenschale, ganz in derselben Haltung wie Engele. Nur wendete er den Kopf zu ihr und blickte zu ihr auf.

Als Elektrine den Vorhang hob, rief sie: „Die Blumenverkäufer".

Man konnte sich nichts Lieblicheres denken als den Kontrast zwischen dem blonden Knaben, der in den goldenen rosigen Farbentönen der Roggenbach-schen Familie wahrhaft strahlte, dessen Glieder das

Streben zu einem tüchtigen Wachstum verrieten, und dem jungen Mädchen, das in seiner lieblichen Vollendung behend und schlank dastand, dessen zierlicher Kopf mit dem dunklen Haar schön zu den weichen, kindlichen und doch großen Zügen ihres Gefährten stimmte.

„Das habt Ihr prächtig gemacht! Und wie schön ist unsere Kleine!" rief die Gräfin.

„Das wollte ich meinen," sagte der Onkel. „Euer Gast ist ein feines Mädchen."

Engele war „schön" genannt worden. Es war ihr, als hätte man ihr ein herrliches Geschenk gegeben, und ein nie gekanntes Gefühl von Freude bewegte sie.

Als Felix zu ihr trat, lag über ihrem Gesicht etwas Strahlendes.

Er reichte ihr die Hand und sagte: „Sehen Sie, das haben wir gut gemacht!"

Sie trug wieder ihr gewöhnliches Kleid. Da trat die Gräfin auf sie zu, hielt in der Hand den vollen Rosenkranz und drückte ihn Engele wieder in die Stirn.

Das junge Mädchen stand in leichter Verwirrung und lächelte unter dem Kranz hervor. Sie wurde

von den Anwesenden umringt, der Onkel, die Mädchen, der Graf, Myrtel und der Freiherr, der wunderliche, interessante Knebel. Sie wußte kaum, was man zu ihr sprach, was sie erwiderte. Sie fühlte sich hineingezogen in den Kreis der beglückten Menschen, und ihr Herz war in der freudigsten Bewegung und vom gegenwärtigen Augenblick vollkommen erfüllt.

Als sie wieder allein neben Felix stand, reichte ihr dieser die Hand:

„Ich sagte Ihnen, daß Frauen etwas Wundervolles sind, wenn sie das sind, was sie sein sollen, auch ohne die Weisheit der Männer, die karg genug verteilt ist. Die Frau ist an sich reicher, wissen Sie noch? So muß eine Frau blicken wie Sie jetzt im Bewußtsein der Kraft ihres Wesens."

Wer aber ganz in sich versunken dem heiteren, schönheitsvollen Treiben zusah, war Freiherr Schenk von Geyern.

So aus dem Vollen hatte er Menschen noch nicht gesehen. „Das ist eine Offenbarung," dachte er.

Er war erstaunt, daß er mit Entzücken die großen Mädchen und ihr Treiben beobachtete.

„So ist in ihnen etwas stärker noch als ihre Körperlichkeit," schloß er, von seinem eigenen Empfinden ausgehend. „Sie müssen Träger großer Gefühle sein und wahrer Reinheit, sonst wäre diese Körperlichkeit angsterregend."

Diesen Gedanken sprach er aus, und zwar wendete er sich an einen ihm Unbekannten, dessen Namen er bei der Vorstellung überhört hatte. Es war ein Mann, der ihn interessierte.

Er hatte das Aussehen eines alten Weisen, ein schwarzes Käppchen trug er auf einem wohlgeformten Kopf. Die hohe Stirn war sehr merkwürdig, der Mund ungemein lieblich, sein Lächeln anmutig, er war in eine Art talarhaften Rocks gekleidet. Ein weiter, runder Kragen umschloß den offenen Hals. So trug er sich sehr frei, nach eigenem Belieben. Das hielt der Freiherr nicht gerade für einen Vorzug; aber die ausgezeichnet schöne Stirn des Mannes überstrahlte alles andere, und ein Lächeln war ihm eigen, so persönlich, gleich einer Zusammenfassung aller Erfahrungen und aller Gewinne seines Lebens.

Zwar wendete er dies Lächeln gewissermaßen als Antwort auf des Freiherrn Aeußerung an; aber

es war damit nicht ohne weiteres gesagt, daß er nicht beistimme.

Der Freiherr fuhr fort: „Novalis, die Schlegel und ein wenig auch Tieck, doch diesem gelang es nur selten, sind Wege gegangen, die Seele die Körperlichkeit überwinden zu lassen.“

„Gottlob, es gelang ihnen zumeist nicht,“ sagte der Mann mit der schönen Stirn. „Was ihnen in ihrem Sinne gelang, damit haben sie uns etwas gelangweilt, da aber, wo sie der lieben Erde treu geblieben sind, wo sie dieselbe in Liebesglut umfingen, waren sie entzückend! Sie haben meinen Freund Goethe zum Gotte gemacht. Ich glaube, sie würden ihm Rock und Füße weggeküßt haben, wenn er sich ihnen ganz hingegeben hätte. Er aber hatte, was sie wollten, im höchsten Sinne.“

„Qualvoll,“ dachte der Freiherr entsetzt, „das ist Knebel“; und er kam sich wie gebrandmarkt vor. Er gedachte des Besuches bei Goethe. Der Mann mit der schönen Stirn aber fuhr fort: „Da war so ein etwas Nachträglicher, Uebertriebener, Ueberreifer ganz kürzlich bei ihm und sumste ihm wie eine Fliege um die Nase. Der hat ihn übler Laune gemacht. Dem war's nämlich zu sehr geglückt.

Unsere romantischen Leute hier vermiss' ich — vermiss' ich. Genialisch waren sie alle. Romantik ist Poesie, und Poesie ist Genie! Jo — jo! In ihnen ruhte alles, was schön und teuer und sehnsuchtsvoll ist. Philosophie und Sehnsucht, Märchenbronnen und tiefste Mystik. O Stern und Blume, Geist und Kleid. Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit! Jo — jo." Das sprach der wunderlich anziehende Mann so kindlich und sehnsuchtsvoll, daß Freiherr Schenk von Geyern, trotzdem er bis ins Innerste getroffen war, einen tiefen Eindruck hatte; denn der war Seele von seiner Seele. Er war erblaßt, etwas fühlte er wie gebrochen in sich. Er hielt sich aufrecht.

„Ich gehörte nicht zu ihnen, ich war ein alter Kerl. Jo — jo," fuhr Knebel zu reden fort; „aber ich vermisse sie, vermisse sie! Man begegnet ihnen nicht mehr auf der Straße. Als wären Nachtigallen eingezogen, war's. Es sang und dudelte die ganze Luft. — Jo — jo.

Entzückenderes gab es nie! Und diese Frauen!

Ich wollte, Goethe wäre damals jünger gewesen und noch nicht die alte Exzellenz. Das hätten die Menschen seiner Jugend sein sollen! Hat

er denn nicht geschmachtet in Weimar! Glauben Sie mir, eine Karoline Schlegel ist ihm in seiner Jugend nicht begegnet. Was meinen Sie? Zehn Fauste hätten wir, wären wir unter den jungen Göttern jung gewesen; jo — jo, und lassen Sie's weniger sein!

Hier hat die Menschheit geblüht, o ihr armen Nachblüher!

Der arme Kauz, der Goethe neulich um die Nase sumste! Lassen Sie's gut sein. So etwas kommt nicht wieder!

Und Sie fragen mich gewissermaßen, was hier in diesem schönen Raum, unter diesen Menschen los ist? So meinten Sie's doch?

Romantik! Romantik! Von der Art, wie ich sie liebe, und wie sie hin und wieder fast gegen den Willen unserer Romantiker geglückt ist. Gelebte, nicht gedichtete Romantik. Schauen Sie sich Alma an, schauen Sie sich Felix an!"

Vor des Freiherrn geistigem Auge zog ein stilles, einsames Leben vorüber, das seine, fast ohne Widerhall. Einsam, einsam! Und wo er zu den Menschen gelangen wollte und festen Fuß fassen wollte, brachen die Brücken und Stege.

Es war auch, als hätten seine Hände keine Kraft zum Greifen. Myrtel blieb wie sein Schatten bei ihm. Nur Myrtel war treu. Oede, wohin er blickte.

Wie traurig erschien ihm die wunderliche Versammlung junger, schiffbrüchiger Gesellen in seinem Hause, wie sonderbar und nicht sehr ehrenvoll!

„Aber," dachte er wie im Traum, wie jene denken, denen die eigenen Gedanken keinen rechten Eindruck machen, „hätten die frohen, jungen Götter, die hier einst lebten, nicht herzhaft zusammengehalten; wären sie einzeln gekommen, aus Gott weiß was für Landstädtchen und Nestern, wer weiß, ob Goethe sie nicht auch wie summende Fliegen von seiner Nase verscheucht hätte. Wie recht hatte also eigentlich Mathias Heinloth mit seiner Traube, seinem Ichsee, seinem Ich, seiner Gruppe!" Nein, was di» sonderbaren Freunde sagten und taten, war nicht übel; aber sie erschienen ihm so zusammengekehrt aus allen Winkeln. Es war keine Ehre mit ihnen einzulegen.

„Pfui," dachte er, „du Protz. Brauchst du denn Leute, die Licht auf dich werfen, bist du dir nicht selbst genug? Nein, wahrscheinlich nicht."

Es war ihm schlecht zumute, und er dachte fast daran, seine Reisekutsche wieder flottzumachen.

Hätte nun dieser köstliche Mann mit dem entzückenden Mund und der schönen Stirn nicht ein anderer als gerade Knebel sein können! Aber siehe da, da ging Myrtel eingehängt in seinen Arm, und er beugte den Kopf, um Myrtel näher zu sein und besser zu hören, denn er war groß.

Myrtel sprach lebhaft, wie es gar nicht ihre Art war, die süße, blonde Bettina näherte sich den beiden und hing sich in Knebels zweiten Arm ein. Sie liebte das, so als dritte zuzuhören, wenn zwei plauderten. Knebel war ihr guter Freund, und die kleine zarte Freifrau gefiel ihr über alle Maßen und sie wollte hören, was die beiden miteinander hätten.

Knebel schien gar nicht acht darauf zu geben, daß sich jemand ihm so vertraulich genähert hatte.

„Ei du barmherziger Himmel! Ei du barmherziger Himmel! Jo — jo!" rief er ein Mal ums andere Mal. Erst als er sich mit der Hand an seine schöne Stirne fahren wollte, bemerkte er Bettina.

„Was willst Du denn?"

Myrtel schaute auch ganz betroffen, denn sie hatte in ihrem sorgenvollen Herzen den Beschluß gefaßt,

Knebel wegen des unglückseligen Besuchs ihres Mannes bei Goethe in das Vertrauen zu ziehen, und hatte das soeben getan.

„Und Schenk von Geyern heißt er! und! und! Meine hochverehrte, liebe, süße Frau!“ rief der lebhafte Mann ganz verzweifelt, „da hab' ich Entsetzliches angerichtet! So ein alter Esel, der ich bin! Aber freilich, freilich! Wie konnte ich den Zusammenhang ahnen!“

Nun teilte er Myrtel kurz mit, was er, ohne zu ahnen, mit wem er vorhin gesprochen, verbrochen hatte.

„Ich sage es Ihnen, verehrte Baronin, weil doch nur Sie auf Erden imstande sind, ihn zu trösten. Ich kann nichts tun! Er war bei Goethe, da ist kein Zweifel! Unsere Exzellenz, mein Freund, ist eine etwas unbewegliche Maschine in solchen Dingen! Nein! nein! Unsagbar gerne täte ich Ihnen, holde Frau, jeden erdenklichen Gefallen; aber ich rate Ihnen, lassen Sie hier nichts Neues geschehen. Ihr Herr Gemahl soll vergessen, einen Strich unter die Sache machen, sie leicht auf die Schulter nehmen. Ich stehe Ihnen immer zu Diensten. Er soll auch mir verzeihen. Vielleicht sucht er mich einmal auf,

auch komme ich zu ihm, wenn er es wünschen sollte. Rechnen Sie auf mich, Sie Sanfte, Holde."

Er küßte ihre Hand und blickte in ein totenbleiches Gesicht, das ihn lächelnd ansah.

Bettina aber war an Myrtels Seite, schlang ihren weichen, vollen Arm um sie und drückte sie an sich wie ein kleines Kind. Bettina, mit Tränen in den Augen, hatte alles begriffen und überblickt.

„Seien Sie nicht so blaß," sagte sie, „was ist denn Großes an der Sache? Goethe ist nicht der liebe Gott. Zu uns zum Beispiel dürfte er gar nicht kommen. Und glauben Sie mir, mein Vater weiß, weshalb nicht. Wären Sie in Ihrem himmlischen Haus geblieben, von dem Felix uns erzählt, würde die ganze Dummheit nicht geschehen sein."

Bettina wußte nicht, was sie vor Mitgefühl tun sollte. Am liebsten hätte sie die kleine zarte Frau in ihr eigenes Bettchen getragen und eingeschläfert. Limonade brachte sie ihr und Kuchen; den Vater wollte sie ihr bringen, die Mutter, damit sie die kleine Freifrau trösten sollten. Sie war ganz unerschöpflich.

Als Myrtel sich endlich von dieser frühlinghaften, täppischen jungen Tierzärtlichkeit freigemacht

hatte in aller Zartheit und Vorsicht, eilte sie zu ihrem Mann, den sie neben Alma fand, mit der er sich unterhielt.

Sie wartete ein wenig, und als Alma von ihrem schönheitsfröhlichen Onkel zu irgendeinem Unternehmen geholt wurde, trat sie zu ihrem Liebsten, nahm ihn an der Hand und führte ihn durch die offene Flügeltür hinaus in den nächtlichen Lindengarten.

Der ganze Himmel war ausgestirnt, eine Herrlichkeit sondergleichen.

Unter diesem ungeheuren Dach von nie zu zählenden Welten, die in unermeßlichen Räumen in urewigem Tanze sich bewegen, begaben sich die Geschicke der kleinen Menschen mit den unendlich leidensvollen und freudvollen Seelen.

„Was hast Du, Myrtel?" fragte ihr Liebster. Myrtel sagte ihm alles, was sich begeben, was sie getan, und daß sie Knebel gebeten, ihnen mit Goethe zu helfen, damit ihrem Liebsten noch einmal Gelegenheit gegeben würde, Goethe zu sprechen.

Da fiel Myrtels unabweisbare Nähe, ihr Aufgelöstsein in sein Ich wie eine weiche, erstickende Last über den Freiherrn. Und dies: „Mann und Weib

sind ein Leib und eine Seele — und eine Einsamkeit", bedrängte ihn wieder, brachte ihn in Wut.

Es kam ein ächzender, gequälter Ton von seinen Lippen, und er schlug nach Myrtel auch wie nach einer lästigen Fliege und traf sie heftig.

Totenstille zwischen beiden.

„Unglückselig muß er sein," dachte Myrtel, „daß er mich schlug."

Ihr Liebster aber war innerlich wie erstarrt von Myrtels törichter Tat und dem Schlag, den er nach ihr getan.

Er kam sich vor, als wäre er von nun an unter Rüpel und die Bettler geworfen.

Es ekelte ihn vor sich selbst.

Das Schicksal webt seinen Teppich aus Hunderttausenden verschlungener Fäden, geheimnisvoll und unter strengen Bewegungen und Gesetzen, wie die sind, die den Lauf der Gestirne regeln und bestimmen.

Die Vorbereitungen zur Reise des Freiherrn Schenk von Geyern haben ihren Einschlag und ihre Ansätze schon im ersten Lebenshauch, den unsere Erde ausatmete, und darüber hinaus in Zeiten und Dunkelheiten, die keines Menschen Hirn zu fassen vermag. Das Gewebe all dieser Gestalten, die sich hier wie im Tanze ineinander schlingen, ließe sich bis zu Ende nie aufdröseln.

Weshalb hatte Felix Roggenbach sich nicht bezwingen können, Engele mit seinem Freund und Myrtel, der zarten Frau, in sein eigenes Haus einzuladen, in sein Erbteil, um sie dort zu bewirten und zu feiern?

Er war doch nicht welt- und liebesunkundig und kein schwacher Mensch, der willenlos sich seinen Wünschen fügt.

Er war durch eine harte Schule gegangen, seine Züge waren für sein Alter durcharbeitet und hatten sich eine Reinheit errungen, die das Fesselnde seines Anblicks sein mochte.

Im alten verwachsenen Garten war ein Tisch gedeckt mit dem köstlichen Service seines Onkels. Die alten Dienerinnen hatten unter seinen vorsorglichen Anweisungen alles so behaglich und einladend hergerichtet wie nur möglich. Kuchen, Früchte und Blumen dufteten, und Felix ging auf den mit Buchsbaum eingefaßten Wegen auf und nieder, voll Verlangen, die liebe Gestalt Engeles hier bei sich zu sehen. Sie war ihm so nah, er fühlte sie sich so nah. Sie erschien ihm vereinsamt im Altersnest, als winkten ihr keine Freuden des Lebens, als hätte er für sie zu sorgen. Mit der Perlenkette hing sie heute wunderlich fest an seinem eigenen Wesen. Er staunte — er wehrte ab — nein, nur jetzt eben, heute, vermochte er die schimmernden Perlen nicht von sich zu lösen; bald, ein andermal, wenn es ihm besser deuchte, wollte er sie vorsichtig

und zart von sich abstreifen, diese kühlen zarten Perlensträhne, die doch wahrlich keine Ketten waren.

Er horchte. Durch das Pförtchen sollten sie kommen, das zur Saale auf einen stillen Weg führte, den die heiligen Jungfrauen so oft gegangen waren, um dem einsamen Spiel ihres unbekannten Freundes zu lauschen.

Ihm war es ein so süßer Gedanke, daß Engele durch dieses Pförtchen eintreten würde, als käme sie zu ihm alleine; die andern würde er nicht sehen.

So spielten seine Seele und seine Sinne ein süßes Spiel mit Vorstellungen, die ihm angenehm waren wie die Atemzüge an einem schönen Sommertag.

Da öffnete sich das Pförtchen, und Engele trat ein, zuerst für einen Augenblick allein. Felix Roggenbachs Herz schlug. Es war ein Augenblick! — Dann stand die kleine, geschlagene Freifrau neben Engele und jetzt sein Freund. Noch konnte Felix Roggenbach sich nicht ganz ermannen. Er war unendlich betroffen durch sich selbst, ging seinen Freunden innerlich erregt entgegen und begrüßte sie.

Da brachten die aufmerksamen Alten schon die Kannen mit dem duftenden Kaffee; denn für den

Erben ihres seligen Herrn hätten sie ihr Leben gelassen und wären nicht nur pünktlich gewesen.

Bald kam eine schöne, sommerliche Stimmung über die jungen Menschen um den liebevoll geschmückten Tisch im geheimnisvollen Garten.

Engele sah träumerisch auf die Blumen, die sie seit Jahren so wohl kannte, die Malven und Georginen und Zentifolienrosen. Die Levkoien hatten die Alten nach des Astronomen Tod geradeso gepflanzt, als lebe er noch. Es war alles in seinem Sinne geschehen.

Engele sah ihren alten Freund wie leibhaftig auf den Wegen wandeln.

Felix von Roggenbach widmete sich im Gespräch besonders seinem Freunde.

„Siehst Du: Ich will eine Blume offenbaren," sagte der Freiherr lebendig. „Ich dränge mich ein in sie, ich werde sie selbst. Ich sehe sie nicht mehr. Ich bin sie selbst. Ich selbst aber schwand hin. Ja, ein Hinsterben. Ein Ersterbender muß der Dichter sein, verstehst Du mich, Felix?"

„Ich hör' Dich wie einst im alten Traumhaus!" sagte Felix warm. „Ja, aus solchen Tiefen willst Du Dichter sein! Ich verstehe Dich ganz. Du könn-

test auch sagen: ‚Wie der Tod ist der Dichter — Körperauflöser, Seelenbefreier, Körperhasser.'"

„Ich freue, freue, freue mich, daß Du den Weg zu mir findest! ‚Empfindend bist Du Seele, empfunden Leib,' heißt es. „Du, Du!" rief der Freiherr. „Ja, wenn einer, dann Du! Aber was ich von Kunst will, und was ich nie erreichen werde, ist etwas so Unaussprechliches, etwas so Erschütterndes. Es wird durch die Dichtkunst nicht mehr eine Welt der Körper sein, der Hüllen, schaurigen Larven, wir werden sie erst von Angesicht zu Angesicht schauen!"

„Was Du willst," sagte Felix von Roggenbach ernst, „ist groß und rein, und ich erkenne Dich wieder! Du bist Dir gleich geblieben und bist Deinen Weg gegangen; aber ich wollte, Du wärst kein Schenk von Geyern, sondern ein Bauernsohn mit Bauernkräften, und nur Deine Großmutter wäre der Sproß eines Schenk gewesen, ohne daß der Freiherr sich weiter um sein Früchtchen gekümmert hätte. Dann hätten wir jetzt einen Bauernsohn mit so viel Schenk-von-Geyern-Blut, daß Dir Dein Werk zu verwirklichen leichter sein würde."

„Du meinst Verüberfeinerung eines alten Geschlechts?"

„Ja."

„Du meinst hoffnungslose Schwächlichkeit?"

„Ich meine, einen von so hohen Zielen durchdrungenen Menschen sollte eine Geschichte, wie Du sie mit Goethe hattest, nicht aufhalten. Glaubst Du, Christus hätte sich von seinem Erlösungswerk abbringen lassen, wenn ein Prophet darüber gelächelt hätte?"

Der Freiherr schaute lebendig, wie seit langer Zeit nicht, vor sich hin.

„Ja, wir haben die Kraft, zu erlösen," sagte er.

Die zarte Myrtel schaute selig auf Felix. Der war es, der ihrem Liebsten wohl tat, zu dem waren sie gereist, nicht zu Goethe. Sie hätte ihm die Hände unter die Füße breiten können.

Er verglich ihren Liebsten mit Christus. Wohl ihr, nun verstand sie erst ihre große Liebe ganz! Wie unermeßlich würde sie Christus geliebt haben, unsern Heiland! Welches Opfer würde da groß genug gewesen sein! Ihr sanfter Körper ist geschlagen worden, ihre Seele ist zutiefst getroffen, aber nicht entehrt. Gar nicht geschändet. Auch ihre Liebe nicht! Tiefes Leid ihres Liebsten war der Schlag, der sie traf. Sie war wie nicht geschlagen,

so rein und so gut. Ach, daß sie diesem gesegneten, lieben, klugen Menschen begegnet waren, der ihren Herrn Liebsten so wohl kannte!

Ueber Myrtels Gesicht lag eine große Seligkeit.

Felix sah dieses Leuchten, das von der zarten Frau ausging, und dachte bei sich: „Welch eine liebende Seele!“ Ja, eine Frau ist reich an sich ohne alles Wissen und Können.

Und er stellte sich seine eigene Frau vor, ihr schönes Gesicht, ihren zarten Körper, ihr vollkommenes Betragen. Er versenkte sich ganz in diese Vorstellungen, sprach wenig zu Engele gewendet, hielt sich ganz zurück.

Aber wie sie dann alle oben auf der Plattform standen in der Dämmerung und Engele an dem astronomischen Instrument des Onkels richtete und es Felix so stellte, wie er hineinblicken mußte, um den Jupiter mit seinen Monden zu sehen, und er im dunklen Raum die leuchtenden Welten schweben sah, so erdenfern, da war es ihm, als entflöhe er selbst in die unausdenkbare Einsamkeit und Ferne dieser strahlenden Kugeln. Die Erde schwand ihm, mit ihr alles, was ihm auf dieser Erde wertvoll und teuer war, und nur Engele, Engele, Engel! Nur

das eine erfüllte ihn unbegreiflich. Sie war ihm wie die Erfüllung seiner unstillbaren Sehnsucht nach dem Vaterlande. Die Fremde hatte keine Kraft mehr gehabt, ihn zu halten. Er war heimgereist, krank an der Lust, Deutschland wiederzusehen, krank an zu viel Fremde, die in ihn eingedrungen war.

Myrtel ging vor dem Abschied mit Felix ein paar Schritte im Garten auf und nieder und sagte: „Verlassen Sie ihn nicht! Ich kann ihm nicht helfen. Alle meine Liebe ist nichts. Liebe ist traurig, traurig."

Ehe Engele zum Pförtchen hinausging, gab sich ein Augenblick, daß Felix ihr die Hand küßte: „Engel, lieber Engel! Wie lieb bist Du mir."

Das flüsterte er kaum hörbar in innerster Bewegung.

Die schönen Menschen, die Roggenbachs, standen auf ihrer Lebenshöhe. Aber es ist doch eine schwere Sache um einen Lebensabschnitt.

Solch verborgene Mahnung, die nur dumpf zu dem Herzen dringt, bringt die menschliche Natur zum Bewußtsein ihrer schönsten Kräfte. Gleichgültige Blicke und Worte erhöht sie zu liebevollen. Zartheit ist da zu finden, wo früher Unbedachtsam-

keit war, das Alltägliche scheint zu verschwinden, und das, wie es auf Erden nicht ist, das ewig Neue, ewig Erfreuliche, scheint hereinzubrechen

Solche Zeiten sind es, die unsere Vergangenheit uns lieb und heilig machen. Derjenige, der von der wohlverborgenen Wahrheit am häufigsten bei Roggenbachs den Schleier lüftete, der über die nahe Trennung gebreitet lag, war der Onkel.

Er konnte es nie unterlassen, wenn einmal zufällig alle im Zimmer versammelt waren, zu sagen: „Da sind wir ja noch einmal alle beisammen!", worauf er die nächststehende Nichte in voller Rührung an sein freundliches Herz drückte, seiner Schwester innig die Hand schüttelte, die ganze Reihe der Kinder mit liebevollen Blicken überschaute und so mit einem Male alle in eine wehmütige Stimmung versetzte.

An einem Abend dieser Tage kamen einige Gäste. Alma sang, und Elektrine begleitete sie. Das Klavier hatte seinen Platz in der Mitte des großen Zimmers. Alma stand in einem weißen Kleide hinter Elektrinens Stuhl. Während ihre weiche, volle Stimme durch das Zimmer zu der offenen Tür in den dunklen Garten hinaustönte, schien sich die ganze

Weihe ihrer Schönheit, ihres Glückes, ihres Friedens auf sie herabzulassen. Es war ein unbeschreiblicher Anblick, dieses große, junge Mädchen, dem in der Ruhe seines Glückes eine getragene, hoheitsvolle Melodie von den Lippen floß. Sie erschien in dieser Stunde der Inbegriff der Schönheit.

Als sie geendet, eilte der Onkel Friedrich auf sie zu, lag auf den Knien vor ihr, hatte ihre Hände gefaßt, war wieder aufgesprungen, alles mit einer Lebhaftigkeit und Leidenschaft, die man dem Guten kaum zugetraut hätte, und sagte: „Du liebes, gottgesegnetes Kind! Singe noch, mein Herz!"

Sie nickte ihm kaum merklich zu, blätterte in den Noten, flüsterte ein paar Worte mit Elektrine, und wieder schwebten die sanften, vollen Töne durch das Zimmer in die Nacht hinaus.

Eine zarte Gestalt mit vorgebeugtem Kopfe lauschte hingegeben, andächtig. Sie saß neben den jüngsten Schwestern. Auf ihrem Gesicht lag ein träumerischer, glücklicher Ausdruck, ein Verlorensein in Gedanken.

Während des Gesanges trat durch die offene Gartentür Felix ein, setzte sich, ohne daß er eine Störung verursachte, auf einen Sessel nahe der

Gartentür und lauschte mit den übrigen. Die Gräfin nickte dem Eingetretenen, als sie ihn nach einer Weile bemerkte, freundlich und erfreut zu, und auch von den Töchtern und Georg erhielt er seine stummen Grüße.

Er war bei seinem Freunde gewesen, der einer Schwermut verfallen zu sein schien, deren Grund Felix nicht sah. Er mußte fast annehmen, daß sie körperlicher Natur sei. Das stimmte ihn sorgenvoll.

Nachdem der Gesang geendet, wurde er von allen Seiten fröhlich begrüßt. Georg hing sich an seinen einen Arm und die jüngste Tochter an den anderen. So wandelten die drei, während die übrigen plauderten und hier und dort im Zimmer verteilt saßen, miteinander auf und nieder.

Georg fiel es auf, daß sein guter Freund nachdenklich war. Er hing sich ihm deshalb noch fester an den Arm, blickte ihn zutraulich an und fragte: „Nun, Felix?"

„Was ist's, mein Junge?"

„Du weißt's schon," sagte Georg, indem er zärtlich seinen Kopf an Felixens Arm schmiegte.

„Was meinst Du, Georg?"

„Ich denke, daß Du irgend etwas hast," erwiderte der Knabe.

„Sieh' mal einer an, wie klug Du bist," sagte Felix, schlug seinen Arm um des Knaben Schulter und drückte das Kind an sich

„Du bleibst doch noch lange bei uns?" fragte Georg. „Du gehst doch nicht bald wieder?"

„Wie kommst Du darauf?"

„Weil mir das von allem, was mir geschehen könnte, am leidsten täte."

„Es könnte wohl sein, daß ich ginge, daß ich sogar zum letzten Male heute hier wäre," sagte Felix bewegt.

„Ach, nicht doch! Was fällt Dir ein!" rief Bettina, die bis jetzt. ohne etwas dazwischenzureden, den beiden zugehört hatte. „Das darfst Du nicht."

„Wir wollen davon schweigen. Vorderhand braucht niemand etwas davon zu erfahren. Hört Ihr?"

„Ja," sagten die beiden mit niedergeschlagenen Mienen und ließen wie auf Verabredung Felixens Arm los, als müßte er gleich im Augenblick auf und davon.

Er drückte Bettina freundlich die Hand und trat zu seiner Tante, der Gräfin, mit der er längere Zeit sich heiter unterhielt.

Nach dem Abendessen gingen die Gäste und die jungen Leute in den Garten hinab. Während alle aufbrachen, um hinauszugehen, sprach Felix diesen Abend das erste Wort mit Engele.

„Ich bitte Sie, Engel," sagte er, „darf ich Sie ein Stück begleiten?"

Sie antwortete, indem sie mit ihm die wenigen Stufen hinabschritt, die zu dem Garten führten. Es war eine jener köstlichen Sommernächte, still, geheimnisvoll atmend und dunkel. Sie gingen miteinander unter den hohen Linden, in deren Kronen die Dunkelheit dicht versank. Man hörte hin und wieder Schritte von den Wandelnden im Garten, aber der Friede der Sommernacht lag ungestört schwer auf den Laubmassen, auf dem wärmedurchströmten Rasen, in den Straßen, auf den Häusern und weithin auf den duftenden Feldern.

Felix war vordem, besorgt und gedankenvoll, stundenlang auf und nieder gewandelt, tief bewußt, daß er einen innigen Anteil an seiner kleinen Freundin genommen habe — vom ersten Sehen an. Er sah sie immer in einer um Hilfe bittenden Zartheit vor sich, nie besonders heiter, nie so, daß er hätte sagen können, daß sie bezaubernd sei, und doch, wie

fühlte er sich gefesselt! Es war ihm wohltuend gewesen, als man sie im Scherz seinen Schützling nannte. Er fand sich wahrhaft beglückt, wenn er sie durch einen Gedanken, durch irgendeine Mitteilung belebt hatte, und vergegenwärtigte sich, mit welcher Andacht sie hörte und aufnahm.

Es war ihm, als sähe er ihre Augen mit all den Sorgen, seinen eigenen Sorgen erfüllt, die er für sie und sich empfand, die in ihrer Seele gewiß nicht wohnten. „Nein, gewiß nicht,“ dachte er

Mit dem Entschluß im Herzen, sie nicht wieder zu sehen, hatte er Tage in ernster Beschäftigung verbracht, die auf seine Abreise Bezug hatten, im Ordnen von Briefen, von Büchern. Er hatte die Ueberwachung seines Besitzes und die Erledigung einiger Geschäftsangelegenheiten, die mit der Erbschaft in Verbindung standen, einem Rechtsanwalt übergeben und war bereit, seine Rückreise schon jetzt anzutreten, hatte sein Haus sorgsam bestellt, seine Gedanken überwacht und so eine Woche angestrengt gelebt.

Eine Änderung war in dem Plan seiner Abreise eingetreten. Er konnte Engele nicht in dem Glauben lassen, daß er gedankenlos von ihr gegangen sei.

So war er ernst und fest den Abend bei Roggenbachs während des Gesanges eingetreten, und so ging er mit Engele schweigend durch den dunklen Lindengang. Endlich sagte er: „Ich kam, um Abschied zu nehmen, Engele, ich tu's um Deinet- und meinetwillen. Wir würden einander zu lieb bekommen."

Er lauschte auf eine Erwiderung, auf einen Atemzug des Mädchens, das leise und langsam neben ihm herging. Sie erwiderte nichts. Während er bewegt den Kopf zu ihr hinbeugte, um, trotz der Dunkelheit, eine Lebensäußerung auf ihren Zügen zu lesen, fühlte er ihre Hand leicht auf seinem Arm liegen, und sie sagte:

„Das ist der Abschied für immer!"

Sie blieb stehen und lehnte sich an einen Lindenstamm, ruhig und schweigend. Felix stand vor ihr. Es war, als wenn die Dunkelheit, die in die Kronen der mächtigen Bäume gesunken war und diese aufzulösen schien, auch die sanfte Gestalt mit in sich aufgenommen habe. .

Nach einer Weile klang aus dieser tiefen Nacht eine schüchterne Stimme an sein Ohr. Engele fragte kaum hörbar: „Darf ich jetzt noch fragen und sprechen, was ich will?"

„Alles," flüsterte er bewegt, und sie gingen miteinander im Dunkel der Linden entlang.

„Denken Sie böse von mir?"

„Wie sollte ich?"

„Dann seien Sie", bat sie mit zitternder, hinsterbender Stimme, „jetzt gut, sprechen Sie nicht so gleichgültig und nicht so hart!"

Er nahm ihre Hand in die seinige.

„Wir wollen unter den dunklen Bäumen hervor. Man sieht gar nicht. Kommen Sie."

Sie bog die tief herabhängenden Zweige einer Linde beiseite und sie standen vor einer weiten Rasenfläche. Nach der Finsternis in dem Lindengang schien es hier fast hell zu sein.

Sie richtete sich mit einemmal gerade auf: „Aber denken Sie doch, Sie haben alles überlegt, wie Sie mit mir sein wollen, wenn wir uns wiedersehen, und haben Entschlüsse gefaßt. Und ich habe gar nichts gedacht." Hier hielt sie inne und preßte beide Hände auf ihre Brust. „Ich möchte Sie fragen," sagte sie dann ruhig, ganz einfach und ganz in Freundlichkeit und Liebe zu ihm: „Sage mir, wie Deine Frau ist?"

„Mein liebes Herz," antwortete Felix bewegt.

„Du möchtest mir es nicht sagen," erwiderte sie. „Dann will ich es sagen. Ich habe heut nacht lange, lange sie mir vorgestellt. Sie sieht vornehm aus, so wie es mir fremd ist; mir war es erst ängstlich, an sie zu denken. Und sie sieht schön neben Dir aus. Sie paßt zu Dir. Sie ist ein ganz klein wenig kalt, so wie Du es auch jetzt mit mir bist, weil sie, wie Du jetzt, es für gut findet, so zu sein."

Engeles Stimme zitterte; sie war von Tränen belastet.

„So sahst Du sie?" fragte Felix.

„Ja."

„Sahst Du sie so," fragte er weiter, „daß es Dir unmöglich war zu denken, daß wir sie kränken könnten?"

„Ja. Ich muß Dir gestehn, daß ich mir nicht denken kann, daß alles so ist, wie es ist — und wenn wir miteinander sprachen, habe ich mir es zuletzt gar nicht mehr vorstellen können. Sonst wäre ich vielleicht anders mit Dir gewesen — vielleicht," flüsterte sie hastig.

„Wann gehst Du?" fragte sie nach einer Weile, als ob sie Mut faßte.

„Morgen früh."

„Lebe wohl," sagte sie ruhig und gab ihm die Hand. „Leb' wohl."

Dann stand er allein und hörte gespannt auf ihre Schritte, bis sie verklungen waren.

Er war fest geblieben. Er hatte sich besiegt. Aber er fühlte sich im tiefsten Herzen verwundet.

Er bog die Zweige wieder zurück und stand in dem dunklen Lindengang, ging wie im Traum langsam vorwärts und ließ sich auf eine Bank nieder.

Hier blieb er sitzen, stützte den Kopf in die Hände und fühlte sich schwer getroffen.

So saß er in dumpfem, drückendem Empfinden.

Nachdem er lange im dunklen, schwülen Lindengang wie ermattet geblieben, machte er sich auf, um in sein eigenes Haus zu gehen. Heute noch wollte er von den Verwandten Abschied nehmen. Er wußte, daß er Engele dort nicht mehr finden würde. Aber als er unter den Linden hervortrat, waren die Lichter im Hause schon alle gelöscht, und es lag in tiefem Dunkel. Das erschreckte ihn. Morgen erst mußte er sich bei Roggenbachs verabschieden — morgen erst.

Der Gedanke legte sich lähmend über ihn. Bei der Ueberwindung, das Ziel zu erreichen, erschien ihm ein Aufenthalt, eine Erschwerung als unerträglich. Er

atmete tief auf, stand und blickte zu den dunklen Fenstern; wie lange? Da hörte er leise Schritte in seiner Nähe. Das Herz stockte ihm in einem Strom von Empfindungen, der ihn mit sich fortriß, und er lauschte angestrengt. Er schien sich getäuscht zu haben und lauschte wieder. Da, ehe er sich fassen konnte, fühlte er seine Hände ergriffen.

„Ich wollte Sie noch sehen," flüsterte ihm eine zitternde Stimme zu, „und ich fürchtete, Sie wären schon fort."

„Engele!" rief er überwältigt und schloß sie in seine Arme. „Du süßes, unkluges Mädchen!"

Sie ruhte an seiner Brust, ohne Bewegung. Er sah im Dämmerlicht, daß ihre Lippen halb geöffnet waren, wie zu einem Schmerzens- oder Jubellaut; aber er wagte es nicht, diese Lippen zu küssen.

„Du bist ein böses, armes Kind, Du solltest mir folgen," flüsterte er und bog sich nahe zu ihr herab. „Ich bin Dein Freund und bin klüger als Du."

Er fühlte, wie die zärtliche Gestalt sich langsam von ihm löste.

Unaufhörlich hatte er die Empfindung gehabt, bei jedem Wort, das er sprach, als wäre er gezwungen, dieses Herz auf das grausamste zu martern.

Er wußte kein Wort, das Wohltat sein würde, und vermied jedes, das ihn und sie täuschen und in ein Glücksempfinden stürzen könnte, das ewig zu sein scheint.

Er stand hoch aufgerichtet.

„Gute Nacht," sagte sie kaum hörbar. „Ich will jetzt gehen." Sie reichte ihm die Hand.

Da schlang er seinen Arm um das bebende Mädchen, preßte es an sich, neigte sich zu ihr und drückte auf die offenen, erschreckten Lippen einen langen heißen Kuß.

Sie brach in einen Tränenstrom aus und sagte: „Ich habe Dir den Abschied schwer gemacht."

„Ich bleibe etwas länger," antwortete er.

„Ja," erwiderte es leise aus tiefster Seele.

„Wenn Du gehen mußt, bei unserm nächsten Abschied wird es anders sein. Glaub's mir, es wird dann anders sein."

„Ich bleibe noch, Engele."

Sanft und behutsam legte er ihr den Arm wieder um die Schulter. Da hob sie die Hände wie bittend zu ihm empor, ohne zu reden

„Was willst Du, mein Liebling?" fragte er zärtlich.

„Küsse mich nie wieder,“ sagte sie leise und befangen

„Du bist ein braves Kind. Ich aber sehe, wie über dem Leben dreier Menschen von jetzt an ein schweres Schicksal liegt. Wer wird ihm Einhalt tun? Ich weiß es nicht.“

„Mir war, als müßtest Du — als müßtest Du noch ein Weilchen bleiben.“

„Du liebes Geschöpf.“

Sie lächelte ihm zu mit jenem ruhigen, friedlichen Glück in den Zügen, das noch vor kurzem die Roggenbachschen Töchter von ihr unterschieden hatte. Dann ging sie durch die offene Gartentür hinaus in die Dunkelheit.

Und er blieb regungslos stehen, lauschend, mit angehaltenem Atem. Jedes Geräusch, das feinste, ließ ihm das Herz fast stillestehn, solange er ihren leichten Schritt verfolgte. Alle Angst, alle Erregung, die sie nicht empfand, regte sich in seinem Herzen. Er zitterte, daß man das liebe Mädchen entdecken könnte, vergaß Zukunft und alle Bedenken und trug im Augenblick nur Sorge um sie; und als sie längst in Sicherheit war, fühlte er die Unruhe noch in sich wie Fieber.

Während er ihren leichten Schritt hörte, erhob sich in seiner Seele ein Bild jener Macht, die wir Liebe nennen — ein Bild mit fremden, starren Zügen; nicht jenes freundliche Bild, das friedlich Liebende zu sehen glauben, er sah Züge, vor denen er bebte, in denen eine furchtbare Tyrannei leuchtete, Züge, die unter ihrer Schönheit Härte, Grausamkeit verbargen, die auf die Menschheit spöttisch zu blicken schienen, deren Spott man für Lächeln hält, deren kalte Grausamkeit und Härte für ein mildes Regiment. Er sah das schwere Schicksal, das wir Liebe nennen.

Noch lange ging er im Garten auf und nieder, ehe er sich entschloß, heimzukehren.

Und alle Verwirrung, alle Klarheit, alle Angst und aller Mut lösten sich zu einem einzigen Gefühl: Er liebte sie.

Beim Freiherrn Schenk von Geyern hatten sich die Genies versammelt. Sie saßen in der Sommerlaube. Myrtel war nicht zugegen.

Einem jeden fehlte Myrtel. Sie war allein spazierengegangen, wie der Freiherr sagte. Das tat sie des öfteren. Solch eine Seele wie Myrtel braucht Einsamkeit.

Zuerst hatten sie sich in dem behaglichen Wohnzimmer der verstorbenen Tante aufgehalten. Sie hatten debattiert. Lavoisiers Verbrennungstheorie, für die sich Richard Stiefel augenblicklich außerordentlich interessierte, beschäftigte sie. Sie kamen auf Galls Schädellehre zu sprechen, und Mathias Heinloth machte Messungen und hielt Untersuchungen an den Schädeln der Gruppenmitglieder und kam zu vortrefflichen Resultaten. Man hatte wirklich das günstigste Material, um eine große Persönlichkeit zu konstruieren. Dem einen fehlte Phantasie, der andere war hervorragend Egoist, wieder einer war nachweisbar mit großem Ueberblick gesegnet, bei einem andern war diese Eigenschaft verkümmert. Mathias Heinloth war schrankenloser Liebe fähig und sehr phantastisch. Richard Stiefel fehlte dieser Ueberschwang völlig, dieser war mathematisch von hoher Bedeutung. Der Poetenknorpel schien bei dem Freiherrn Schenk von Geyern mächtig entwickelt, aber etwas kompliziert gestaltet.

Große menschliche Eigenschaften der verschiedensten Art gediehen bei allen. Der Baron von Blonberg aber war geradezu Großgrundbesitzer jener Bucht der Gesetzmäßigkeit, des Wohlanstandes

und der guten Sitten. Er war gewissermaßen als ein Hafen der beruhigendsten Eigenschaften anzusehen, was alle mit einem Lächeln quittierten. Hingegen hatte Richard Stiefel Hang zu den eigentümlichsten Verirrungen. Kurz, man war mit allem Erdenklichen auf das vortrefflichste versehen, wenn man sich auch augenscheinlich über den Inhalt der Gefäße menschlich oft geirrt hatte, was Richard Stiefel veranlaßte, über den durchaus trügerischen gesunden Menschenverstand, der Sicherheit der Wissenschaft gegenüber, den Stab zu brechen, was Mathias Heinloth aber nicht Wort haben wollte.

„Wir werden sehen," sagte er nach langem Disputieren, „wer recht hat. Noch ist nichts bewiesen."

Ein Almanach sollte gegründet werden, das war unter allen Umständen erforderlich.

Wunderlicherweise fehlte nach Galls Theorie der Sinn für Gelderwerb und Wirtschaftlichkeit fast allen. Am ersten war er noch bei Mathias Heinloth entwickelt; aber dies wertvolle goldene Ei lag bei ihm in einem wahren Nest der gegensätzlichsten Eigenschaften. Ueber diesen Fall war große scherzhafte Meinungsverschiedenheit, und es wurde mit

Witz und Geist darüber gestritten. Alf Gundelwein war auch dazugekommen. Er kam immer, wenn man es gar nicht vermutete, und war erstaunt, die kleine Freifrau nicht vorzufinden. Die Unterhaltung stockte — die Dämmerung sank.

Oft hatte der Freiherr schon seine Uhr gezogen, oft hatten die Dichter schon auf die tickende Standuhr der verstorbenen Tante geblickt, die gleichmütig die Stunden angab, ob für diesen, ob für jenen.

Da war man hinaus in den Garten gegangen. Jeder war unruhig, und einem jeden war es gar öde zumute ohne Myrtel.

Sie gehörte zwar nicht zum Ichsee, aber wenn sie nicht zugegen, schien die warme Quelle zu fehlen.

Die Dämmerung sank tiefer. Hans brachte das Windlicht. Die Unterhaltung kam nicht mehr in Fluß, die Dichter saßen und warteten. Sie warteten mit Ausdauer — stumm. Was sollte man tun?

Der Freiherr, der bleich aussah, ging in den Gartenwegen auf und nieder. Niemand fragte. Ueber allen aber lag Bangigkeit. Es war, als wenn Myrtel gestorben wäre, und sie säßen nach dem Leichenbegängnis beieinander.

Hin und wieder sprach einer ein Wort, das von Myrtel handelte. Mathias Heinloth war ganz in sich zusammengesunken. Er sagte nichts.

Der Freiherr aber ging im dunkeln Garten.

„Hat sie einen Lieblingsweg?“ fragte Freiherr von Blonberg leise.

„Was wissen wir von Myrtel!“ sagte Mathias Heinloth endlich dumpf. „Uns muß genügen, daß sie unter uns ist, das holde Geheimnis!“

Der Freiherr aber schritt und schritt und dachte nur das eine, und immer das eine: daß er Myrtel geschlagen hatte.

Es war seitdem alles wie sonst gewesen, es schien dieser Schlag ein Traum zu sein, Myrtel hatte vor sich selbst und vor ihm alles verleugnet. Sie war über dies Unerhörte hinweggegangen mit einem mitleidigen, wehmütigen Lächeln. Der Schlag war wie ins Bodenlose, Wesenlose gesunken; aber deshalb graute ihm doppelt vor diesem Schlag — und vor sich selbst.

Ja, es war zum ersten Male in seinem ganzen Leben, daß er sich selbst deutlich sah, und er erschrak und entsetzte sich. Wie schleifte er Myrtel mit sich durchs Leben! Er — er — er! und immer er —

und seine verfluchte Dichterei! Niemand streckte die Hand danach aus. Er sah seine eigene Mißlaunigkeit. Er fühlte seine eigene gräßliche Last.

Immer, wenn er in den Schein des Windlichts trat, sah er die Dichter still oder flüsternd sitzen; aber Mathias Heinloth, der viereckige Mensch, saß bleich da, ganz bewegungslos, als wäre ihm sein Liebstes gestorben.

Und keiner regte sich, und keiner stand auf, um Myrtel zu suchen. Es schien, als wollte niemand sich recht zugestehen, wie sehr Myrtel erwartet wurde.

„Keiner aber", dachte der Freiherr, „weiß, daß ich die liebe Myrtel geschlagen habe."

In seines Herzens Angst, wenn Mathias Heinloth allein in der Laube gesessen hätte, wäre er, von der Qual seines ganzen Wesens getrieben, zu ihm hingestürzt und hätte ihm gesagt: „Was meinst Du? Ich — ich habe Eure kleine Heilige geschlagen, mein süßes Weib, deren Liebe ich trank, deren Güte und Zartheit und reine Glut der Liebe nie versiegte. Herr Gott im Himmel," schluchzte er in seiner Qual in sich hinein, „ich will anders werden, laß mich

einen bessern Menschen werden — nur gib sie mir zurück!"

Und wie er in der Erkenntnis und Zerknirschung seiner Seele so weit war, daß er zu denen in der Laube wie zu seinen Richtern hinstürzen wollte, um sich selbst anzuklagen, hatten sie alle leichte Schritte überhört, und Myrtel trat in den hellen Lichtschein.

Sie sagte, daß sie fehlgegangen und nicht wieder heimgefunden habe. Sie war müde.

Stundenlang mußte sie in der Irre umhergelaufen sein, und hatte immer von neuem zu Gott gebetet, er möge ihrem Liebsten Freude geben, möge ihn zum Leben erwecken, möge sie den Weg führen, den sie gehen müsse, um ihn zu erlösen. Amen.

Leben kam wieder in die Dichtermänner in der Laube. Jeder wollte Myrtel etwas zuliebe tun. Zu allererst ging man mit Myrtel in das Zimmer zurück, damit sie sich nicht erkälte.

Schweigsam aber blieb Mathias Heinloth. Der mochte wohl in dieser Stunde empfunden haben, daß ernstlich und unabwendbar eine große, tiefe Liebe und Leidenschaft bei ihm eingekehrt war.

Myrtel aber erschien ihr Liebster wie umgewandelt, als hätte Gott ihr Gebet erhört.

Und als sie alle gegangen waren und sie müde im Sessel lehnte, sank er ihr zu Füßen, verbarg sein Gesicht in den Falten ihres Kleides und sagte tief erregt:

„Als Du nicht bei mir warst und ich allein und verlassen in der Dunkelheit auf und nieder ging, fürchtend, was ich Dir nicht aussprechen kann, und alle ahnten, als wärest Du hingeschwunden, da sah ich alles, wie es war Da erwachte ich aus dem Schlaf meines Lebens und sah mit Entsetzen, wie das wundervolle Dasein verfloß, und ich hatte keinen eigentlichen Teil daran. Ich sah meine Selbstsucht, meine Tatlosigkeit, meinen Mißmut, alle Torheit, alles, weil ich glaubte, Myrtel, Du wärst mir verloren! Und, Myrtel, süße, heilige Liebste und Frau! ich schwöre Dir, was in dieser Stunde erwachte, soll lebendig bleiben. Diese große Lebensstunde soll mich umgewandelt haben!"

Myrtel aber neigte den Kopf tief zu ihm hinab, und er fühlte ihre Tränen auf seine Hände tropfen.

„Myrtel, ist das die Freude der Engel über einen Sünder, der Buße tut?"

Sie küßte ihn auf die Stirn und lächelte unter Tränen.

Wie aber war in diesen letzten Stunden ihr Gebet gewesen, als sie angstvoll in der Irre ging? Gott möge sie den Weg führen, den sie gehen müsse, um ihren Liebsten zu erlösen. Amen.

Da erschien es ihr plötzlich wie durch grelle Erleuchtung, als hätte er sie schon den Weg geführt, und sie stände vor einem gräßlichen Abgrund, in den sie hilflos und rettungslos hinabstarrte, und der sie mit schauervoller Lust und Gewalt zu sich hinzog.

Da schrie Myrtel wild auf, riß sich von ihrem Liebsten los, warf sich auf die Knie und verbarg das Gesicht in ihre Hände: „All das — weil ich zum erstenmal nicht bei Dir war! Nie mit mir! Nie mit mir!" Ein Schluchzen schüttelte sie.

Zum erstenmal im Leben erschien Myrtel ihm unbegreiflich, zum ersten Male sah er sie fassungslos sich gehen lassen. Also das konnte sie.

Aergerlich war er, daß sie so sonderbar seine große Lebensstunde auffaßte. Das hatte er wahrlich nicht erwartet, behielt aber seine Fassung und ließ sich durch Myrtels Unsinnigkeit nicht aus seiner Bahn bringen, sondern war gut und hilfreich zu ihr.

Er mußte den widerlichen Schlag gutmachen. Keinerlei nervöse Ueberreizung packte ihn; er blieb vollkommen Herr seiner selbst.

Am andern Tag, einem wundervollen, hellen Spätseptembermorgen, als das freiherrliche Paar beim Frühstück in der Laube saß, erschien Felix von Roggenbach. Lebhaft begrüßte er seinen Freund und Myrtel. Er konnte im Gruß seine Liebe und Freundschaft geben, denn er brachte immer eine Bestätigung seiner Zuneigung mit sich.

Heute warf er sich in einen Stuhl, breitete beide Arme aus und rief: „Welch ein Land! Ihr steckt in Aesthetik, in Gott weiß was! Roggenbachs bereiten nichts als Hochzeit vor, als wäre diese Hochzeit das Ende der Welt überhaupt, Frohbergs sprechen abends, damit nichts Ernstes an sie herankommt und ihnen die Nachtruhe stört, von Tieren und Philosophie, Knebel ist vielleicht der einzige, der dunkel in die Zukunft blickt, von all den wolkenkuckucksheimischen Leuten hier.

Alles übrige wuzelt wissenschaftlich, professorlich, ästhetisch und dabei ein bissel ungewaschen in Jena herum. Sie machen's wie die Waldtiere, die,

wenn ein Kriegswetter heraufzieht, sich nicht dran kehren. Der Fink baut sein Nest und pfeift, Dachs und Maulwurf wühlt, und der Fuchs treibt's, wie er's immer trieb, politisiert nicht mehr wie hier die Professoren, doch hat er bessere Witterung, glaub' ich. Auch die Raben sollen nicht ohne vorschauende Politik sein, wenn sich's um Schlacht- und Kriegsgreuel handelt."

„Krieg?" fragte der Freiherr.

„Jawohl! Hier ist man vielleicht weit vom Schuß!"

„Im Ernst," sagte Freiherr Schenk von Geyern, „Du glaubst an einen Krieg zwischen Frankreich und Preußen? Nimmermehr. Weshalb sollte Preußen jetzt eine Entscheidung der Waffen suchen?"

„Suchen? Nein," sagte Felix von Roggenbach. „In Gotha denkt man schon weniger erbaulich wie hier über alle Zustände. In England sieht man klarer; je weiter entfernt, je größer der Ueberblick. Im schlimmsten Falle wird einmal das linke Rheinufer der Schauplatz kriegerischer Unruhen, damit beruhigt man sich hier, ein ganz bequemer Gedanke. Was geht, zum Teufel, das linke Rheinufer die Leute an!

Gestern kam Baron von Rosen aus Gotha, Almas Verlobter, und ich soll Euch von Graf und Gräfin Roggenbach als meine nächsten Freunde zur Hochzeit bitten. Ich tue es hiermit. Die Hochzeit werden sie ja, so Gott will, noch unter Dach bringen."

Myrtel schaute, ohne ein Wort zu finden.

„Nun seien Sie nicht bange, liebe, gnädige Frau," sagte Felix von Roggenbach, „ich bin vorerst der einzige hier, der so unkenhaft quakt. Mich hat ein Brief aus England von meiner Botschaft stutzig gemacht. Damit ist noch nicht alles gesagt und getan. Vorderhand feiern wir Hochzeit, sind fidel, stören den Frieden Roggenbachs nicht und behalten die sonderbare Nachricht still für uns. Ein schönerer Herbsttag ist nicht zu denken! Alles ist friedvoll und ruhig, und der Augenblick ist Lebenssicherheit, daran muß man sich halten, wie es auch sei! Aber was hat Deine Myrtel, ist es der Schreck, der sie so bleich macht?"

„Glaubst Du, Myrtel ist eine Heldin?"

„Sie muß wohl eine sein," antwortete Myrtel wunderlich ernst.

Stumm saß man sich gegenüber.

Myrtel hatte eine bange, schwere Nacht durch-

lebt. Der Weg, den sie geführt zu werden glaubte, ging bis zu jenem Abgrund, der sie verwirrend angezogen. Erst die hellen Morgenstunden hatten ihr Schlaf gebracht.

Der Freiherr, erregt von Kriegsgedanken, erhob sich und ging in der großen Laube auf und nieder.

Niemand fand ein Wort, das die Kraft hatte, so drohend Ungeheures, das nun in den drei Seelen stand, in eine Form zu fassen.

„Da hat es mich zur rechten Stunde hergetrieben," sagte Felix endlich warm und schaute sinnend vor sich hin. „Nun wird mein Traumland Leben und wahrhaftig auch Blut bekommen! — und ich werde eingeheimst — einge — heimst. — Von Heim kommt das — wie eine Garbe eingeheimst." Er machte eine heranholende Gebärde. „Jetzt können wir uns reinbaden vom Einzelschicksal. Das wird uns allen guttun. Heraus aus der Enge! — aus der Tüftelei! der Tüftelei! Wir werden neue Menschen werden. Leb' wohl!"

An diesem Tag saßen die Genies wieder einmal im Jungfernturm versammelt, gewissermaßen um das Wiedererscheinen Myrtels zu feiern.

Einer nach dem andern war mit der gleichgültigsten Miene von der Welt eingetreten, denn sie wußten, daß sie nicht jeden Tag erscheinen durften.

Einen Vorwand hatten sie auch alle.

Stiefel kam besorgt seines Regenschirms wegen, Freiherr von Blonberg hatte eine wichtige Eintragung im Zentralhirn zu machen, Schätzler brachte erfreuliche politische Nachrichten aus dem Schmusgrund, die mit den ernsten Neuigkeiten Felix Roggenbachs nicht die geringste Aehnlichkeit hatten, nur Mathias Heinloth machte keine Umschweife.

Wie sie nun so friedlich beieinander saßen und es sich in Myrtels Nähe wohl sein ließen, die wie immer freundlich und von einer lieblichen Heiterkeit wie ein blinkender Stern war, meldete der brave Hans Mamsell Vulpius an.

Die kleine tanzende, sumsende Welt, die das große Gestirn Goethe umquirlte, die diesem zugehörig war, brachte einen Eindruck mit sich wie der Pfau in Indien, der die Nähe des Königstigers kündet.

Der Freiherr Schenk von Geyern wurde bleich, doch faßte er sich, raffte sich zusammen. Sein Schwur von gestern lag ihm noch im Blute.

Myrtel schaute angstvoll auf ihren Herrn Liebsten, ob sie die bittere Stunde bei Goethe in seinen Zügen wieder drohend wie ein Gespenst auftauchen sehen würde. Aber nein, er blieb gelassen, trotz seiner Blässe.

Der Ichsee aber schlug Wellen des Erstaunens. Mathias Heinloth machte ein kurioses Gesicht. Er hatte immer ein etwas schlechtes Gewissen; denn er wühlte in Weimar und Jena nicht übel um den Turm Goethe.

Da trat das rote Wunder ein, im roten, indisch seidenen Lieblingskleide, lächelnd, lachend und alles Lebens voll. In den sanften Ichsee war ein springend lebendiges Nixenweib geplumpst und plätscherte darin, machte Wellen.

„Herrgott, die vier Männer im eisernen Ofen!" lachte sie und blieb erstaunt stehen, nachdem sie Myrtel und den Freiherrn begrüßt hatte. „Den Gundelwein hab' ich mit Müh' und Not abgeschüttelt. Ich wollte einmal ohne weimersche Fresse sein. Erschrecken Sie nicht vor dem abscheulichen Wort — das is weimersch." Damit schüttelte sie nochmals Myrtels zarte Hand und reichte ihre andre dem Freiherrn und schaute lebensprühend und voller Güte auf beide.

„Nein, ich mußte nach Ihnen sehen." Das war alles so lebendig und warm, als wäre der Sommer in Person ins Zimmer gekommen. Sie brachte auch frischgepflückte Aepfel und Reineclauden aus Goethes Garten mit, in einer großen Tasche, und schüttete diese über den Tisch aus, daß die Hälfte der Früchte zur Erde rollte. Alles bückte sich.

Mamsell Vulpius aber lachte und rief: „So komme auch ich zu Reverenzen wie eine Königin."

Myrtel hielt einen roten, schönen Frühapfel in der Hand.

„Ach," sagte sie, „solche werden jetzt auch bei uns reif sein."

Vor ihren Augen stand ein großer Baum, der, jährlich fast, gute Ernte brachte an duftenden Sommeräpfeln. Myrtel war ganz entrückt, ihr war's, als hätte sie den Apfel in ihrer Hand in der sehnsüchtig geliebten Heimat gepflückt. Ihre Augen standen voll Tränen.

Aber Mamsell Vulpius, das fröhliche, schöne, festliche Weib, war so freundlich, so gutartig, so voller Wärme, pries den Freiherrn wegen seines vortrefflichen Aussehens und sagte: „So lob' ich mir's. So lob' ich mir's!"

Mamsell Vulpius nahm alle mit sich hinunter ins Paradies, unter die hohen Linden an der Saale. Da gab's in einem kleinen Wirtshausgarten Musik — Zigeunermusik, eine außerordentliche Seltenheit.

„Das ist so mein Gusto," sagte sie, „da werd' ich lebendig, so was geht mir über alle andre Musik, die macht Champagner aus jedem Blutstropfen! Bei so was bin ich immer zu haben."

Unterwegs begegnete man natürlich Herrn Gundelwein.

Mamsell Vulpius rief auf ihre derbe, frohe Art: „Sagt' ich's nicht! Aber kommen Sie nur, Herr Gundelwein!"

Myrtel ging neben Mathias Heinloth und Goethes Freundin neben dem Freiherrn, die übrigen nahmen miteinander fürlieb. Das wurde ein Abend voll Mondschein, durchwebt von perlender Musik, Plaudern und Lachen. Mamsell Vulpius schickte den Freiherrn Blonberg in einen Nachbargarten, um Blumen zu holen, und er brachte viel Rosen, Reseda, brennende Liebe und Jungfer im Grünen. Das alles duftete bald in einem hohen Glase, gefüllt mit frischem Wasser. Dazu funkelte Wein in den Gläsern, und die Saale rauschte, und alle plauderten

lebendig, wenn sie nicht gerade auf die wunderschöne Musik horchten. Das hatte Mamsell Vulpius an sich, trübselig saß niemand bei ihr. Diese Person blühte und duftete wie ein Pfingstrosenbusch. Das empfand der Freiherr nicht zum ersten Male.

„Na, wissen Sie noch, wie Sie in der Küche saßen, mein Lieber?“ Sie reichte ihm ihr Glas zum Anstoßen, und beider Gläser klangen ineinander.

„Nein, davon mußte ich mich überzeugen, ich mußte Sie wieder hoch aufgerichtet sehn. Ein zerknicktes Mannsbild ist auf die Länge ein Unding. Ganz einfach ist die Geschichte. Mein Geheimderat ist von den fremden Leuten ganz fürchterlich gelangweilt — und schließlich eine wildfremde Bestie in einem Käfig zum Angucken ist er nicht. Ach was, ich könnte Ihnen die ganze Geschichte noch einmal erzählen wie damals; aber das braucht's nicht, gottlob. Sie brauchen keinen Trost mehr!“

Myrtel sah, wie ihres Herrn Liebsten Stirne heiter blieb — keine Wolke war darauf zu sehen. Er hatte seines Schwures nicht vergessen, ein andrer Mensch zu werden.

„Doch ohne mich — doch ohne mich — nie mit mir,“ klang's schwer in Myrtels Seele nach.

„Ja,“ sagte der Freiherr, und seine Augen leuchteten jugendfroh. „Es wird die Zeit kommen, wo auch er mich hört. Aufgefahren gen Himmel, sitzend zur Rechten Gottes! wird es dann heißen!“

Ein Schreck rieselte durch Myrtels Blut. Wollte Gott sie fortweisen? Zeigte er ihr so den Weg? „Ich lähme ihn, ich laste auf ihm, als er mich hingeschwunden glaubte, erwachte sein Mut!“

Mathias Heinloth sprach anbetungsvoll mit der lieben Myrtel, und sie antwortete ihm freundlich.

Die heiße Musik der dunkeläugigen Männer wogte in aller Glut. „Tanzen wir eins,“ sagte Goethes Geliebte und erhob sich und trat auf das Podium unter der hohen Linde, auf welchem die Musiker saßen, ließ diese beiseiterücken, um mehr Platz zum Tanzen zu schaffen. „Und nun einen Walzer!“ rief sie, „als spielten ihn Gottes Engel und Teufel!“

Und so geschah es, und das lebensfrohe Weib tanzte mit dem Freiherrn und Myrtel mit Mathias Heinloth, und manches Paar fand sich dazu.

Um den Freiherrn flatterte der zarte, rote Schal der frohen Frau wie ein Banner, und sie neigte sich in Seligkeit, in schöner, reiner Seligkeit, wie ein

mächtiger Vogel in der Luft seine Kreise zieht, hoch über allem Treiben der Welt.

Und der Freiherr spürte alle Gluten des Lebens, als er diese sich drehende Sommerwelt in den Armen hielt, und er wußte das Geheimnis der Liebe zwischen dem großen, ihm so fernen Menschen und dieser Frau.

Myrtel und Mathias Heinloth tanzten im Kreislauf der sich drehenden Gestirne mit. Er, der Dichter in schwindelerregender Seligkeit — Myrtel einem verlöschenden Sterne vergleichbar.

Sie sah das Rote, Flammende sich um ihren Herrn Liebsten bewegen, der mit solcher Ausdauer und Freudigkeit tanzte, wie sie es nie für möglich gehalten hätte. Alles schien vergessen, alle Schmach, alle Hoffnungslosigkeit, die ganze erfolglose Sehnsuchtsreise, die durch den Opalschmuck aufgestiegen war.

Die Dichter blieben an diesem Abend vollzählig im Jungfernturm, als Mamselle Vulpius zu Knebels gegangen war, bei denen sie nächtigte. Die guten Jungen wollten dem Freiherrn und Myrtel Gesellschaft leisten, denn sie waren alle sehr bewegt — und zum ersten Male bekamen sie eine kleine wunderliche Geschichte vom Freiherrn zu hören.

Mathias Heinloth hatte ihm keine Ruhe gelassen. Und es half nichts, daß der Freiherr sagte: „'s ist nichts für Euch! Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

„Lies ihnen die Geschichte von den Beginen," hatte Myrtel gebeten, „da ist die Sehnsucht darin nach der Zeit, die Du ‚Deine Zeit' nennst. Die lieben Frauen gefallen mir — und die heilige Magd — so etwas gibt's jetzt nicht."

Myrtel war aufgestanden und hatte in den Fächern des Sekretärs ernst und bewegt gekramt. Man sah ihr an, daß ihr das Herz schlug. Die Farben auf ihren Wangen wechselten von bleich zu rosig, und wieder erbleichten sie. Sie war in diesem Augenblick ganz Hingabe.

„Lies Du, Myrtel," hatte der Freiherr gesagt und war aufgestanden und im Zimmer auf und nieder gegangen.

„Eine Lappalie, gar nichts, weniger noch. Myrtel aber hat es gewählt. So soll es sein." Vor dem Freiherrn aber stand jetzt die widerwärtige Stunde, die er mit Goethe verlebt und Goethe mit ihm. Schwer legte sich die mühselig vergessene Qual auf seine Seele.

„Also lies," hatte er trotzdem kurz gesagt, „es sind ein paar Blätter, und gleich wird's überstanden sein."

Myrtel entfaltete diese Blätter vor sich auf dem Tisch und las mit bebender Stimme:

Das Gastmahl der Beginen

Etliche fürnehme und ehrbare Frauen, die sich der geistlichen Versenkung in Gott ergeben hatten, waren um die Sommerszeit im Klösterlin, so man das Kloster der Beginen nannte, in welches sie sich von der Welt zurückgezogen hatten, gar heimlich und fröhlich bei ihrer Gastgeberin, der hochgemuten Frau Ursula, des Straßburger Ratsherrn Wullenwebers Witib, zu einer Kollation geladen.

Diese Frauen ließen sich auf der ganzen Welt nichts angelegener sein, als nach der überseligen Abgeschiedenheit, wie sie Meister Eckart lehrte, zu trachten.

Sie waren alle schon bei Jahren, hatten ihr Leben gelebt, aber in ihrer von der Welt abgekehrten, doch heiteren Lebensführung war mit diesen Frauen trotz ihrer Beginentracht, den Woll-

kleidern und grauen Schleiern, gut zu reden, und die kleinen Kollationen und Gastereien dieser weltlichen Nonnen waren, wie männiglich in der Stadt bekannt, wohl berühmt. Auch daß diese Gott und den letzten Dingen zugewendeten Beginen, gleichwie es unter den Dominikanern und Dominikanerinnen üblich, wenn sie etwa zusammenkamen, kleine Fragen vorzulegen pflegten von allen übersinnlichen Dingen, so daß die Gastereien der fürnehmen Frauen so schmackvoll wie auch erhebend und von allerlei frommem Scherz und Tiefsinn belebt waren. Die Frau Ursula aber ward vom hohen Rat, von den Dominikanerinnen, von der Kaufmannschaft und Gott mag wissen von wem noch, um ein Kleinod beneidet — um ihre Magd Katrein.

Gott aber hatte der Gaben allzu verschwenderische Fülle über diese Magd Katrein ausgegossen. So war ihr nicht nur die Gabe zugefallen, die Kreaturen so herzurichten, daß diese dem Gaumen zum Hochgenusse und zum Lobe Gottes wurden, ihr war auch die höhere Gnade zuteil, daß sie Gesichte und Erscheinungen von höchster Weihe hatte, so daß der hochgelobte Meister Eckart die demütige Magd „meine Tochter" nannte.

Um der Gesichte willen aber verlangte es den hohen Rat und die Kaufmannschaft mitnichten nach der seltenen Magd.

Meister Eckart, dieser Meister hoch von Namen, hielt Frau Ursula und die kleinen Kollationen für nicht zu gering, um hin und wieder mit den Beginen zu speisen und mit ihnen im Gemach an dem Tische zu sitzen, auf welchem über dem leinenen, duftenden Tuche Hirsche aus getriebenem Silber und Hündlein zwischen den Tellern sprangen und in ihrem hohlen Leibe lieblichen Trank bargen, den die Tiere zur Erheiterung der Gäste gar zierlich in die silbernen Becherlein spien.

Der Meister von hohem Namen, der auch trotz Weisheit und Heiligkeit einer feinen Scherzrede hold war, hatte nicht umhin können, hin und wieder ähnliches wie dieses zu der ehrenwerten und ehrengeachteten Frau Ursula zu reden: „Wohl ist es mir unter Euch, Ihr feinen Frauen. Wahrlich in Euren Adern fließt das Blut rein und helle und seid nicht anzuschauen wie mit Erden untermischet, so trüb und schwer. Das macht, weil eine liebliche und lebendige Sehnsucht nach Gottes Wesenheit in Euch fließet, Euch und Euer Mahl verschönt, so daß es

einer heiligen Handlung gleichet, von freundlichen Engeln verrichtet. Die seligste, lichteste Sehnsucht trägt Euch wie auf Flügelpaaren. Nicht brauchet Ihr Seifen und Salben, womit die Weiber ein glattes Fell zingeln, nicht Krokodilenlebern aus fernen, heißen Inseln, nicht Sand vom ägyptischen Meeresstrand,. noch Most aus Mesopotamien, noch Asche von der verbrannten Stadt Troja, damit nur endlich ein gut Seifen gemacht werde. Ihr haltet Euch an die Sehnsucht nach Gottes Stille und Einheit. Wandelt Euch zu Geist, gleichwie Christus sich wandelte zu Fleisches Gestalt, um Euch den Weg der Wandlungen zum Geistigen zu führen!"

So waren auch heute die Gott suchenden und ehrengeachteten Frauen bei ihrer Gastgeberin versammelt zu einem seligen und fröhlichen Mahl, welches die Magd und Begine Katrein in Andacht und Versunkenheit vortrefflich bereitet hatte.

Der Teil des Klösterleins, so Frau Ursula und ihre Dienerin und Köchin, die Jungfrau Katrein, bewohnten, hatte ein liebliches Gemach, von dem aus man in den Garten der Beginen schaute, der von Kräutern und Blumen duftete wie die Gewürzbüchse der Königin von Saba.

In diesem lieblichen Gemach saßen die Frauen an der Tafel, auf welcher die ergötzlichen silbernen Hirsche und Hündlein sprangen, und verspeisten mit zierlichen, fetttriefenden Fingern die zarten Schenkel und Brüste junger Rebhühner, die wie Kleinodien und heilige Reliquien, mit Mandelkern und zartem Speck, Zibeben und Nägelein besteckt, in einer kostbaren Tunke von feurigem Wein und Kräutern schwammen gleich Thymian und Estragon, Weinraute, Edelraute und Wohlverleih.

Und Katrein, die Jungfrau und gottbegnadete Köchin dieses Gastmahls, das einen Ruch nach allen Kostbarkeiten der Erde hatte, ging mit einer schönen Schale, in der warmes, über Salbei gegossenes Wasser duftete, und einem wohlgestickten Tuche von Herrin zu Herrin und trocknete die Finger und trocknete die von zartem Fett und überfließender Rede triefenden Lefzen der Weiblein.

Die wohlgemute Frau Ursula sprach und hatte ein zartes Stücklein Rebhuhnbrust in einer Backentasche: „Richtet hierauf unter Gottes Beistand Eure beharrliche Andacht! Es isset so mancher vom Rebhuhn und gedenket nicht, daß das liebliche Tierlein im reinen Taue Gottes badet, so daß seine Seele

kraftdurchdrungen von der Süße der Geistigkeit ist, die Gott ausgießet wie den Tau über die Kreaturen, die selbst dem Fleische Schmack und Würze gibt."

So sprach Frau Ursula und rief Frau Mechthildis auf, zu Ehren der göttlichen Alleinheit etwas über das Rebhuhn zu sagen, und diese ließ sich von Jungfrau Katrein, die von zartem Fett duftenden Lefzen säubern und redete also: „So mir ist, fleuchet das Rebhuhn in seliger Gemeinschaft, Societas, Geselligkeit zu Gottes Einheit und Stille auf mit starkem Rauschen, vermeidet Adler, Geier und Habicht, und sein graubräunlich Gefieder, so den lieblichen Braten decket, ist so recht ein Kleid der Demut, daß man nicht meinen sollte, daß dies fromme und getreue Tierlein so fürstlich-göttlichen Geschmack der Seele habe."

Das rundliche Gesicht der Frau Mechthildis lächelte, und sie zog ein Rüßlein des Wohlbehagens, denn es drang ein lieblicher Ruch durch die Türe, der davon Kunde gab, daß das Hausdirnlein weitere Kostbarkeiten der Jungfrau Katrein, die draußen am Feuer warm standen, sorglich bewachte.

„Gar einfach bleibt die geliebte Schwester Mechthildis daran haften, als sei der Braten die Seele des

Tierleins, doch hat Gott nicht im Fleische Einheit mit uns," sagte Frau Ursula.

Da aber blickte Frau Regula auf zu Katrein, der kunstvollen Magd:

„Würdig hast Du, o Katrein, diesen seligen Vöglein, die rauschend gen Himmel fahren, im göttlichen Tau der Reinheit baden, die Schnäblein allnächtlich gen Osten wenden, daß sie beileibe nicht versäumen, vom ersten Strahle getroffen zu werden, eine Bestattung gegeben, die einem Heiligen, der ganz zu Gott geworden, nur Ehre brächte. Die kleinen Leiber der frommen Vögel, denen die Seele entflogen, hast Du, o Katrein, mit hohen Ehren gesalbet, getränkt, zubereitet, wie Gott die Seelen bereitet zu reinem Duft und duftender Holdseligkeit."

Die Magd und Begine Katrein aber stand und hielt das gestickte Linnentuch achtlos und schaute mit weiten Augen hinaus in den Kräuter- und Blumengarten, als hörte sie nichts, und bebete und zitterte, jene Katrein, von der heilige und fürnehme Männer und Frauen also sprachen, als wären die Gastmähler, die sie bereitete, Gottesdienste und die Speisen Kleinodien, als sei es keine Sünde, hier von den Seligkeiten in Speise und Trank zu reden.

Diese herrliche Köchin und Jungfrau aber sank in die Knie, ließ das gestickte zarte Linnen fallen, breitete die Arme in Kreuzesform weit auseinander und sprach:

„Eine jegliche Kreatur ist groß wie Gott, und sei sie klein wie das Vögelein Rebhuhn; denn eine jegliche Kreatur vermag Gott aus dem Herzen zu drängen. Aber wehe, Ihr vermeinet, es gibt einen Gott, dem Ihr so behaglich nachsuchet. Ich aber weiß, wir alle sind Gott, auch Speise und Trank ist Gott."

Da warf sich die Köchin Katrein, die Meister Eckart seine Tochter nannte, zur Erde nieder und vergrub ihr Angesicht in die Hände und schluchzete gewaltig.

„Alles, was leidet, ist Gott, und alles, was da lebet," schrie sie fast laut. „Wahrlich, er ist zur Erde gekommen, zersplittert aus der Höhe ewiger Stille gestürzt und steht tausendfach auf und fällt tausendfach wieder und schlachtet sich selbst und isset sich selbst und trinket sich selbst und suchet sich selbst und — wehe — findet sich nicht! O wolle das große, unsagbare Leiden Gottes gestillet werden! Laßt diesen Leidensgott eingehen in die ewige Stille der Abgeschiedenheit, der er entstürzte!"

Die wunderliche heilige Magd erschauerte in dem Strom ihrer Tränen und raffte sich auf und rannte zur Türe hinaus.

Die Frauen aber hörten auf der Gasse eine helle, verzweifelte Stimme rufen, die ihnen gewaltig und ganz unerhört in den Ohren klang.

„O wolle das große Leiden Gottes gestillet werden!

O wolle das große Leiden Gottes gestillet werden, der sich in die Kreaturen ergoß, um zu leiden!"

Durch die Türe drang in das Gemach ein Geruch verbrannten Wohlgeschmacks. Da machte Frau Regula ein gar sichtbares Rüßlein des Bedauerns. „Das aber sollte nit sein, daß ein so fürtreffliche Köchin Gesichte hat," sprach sie wehmütig.

Mathias Heinloth war aufgesprungen und schüttelte dem Freiherrn die Hände und schaute warm und wissend. Die anderen murmelten miteinander. Es flog aber kein Wort auf.

Der Freiherr sagte: „Es ist eine Vergeistigung angedeutet, die in jener Zeit alles durchdrang. Die fetttriefenden Lefzen sind nicht so widerlich, wie sie es heute wären oder künftig, denn mit dem zarten

Fett fließt Sehnsucht nach den höchsten Dingen über sie hin. Speise und Trank wird zum Kleinod, weil sie Speise und Trank symbolisch wie Christi Leib in sich empfangen.

Und der süße Unsinn, den sie reden, fließt über abgrundtiefes Verlangen der Seele.

Das heilige Abendmahl! — Die Beginen halten ein heiliges Abendmahl, darin liegen die Geheimnisse der Einheit Geistes und des Leibes — Nahrung und seelische höchste Nahrung."

„Ja, wahrlich so ist es," sagte Mathias Heinloth feierlich.

„Ja, so ist es," wiederholte der Freiherr. Darüber ist gesagt von einem hohen Meister: „Aus einer Quelle fließt: sich von eines andern Seele nähren, sich von eines andern Körper nähren. Aus Verlangen und Nahrung ist diese Welt gebildet. Getragen von Sehnsucht werden wir vergeistigt, was auch geschieht, was wir auch tun. Sehnsucht in allem, was wir schaffen! Habt Ihr keine Sehnsucht in Euch — und wenn Ihr die Sehnsucht nicht habt — habt Ihr nicht Sehnsucht nach einer Sehnsucht! Ach, Myrtel, und dabei bin ich selbst ein Klotz, ein Berg ohne Sehnsucht — es sei denn, ich hätte Meister Eckeharts feurigen

Abendmahlswein in meinen Adern! Und die Menschen aus dem dreizehnten Jahrhundert, die mit mir glühten, — wo sind die?"

„Ich," sagte Myrtel leise.

„Du! — ‚Mann und Weib aber sind ein Leib und eine Seele und eine Einsamkeit.'"

Jetzt sprach er's aus. Eine tiefe Stille, als wäre niemand vorhanden. Keiner der Dichter wagte Myrtel anzusehn. War es doch, als fühlten sie mit ihr, als sähen sie Myrtel versinken. Der zarte Hauch „Ich" war wie verlöschend durch den Raum geweht.

Bei Roggenbachs wurde der fromme Graf Haug aus Naumburg erwartet. Er hatte eingeladen werden müssen, weil er der Vetter des Grafen Roggenbach war und die Reise von dessen Gut nicht allzu beschwerlich bewerkstelligt werden konnte.

Die ganze Familie war an diesem Nachmittag versammelt, auch die Frohbergs, Baron Rosen und Onkel Hensler. Man saß heiter im Garten an dem großen Tisch, der unter der mächtigen Linde nahe am Haus gedeckt war.

Die Rosinen liefen von einem zum andern, mischten sich unter die Gesellschaft. In ihrer Zierlichkeit und

Behendigkeit glaubte man sie überall zu sehen, man hätte meinen können, es liefen ihrer zwanzig umher.

Frau von Frohberg, die sie den Löwen nannten, sagte sehr lebhaft: „Jetzt wird sie nun Schwiegermutter — und sie ist so eine unschuldige Frau.“

Der Löwe blickte ganz wehmütig auf die gute Gräfin Roggenbach.

„Von Mutter zu Schwiegermutter ist's ein böser Fall. Ich werd's ja auch; aber mich geht's nichts an. Ich bleib', was ich bin, die hochachtbare Mutter des Sohns, da gibt's nichts als Achtung. Da gibt's keine Schwiegermutter, über die Witze gerissen werden, das trifft nur die Roggenbacherin.“

„Du sollst mir kommen“, wendete sich Frau von Frohberg an ihren Sohn, „und auch mit einem Worte nur sie antasten, diesen Engel aller Mütter. Ich hör' Dich schon in Deiner grünen Ehemannswürde, wenn sie den Mund auftut, um ihrer Tochter einen vernünftigen Rat zu geben. Ich aber werde Deiner Frau auf dem Nacken knien, werde mich breit machen, werde nörgeln und sie ärgern, wo ich kann. Sie aber wird schweigen und dulden — und sich anständig betragen. Nicht wahr, mein Kind, wenigstens kommt nichts in die Oeffentlichkeit?“

Frau von Frohberg nickte Alma zu. „Ich werde leer ausgehen, nach mir kräht kein Hahn, ich kann so frech sein, wie ich will. Kein Witz, kein Geschrei weiß etwas von einer Sohnesmutter. Aber Ihr Mannsbilder, Ihr Schwätzer, Schreier und Lügner habt's so weit gebracht, daß es eine Schmach und Schande ist für eine Tochtermutter, ihren schönen Mutternamen nun zu verunstalten."

So sprach der Löwe, und alle lachten erheitert, denn diese Frau hatte eine fröhliche Kraft in der Stimme. „Ja, lacht nur! Nichts ist zu lachen."

Vor dem großen Gartentor fuhr soeben ein mächtiger Reisewagen vor, Koffer und Schachteln bildeten einen gewaltigen Auswuchs. Der Diener sprang vom Bock, ein Diener und ein Zimmermädchen kamen aus dem Haus gelaufen, die ganze Gesellschaft am Teetisch erhob sich. Und aus den Polstern des Wagens lösten sich ein dicker, großer Mann, eine zierliche Frau, ein Töchterchen von etwa zehn Jahren und eine hagere, bedrückte Persönlichkeit männlichen Geschlechts, die nicht erwartet worden war, wie es schien, eine nicht erwähnenswerte Zugabe, aber immerhin ein Mensch und Gast, der der Gräfin sofort die Sorge machte: Wohin damit?

Graf Haug war sehr würdig. Seine Begrüßung fiel etwas religiös aus. Gottes Segen und Gottes Allmacht wie auch sein Schutz kamen verschiedene Mal vor, während die Ankommenden von allen Roggenbachs und den behenden, kläffenden Rosinen umringt waren.

Die Roggenbachschen Kinder hatten gelernt: „Du sollst den Namen Deines Gottes nicht unnützlich führen.“ Das tat der dicke Graf Haug aber ganz entschieden, denn es war gar nicht anzunehmen, daß er bei der jedesmaligen Nennung seines Schöpfers auch ordentlich bei der Sache war; sonst wäre er unmöglich bei diesen mystischen Anstrengungen so dick geworden, wie er es tatsächlich war.

Tante Haug schien eine sehr lebendige Dame zu sein, die augenblicklich viel zu tun hatte, allen liebevoll ins Gesicht zu sehen.

Die Rosinen aber kläfften, ihre winzigen, strammen Körperlichkeiten schienen zum Zerspringen gespannt Die Angekommenen gefielen ihnen nicht oder regten sie irgendwie auf, denn sie waren eigentlich wohlerzogene kleine Hündchen.

Die bedrückte, unerwähnte Persönlichkeit stand wie ein stiller dunkler Schatten inmitten aller Bewegung.

Die gute Gräfin ging auf den vollkommen Vergessenen zu: „Gewiß Agnesens Hauslehrer!"

„Gewiß, gnädigste Gräfin. Kandidat Fröschel."

„Das ist das kleine, grüne, herzige Fröschel!" rief Agnes.

„Du verzeihst, liebe, verehrte Kusine, daß wir unsern Kandidaten mitgebracht haben. Du brauchst nicht die geringsten Umstände zu machen, er ist mit allem zufrieden."

Da traf die Dame ein ganz sonderbarer Blick Onkel Henslers. Der trat zu dem jungen Menschen und sagte: „Kommen Sie, junger Asket, und legen Sie einmal Ihre Reisetasche ab!"

Der gute junge Mann wurde dunkelrot, und der lebhafte Onkel nahm ihm die schöne, gestickte Reisetasche aus der Hand und behielt sie selbst und gab sie auch nicht so bald her.

Er war empört.

Graf Haug aber rief nach seinem Kandidaten. Das brachte Leben in den jungen Mann.

Graf Haug hatte mit dem Superintendenten in Jena irgendeine Verabredung, er stand mit den Geistlichen des Landes in regem Verkehr, da er die Predigerstelle in seiner Gemeinde zu vergeben

hatte. Gräfin Haug und die kleine Tochter waren auf ihre Zimmer gegangen, um sich nach der Reise etwas zu erfrischen, und der Graf verlangte ein Tintenfaß, um dem Kandidaten einen Brief an den Superintendenten zu diktieren.

Er bat um ein Tintenfaß, wie etwa um eine Tasse Tee, die duftend vor ihm auf dem Tische stand. Alle schauten sich erstaunt an. Die Gräfin, die Töchter, Georg. Graf Roggenbach erhob sich lächelnd und ging im Garten auf und nieder. Er wußte, daß jetzt ein großer Aufruhr entstehen würde.

Jeder fuhr fort, erstaunt und etwas verlegen zu blicken. Eine Schwester fragte die andere nach einem Tintenfaß. Jede gab eine ausweichende Antwort.

„Ich weiß nicht, ob in Mamas Tintenfaß Tinte sein wird," erwiderte Bettina laut und vernehmlich.

„So, weshalb hast Du mir das nicht gesagt?" fragte die Gräfin und sah die Tochter würdevoll an.

„Ich dachte, daß Du es wüßtest, Mama," erwiderte Bettina bescheiden.

Die Gräfin ignorierte diese Vermutung.

„Und in Deinem Schreibzeug, ist da nichts?"

„Ich habe gar keins," sagte Bettina.

„Aber eins von Euch wird doch ein Schreibzeug

haben?" fragte die Gräfin und blickte im Kreise ihrer Kinder prüfend umher.

„Die Alma hat eins" erwiderte Georg, „die hat aber gestern abend die Tinte aus ihrem in meins gegossen."

„So, wo ist Deins?"

„Meins?" fragte Georg gedehnt. „Das muß im Garten sein."

„Nun, so geh' und hol' es doch," sagte die Gräfin, augenscheinlich durch die Hoffnung, daß sich ein Schreibzeug finden würde, erleichtert.

„Ich weiß nicht recht, wo es jetzt gerade sein mag," erwiderte Georg schüchtern. „Heute habe ich schon lange danach gesucht; ich muß es irgendwo im Grase haben stehen lassen."

Während dieses traurigen Examens hatte Onkel Hensler auf das gespannteste zugehört.

Ueber seinem Gesicht lag es wie ein Freudeglanz. Er rieb sich wonnetrunken die Hände.

„Nun, was ist Dir wieder?" fragte die Gräfin mit gedämpfter Stimme und verhinderte wahrscheinlich durch ihre Anrede eine ernstliche Torheit ihres Bruders.

„Ich habe meine Freude an Euch, Ihr tut meinem Herzen wohl. So muß es sein. Tinte,

Tinte — nicht ein Tröpfchen Tinte darf in einem Hause wie dem Euern sein."

Die Gräfin achtete wenig auf den Enthusiasmus des Bruders und fragte bedrückt, indem sie sich an ihren Mann, der soeben wieder an den Tisch trat, wendete: „Willst Du denn nicht Dein Tintenfaß unserm Vetter geben?"

„Ihm ja," sagte der Graf.

Der Herr Superintendent wurde noch zum Abendessen eingeladen, da Graf Haug so großes Verlangen nach ihm trug. Er war gewöhnt, mit einem Pfarrer bei festlichen Gelegenheiten zu Tische zu sitzen; solch ein Mann Gottes war ihm ein Bedürfnis, und da der Superintendent die Töchter trauen sollte, war nichts einfacher wie dieses.

Während der Abendmahlzeit war heute ein Unbehagen, eine Art Unterhaltungsnot zu spüren. Der gewichtige Graf Haug hatte in seinem Benehmen etwas von einem Kirchenfürsten Es schien religiöser Pomp über seine Persönlichkeit gebreitet zu sein, der vielleicht daher rühren mochte, daß er als reichsunmittelbarer Graf das Recht hatte, seine kleinen hungrigen Pfarrerlein auf seinen Besitzungen an- und abzusetzen. Es war in diesem Mann etwas

ganz Gewaltiges zu spüren, dessen Ursprung sich jedoch nicht recht ergründen ließ.

Onkel Friedrich Hensler sah den Grafen Haug während des Abendessens oft mißtrauisch von der Seite an und sagte leise zu Alma, die seine Tischnachbarin war: „Alma, schau' mal, ich wett', daß dieser so reichlich ausgebildete Mann außerordentlich beschränkt ist. Er kommt mir wie ein Hexenverbrenner vor, ein vorsintflutliches Wesen, und ich begreife nicht, wieso Dein Vater einen solchen Vetter haben kann."

Von der Person des Grafen Haug verbreitete sich Unbehagen und Unterhaltungsnot; auch der Superintendent lastete schwer.

Dieser hatte auch seinem Amte vorgegriffen und schon jetzt einige ernste, salbungsvolle Worte an die Bräute gerichtet, von denen sie beängstigt worden waren. Sie saßen von da an still neben ihren Verlobten.

Bettina war ihr Platz zwischen dem Kandidaten und der kleinen Komtesse Agnes angewiesen worden, und auch diese drei wußten nicht, was sie miteinander beginnen sollten. Es war überhaupt allen fremdverwandtschaftlich zumute, ein Gefühl, das

nichts recht Erfreuliches aufkommen läßt. Man duzte sich und wußte nichts zu sagen, man hatte sich geküßt und war sich dennoch fremd geblieben. Man wußte gegenseitig mancherlei voneinander, aber nur Hauptsachen, keine Einzelheiten, keine kleinen Erlebnisse.

Die gute Gräfin hatte ihren Platz neben dem Pfarrer, der als Muster eines Mannes von Welt und eines würdigen Vertreters der Kirche gelten konnte.

Auch neben ihm bei Tisch zu sitzen, mochte recht angenehm sein. Die Augen der Gräfin schweiften oft gedankenvoll über die Reihe ihrer Kinder und blieben schmerzlich auf den beiden Bräuten haften. Die Nähe des Mannes, der das Machtwort sprechen würde, das sie von ihren Töchtern trennen sollte, schien sie zu bedrücken.

Die Gräfin nickte Bettina zustimmend zu, als sie sah, daß diese sich bemühte, den dürftigen Kandidaten etwas zu unterhalten.

„Sie sind wohl schon müde, Herr Fröschel?" fragte Bettina mit Teilnahme.

„Fröschel ist abends immer müde," erwiderte Agnes statt seiner.

„Aber bitte, liebe Komtesse," begann der Kandidat ergeben. Er hatte sich in dem Tonfall, mit dem er dies sagte, geirrt, da dieser unversehens ergeben statt strenge ausgefallen war.

„Mama sagt auch," wendete sich Agnes an Bettina, es wäre hübsch von Fröschel, wenn er sich mehr mit mir beschäftigte."

„Geben Sie Agnes Unterricht?" fragte Bettina.

„Gewiß," erwiderte der Kandidat. „Das ist meines Amtes."

„Das ist aber nicht alles, was Fröschelchen bei uns zu tun hat," fügte Agnes hinzu. „Jeder braucht ihn. Papa hat ihn nötig zu vielen Dingen, und Mama will von ihm vorgelesen haben. Er ist den ganzen Tag außer Atem. Unser Fröschel ist gut," sagte die Kleine, bog sich hinter Bettinas Stuhl zu dem Kandidaten hin und zupfte ihn am Rockschoß.

„Aber, liebe Komtesse," sagte Fröschel ruhig.

Vor dem Teller des Kandidaten war eine mächtige Schüssel voll Reisbrei aufgetragen, duftend, schön weiß, mit Rosinen vermengt, ein wahrhaft imposanter Anblick. Denn diese Schüssel enthielt das Lieblingsgericht der Roggenbachschen Kinder,

und ein Lieblingsgericht dieser Kinder hatte in seiner Quantität etwas zu bedeuten.

Als Agnes eben wieder den Kandidaten attackieren wollte, faßte Bettina sie am Arm und sagte: „Das geht hier nicht; sei jetzt ruhig! Aber, Herr Fröschel, darf ich Ihnen nicht ein Glas Wein eingießen?"

Sie ließ sich von Elektrine eine Flasche reichen und wollte eben des Kandidaten Glas füllen, da sagte Agnes: „Fröschelchen trinkt keinen Wein, laß es nur! Mama sagt, daß es nicht gut für ihn ist."

„Das glaub' ich gar nicht," wendete sich Bettina an den Kandidaten.

„In der Tat," erwiderte dieser. „Die gnädigste Gräfin hatte die Güte, mich darauf aufmerksam zu machen, daß es für mich besser sei, keinen Wein zu trinken. Ich trinke nie Wein."

„Also soll ich Ihnen nicht eingießen?"

„Es wird besser sein, daß Sie es nicht tun," erwiderte der Kandidat, indem er wohl unbewußt einen langen Blick auf seine Vorgesetzte warf.

Während dieser Szene löste sich die eine Kette des über dem Tisch hängenden Kronleuchters; sechs Wachskerzen brannten, der Kronleuchter hing

vollkommen schief, und die Lichter, die nicht beim Fall verlöscht waren, schlug der Pfarrer mit seiner Serviette aus. Man saß im Dunkeln. Die Gräfin befahl dem Diener, die Armleuchter zu holen. Sie kam durchaus nicht aus der Fassung.

Der Graf, dem solche häusliche Unglücksfälle, die bei normalen, ganz gewöhnlichen Menschen vermieden werden, höchst fatal waren, ließ einige Bemerkungen vernehmen.

Der Arme hatte nach dieser Richtung hin viel zu leiden, denn gerade das, was bei anderen Leuten nie geschah, geschah sicher bei Roggenbachs. Kam Besuch, so stand wahrscheinlich im Vorhaus die ganze gewaltige Batterie Roggenbachscher Stiefel und Schuhe aufgepflanzt, oder Georg vergnügte sich in mangelhafter Toilette auf der Treppe, oder Bettina, die zu jeder Tageszeit und überall ein Schläfchen zu halten liebte, lag irgendwo im Salon im schönsten Schlummer, kurz, es war immer und bei jeder Gelegenheit irgend etwas nicht ganz in Ordnung. Die Roggenbachschen Lichter waren anderen Unglücksfällen ausgesetzt als die bei allen übrigen Sterblichen. Die Roggenbachschen Handschuhe waren die heimtückischsten Dinger der Welt; die Familie

mußte, wenn sie sich zum Ausgehen rüstete, förmliche Jagden danach veranstalten, um sie aus ihren Schlupflöchern herauszutreiben.

Aber, um zu unserer Gesellschaft im Dunkeln zurückzukehren: es war in dieser Dunkelheit das Thema der vorteilhaftesten Beleuchtungsart aufgekommen. Der Pfarrer ließ seine Weisheit strahlen und gab Auskunft über den siebenarmigen Leuchter der Hebräer.

Als zwei Armleuchter die Gesellschaft wieder ins rechte Licht setzten, schien jemandem die Dunkelheit nicht behagt zu haben, und wunderlicherweise war das der Kandidat. Dieser saß da bald dunkelrot, bald bleich, die Hände gottergeben gefaltet und die Augen niedergeschlagen. Er war von den Umsitzenden wohl der einzige, dem eine merkwürdige Veränderung auf dem Tische nicht aufgefallen zu sein schien, trotzdem sie in seiner nächsten Nähe stattgefunden hatte.

Die Flasche Rotwein, aus der Bettina dem Kandidaten hatte eingießen wollen, und die offen bei ihm auf dem weißen Tischtuch stehen geblieben war, sauber und anständig, wie es einer Flasche geziemt, diese stand durch einen unverständ-

lichen Prozeß mitten in der mächtigen Schüssel voll Reisbrei, ein gut Teil geleert.

Alle bemerkten das; aber sonderbar — niemand tat, als wenn er es bemerkte. Man blickte auf den Kandidaten und von dem Kandidaten auf den Reisbrei, als wenn zwischen beiden ein Zusammenhang sein müßte. Bettina hatte auch gehört, als gluckste etwas aus einer Flasche ganz leise in ein Glas.

Endlich rief Komtesse Agnes vergnügt mit ihrer Silberstimme:

„Ich glaube, das hat Fröschelchen getan!"

Kaum hatte das Kind dies ausgesprochen, so brach ein herzliches, unaufhaltsames Lachen los, das durch den starren, hilflosen Blick des Kandidaten sich nicht besänftigen ließ. Nur das gräflich Haugsche Ehepaar und der Pfarrer blickten ernst und durchbohrten mit vorwurfsvollen Augen den guten Kandidaten.

„Würden Sie die Güte haben und den Diener rufen?" sagte Gräfin Haug zum Kandidaten, „daß er uns von diesem lächerlichen Anblick befreit?"

Der Kandidat erhob sich wankend und ging zur Tür hinaus.

Dieses schuldbeladene Wanken des armen Kandidaten besänftigte die Gemüter. Man zwang sich, nicht wieder von neuem mit Lachen herauszubrechen, und es entstand eine tiefe Stille, die von Gräfin Haug mit den Worten unterbrochen wurde:

„Ich muß wegen der Ungeschicklichkeit unseres Kandidaten um Verzeihung bitten. Wir selbst sind auf das äußerste von seinem Charakter durch diese Erfahrung enttäuscht worden. Ich hielt ihn bis jetzt für einen anständigen Menschen."

„Ja, Mama, er war durstig," rief das Komteßchen, „und er getraute sich nicht von dem Weine zu nehmen, weil Dir das nicht recht ist. Hier, Bettina hat ihm einschenken wollen."

Agnes verteidigte ihren Kandidaten.

„Führen die gnädigste Gräfin ein so strenges Regiment?" fragte der Onkel.

„Durchaus nicht streng," sagte diese leicht erregt. „Wir haben nur einige feststehende Hausregeln, von denen wir nicht gern sehen, wenn sie überschritten werden. Unter anderem ist es bei uns nicht Sitte, daß der Kandidat Wein trinkt. Wir haben dies zum Besten der jungen Leute eingeführt."

„Geiziges Volk," flüsterte der Onkel Elektrine zu, „und armselig frommes Volk, das dem guten Kerl um seines dummen Streiches willen gleich die Ehre abschneiden will! Das ist so ihre Art. Tut ein guter Kerl eine Lächerlichkeit, gleich ist er drunter durch."

Der Onkel hatte sich in einen außerordentlichen Aerger hineingeredet.

Agnes starrte mit Tränen in den Augen auf die leere Stelle, die der Reisbrei eingenommen hatte, den der Diener jetzt mit gewichtigem Ernste servierte. Kein Kandidat war zurückgekehrt, und Bettina war von der Seite des vorlauten Kindes verschwunden. Der Onkel stand jetzt auch vom Tische auf. Mit erzürnter Miene schaute er noch einmal auf den Vetter Haug, den Pfarrer und die sparsame Herrin des genäschigen Kandidaten. Die Gräfin blickte ihm lächelnd nach. Sie wußte schon, daß er jetzt einen Streifzug halten würde, um den armen Burschen aufzufinden, und daß er dann unendliche Dinge sagen und tun würde, mit denen kein vernünftiger Mensch einverstanden sein konnte. Sie gedachte ihres Bruders mit den liebevollsten Gefühlen.

Der Onkel war inzwischen durch verschiedene Zimmer gegangen, um den armen Burschen aufzufinden. Beim Eintritt in das Musikzimmer gegenüber der offenen Tür, die zum Garten führte, blieb der Onkel stehen. Da saßen vor dem geschlossenen Klavier, den Rücken ihm zugekehrt, der Kandidat und Bettina, der Kandidat mit verzweifelter Gebärde und aufgestütztem Kopf.

„Herr Fröschel," sagte Bettina mit ganz tränenerstickter Stimme, „das dürfen Sie Ihrer alten Mutter gar nicht sagen."

„Ach, Komtesse Bettina," stöhnte der Kandidat, „ich bin der unglücklichste Mensch, ich versichere Sie, ein Mörder ist nicht so verachtet, wie ich es nun bin!"

„Reden Sie doch nicht solche Dinge, Herr Fröschel. Das wird sich alles wieder ganz gut machen." Bettina legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Haben Sie nur Mut, Herr Fröschel!"

Fröschels Haare, die mit allen Kunstmitteln straff an den Kopf angeklebt und gebürstet waren, hatten sich durch die Gemütsbewegung, in die ihr Besitzer gekommen war, aus ihrem Zwang befreit

und starrten in fest zusammenhängenden, dunkeln Büscheln ihm um den Kopf. Neben diesem zackigen dunkeln, von Haarspitzen starrenden Haupt bildete der sonnige, blonde Kopf Bettinas einen wunderlichen Gegensatz.

Der Onkel konnte sich nicht entschließen, sich bemerklich zu machen; ihm war der Anblick zu seltsam. Und hätte Bettina den Kandidaten in ihrer Herzensgüte umarmt und geküßt, um ihn zu trösten, um seinem Herzen damit eine Freude zu machen, der Onkel hätte die Dinge gehen lassen, wie sie gehen wollten, so vertieft war er in den Anblick seiner Nichte und des Kandidaten.

Jetzt brach der Onkel sein Stillschweigen und machte sich bemerkbar.

Der Kandidat fuhr erschreckt und verwirrt auf. Bettina wendete sich langsam, unbefangen um, wie ein zutrauliches junges Tier, das noch keinen Feind und keine erschreckende Ueberraschung kennt. Ueber ihr Gesicht ging ein reizendes Lächeln. „Du hast uns wohl zugehört, Onkel?“ sagte sie. „Nicht wahr, Du denkst doch auch wie ich?“

„Natürlich. Aber, junger Fröschel, Hand aufs Herz, haben Sie nicht Lust umzusatteln?“

„Da sei Gott vor," entgegnete der Kandidat erschreckt, wie ein Heiliger, der einer Versuchung unterworfen ist.

„Also nicht?" sagte der Onkel. „Aber sind Sie außerdem ein vernünftiger Mensch?"

„Das hoffe ich."

„Machen Sie sich etwas aus frommen Leuten, lieben Sie die Frömmigkeit an den Leuten?"

„Wahre Frömmigkeit gewiß," sagte Fröschel bescheiden.

„Ach was, Frömmigkeit, wahre Frömmigkeit darf man überhaupt nicht bemerken — zum Teufel! Ich gestehe," fuhr der Onkel heftig auf, „daß mir fromme Leute etwas Fatales sind. Bei Gott," rief er und rückte Fröschel immer näher auf den Leib, „ich möchte mich, wenn ich Alma und Elektrine wäre, lieber von Ihnen trauen lassen, als oben von dem aufgeblasenen Pfarrer."

An diesem Abend ging durch die dunklen Gänge des Lindengartens, eng aneinandergeschmiegt, ein junges Paar. Sie gingen traumbefangen in dem Zauberkreis, den hingebende Liebe und Leidenschaft um uns legt; in dem wir, solange er uns

umschützt, Erlösung und Unschuld finden; und kein Unrecht der Welt Einlaß hat, kein Bedenken, keine Sorge.

Felix sprach wie im Traume, wie im Fieber.

Dann senkte er den Blick in Engeles Augen und flüsterte: „In einer Nacht wie heute; alles totenstill, und mein Engel schleicht mit klopfendem Herzen durch die Straßen."

Engeles Arme umschlossen ihn zitternd, während er sprach, ihr Kopf ruhte an seiner Schulter, und unverwandt blickte sie vor sich hin.

„Ich weiß," fuhr er fort, „wie Du bange gehst; wie Du durch eine kleine Tür in einen wunderbaren Garten schlüpfst, in dem die Wege dicht überwachsen sind. Ich weiß, wie Dir alles unaussprechlich erscheint, zwischen Tod und Leben liegend. Wie Du weiter gehst, und wie Du nicht mehr innehalten kannst; und wie Du an eine Tür kommst, die Du nicht zu öffnen wagst, vor der Du eine Zeitlang ganz hinsterbend stehst, und die Tür öffnet sie wie von selbst. Hörst Du mich, mein Liebling, mein süßes Kind?"

Sie gab ein fast unmerkliches Zeichen, daß sie lebte, daß sie hörte.

Er flüsterte weiter, die unbestimmten Bilder und Worte schienen sich fester zu gestalten. Seine Fragen forderten Antwort.

So gingen sie einen dunklen Weg im Garten auf und nieder. Ein Flüstern, ein inniges, erregtes Fragen, ein inniges Erwidern, und Engeles Stimme klang darauf sanft und rein, überströmt von tiefer Liebe. Es war, als wenn aus wogendem Nebel, aus unklarem Schimmer der Mond auftaucht.

„Ich werde kommen," sagte sie, mit Tränen in den Augen. „Wenn wir für immer Abschied nehmen, will ich stärker als das Schicksal sein."

Als Felix erregt und erschüttert in das helle Licht des Saales trat, kam ihm Baron Rosen, Almas Verlobter, entgegen und sagte: „Kommen Sie mit mir! Hier unter diesem Dach möchte ich nicht von dem reden, was unabwendbar ist." Er hakte sich in Felix' Arm ein. „Kommen Sie hinaus in den Garten!"

„Roggenbach," sagte er fest und ernst, „der Krieg steht vor der Tür. Meine Nachrichten, die ich heute erhielt, sind unzweifelhaft. Der Krieg ist unvermeidlich geworden. Ich weiß durch den Adjutanten Karl Augusts, daß ein Ultima-

tum nach Paris gesandt ist mit den Hauptforderungen an Napoleon. Die ungesäumte Räumung Süddeutschlands von französischen Truppen, und daß Frankreich der Bildung eines norddeutschen Bundes kein Hindernis entgegensetzt. Daraufhin kann nur die Kriegserklärung erfolgen. Das wissen Sie selbst, daß Preußen England nicht aufgefordert hat, mit ihm in diplomatische Verhandlungen zu treten, ebensowenig die andern Großmächte. Von den norddeutschen Staaten stellten nur Sachsen und Weimar Truppen zur Verfügung. Preußen steht allein. Wie lang noch wird die Harmlosigkeit sich halten?"

„Preußen", sagte Felix energisch, „hat Anspruch, daß alle norddeutschen Staaten Truppen stellen. Sie werden sie stellen."

Rosen antwortete: „Sei nachsichtig, und du wirst das Nachsehen haben — nur Sachsen und Weimar sind mitbeteiligt und verpflichtet. Man fühlt sich, scheint es, außerordentlich stark in Preußen."

„Ich bin Preuße, bin in Preußen geboren," rief Felix, „und weiß nun, weshalb es mich in der Fremde nicht mehr ruhen ließ."

„Sie gehören der preußischen Gesandtschaft in London an, haben somit keine Verpflichtung, so wenig wie ich."

„Verpflichtung! Wer spricht von Verpflichtung? Ich werde mich dem Herzog von Weimar stellen."

„Wer weiß," sagte Rosen, „ob Sie's nicht noch näher haben können? Warten Sie's ab, niemand verlangt es von Ihnen. Die Nachrichten sind unzweifelhaft, doch nicht offiziell. Wir werden in einigen Tagen erfahren, wo das Hauptquartier liegen wird. Uebereilen Sie sich fürs erste nicht!"

„Uebereilen!" rief Felix voll Leben und Kraft. „Ich habe mich meinem Vaterland zu stellen! Wie ist es möglich, daß die Mobilmachung Preußens nicht größere Befürchtungen und größeres Aufsehen erregte?"

„Weil man die Mobilmachung für das hielt, was sie auch war, für eine Sicherheitsmaßregel! Doch wurden statt der zweihunderttausend Mann nur etwa hundertunddreißigtausend mobil gemacht — und das alles angesichts Napoleons."

Felix: „Ob sie es nicht erfassen, daß sie es mit dem furchtbarsten Genie dieser Erde zu tun haben?"

Rosen: „Lauter mittelmäßige Leute, die zufrieden und wohlgemut ihr Krönchen tragen."

Felix war tief erregt, denn in seinem Herzen stand es felsenfest, daß er seine heiße Liebe zu dem Lande seiner Sehnsucht, wenn es sein sollte, mit dem Leben besiegeln wollte. Das war unverbrüchliches Gesetz.

Er schwieg, reichte Rosen die Hand. „Tun Sie nichts Entscheidendes!" rief dieser Felix nach. „Kommende Ereignisse werden uns erreichen, wo wir auch sind, und was wir zu tun beabsichtigen."

Die Uhren schlugen. Engele hörte das Klopfen ihres eigenen Herzens, hörte, wie es den ganzen dunklen, schweigenden Raum, in den sie blickte, als einziger Laut zu erfüllen schien. Die Stufen knarrten unter ihren leichten, vorsichtigen Schritten, der leiseste Ton erschreckte sie. Unüberwindlich erschien es ihr, die Haustür aufzuschließen; doch vorsichtig tat sie es, unmerklich. Welche Zeit sie dazu gebrauchte! Eine gar nicht zu berechnende Zeit voller Todesangst, voller Beben; welches Lauschen und Warten! Und wie fremd war es draußen! Das schienen nicht dieselben Straßen zu sein, die sie

so wohl kannte. Geheimnisvolle, gespenstische Wege. Es war, als schwände ihr Vertrautes mehr und mehr vor Augen. Sie fühlte sich ungeahnt frei, wie ein abgeschiedener Geist sich fühlen mag

Ein seliger Jubel durchdrang sie, ein Jubel, wie sie ihn als Kind gefühlt hatte, so unwiderstehlich, so auflodernd und doch anders. In Seligkeit eilte sie, die Hände auf das Herz gepreßt, ihrem Ziele, ihrem Geschicke entgegen.

Und vor der kleinen Pforte, im Garten traf sie Felix. Sie hatte ihn da nicht erwartet. Sanft, wortlos, ruhig legte er seinen Arm um ihre Schulter; so gut und doch fremd. Es durchbebte sie.

„Engel," sagte er mit erregter, weicher Stimme. Er führte sie in den Garten ein; dort gingen sie miteinander eng umschlungen. Seine Stimme klang tief bewegt und liebevoll.

Er erschien ihr so umgewandelt, so ganz verändert in seinem Wesen, als lägen nicht Stunden, sondern Jahre zwischen ihrem Abschied und ihrem Wiedersehen.

„Sieh, mein Herz, wir sind umgeben von Riesenmächten, wir sind umgeben von undenkbarer Kraft. Welten rauschen um uns, leuchten von ferne.

Und was wir ahnen, ist so groß, so unerschöpflich, so unfaßbar." Er war vor ihr auf die Knie gesunken und hielt sie fest umschlungen. „Und was uns umgibt, mein Herz, ist von ewiger Kraft durchdrungen. Das Größte wie das Geringste, alles ist sieghaft. Wir selbst erscheinen uns gering, erscheinen uns klein, nicht nennenswert. Es will eines Hauches nur bedürfen, uns aus den Bahnen zu drängen, die uns vorgeschrieben sind; ja es scheint notwendig! Und wie mit unwiderstehlichen Naturgewalten drängt es uns zu unterliegen, und zu leben. Da mit einem Male regt es sich, und mit einem Male durchdringt es uns. Die Atmosphäre scheint Kraft über uns auszugießen. Die Macht, die jene Welten über uns bewegt, dieselbe Macht regt sich in uns. Es ist höchster Schmerz, höchste Qual, wenn das Mächtige einzieht, wenn wir spüren, daß wir Götter sind und über der Natur und ihren Gesetzen stehen. Du süßes Engelskind!" rief er leidenschaftlich, „Du kamst zu mir in Deiner Reinheit, in Deinem himmelssüßen Verlangen! Du in Deiner Unschuld, in Deiner Liebe! — Armes Kind."

Er schien überwältigt. Die Worte waren ihm wie ein Sturm über die Lippen gegangen. Jetzt

stand er vor ihr, hob sie, die wie ermattet und willenlos ihm zusank, auf seine Arme und trug sie durch die dunklen Wege des Gartens. Er küßte ihre Haare, ihr Kleid, ihre Hände, während er sie trug, und flüsterte: „Ich will es Dir himmlisch gut heute machen. Deine Füßchen sollen den Boden nicht berühren!"

Er trat mit ihr in das dunkle Haus. Sie ging, von ihm gestützt, die Treppe hinauf. Er öffnete das erleuchtete Dachstübchen, das sie so wohl kannte, als den Aufenthalt ihres guten, alten Freundes. Da stand ein Tisch mit Früchten und wunderschönen Blumen, einem Reichtum von Blumen. Er mochte den ganzen Garten geplündert haben. Die Blumen lagen auf Tischen, Stühlen und auf dem Boden. Man sah, sie waren in Eile und Hast geordnet und verstreut. Sie waren noch frisch und feucht, wie eben gepflückt. Er setzte sich neben Engele an den Tisch, hielt ihren Kopf eng an sich gepreßt. Dann brach er einen schönen, duftenden Pfirsich in zwei Teile und fütterte sie wie ein kleines Kind, bis ihre Befangenheit wich und sie lächelte.

Er hatte viele Schätze und Merkwürdigkeiten im alten Hause gefunden, holte eins und das andere

und zeigte ihr manches Schöne. Jedes Wort, jede Bewegung von ihm war voll einer unbeschreiblichen Zartheit und Liebe. Auf den Knien lag er vor ihr und sprach mit ihr das Liebste, Beste, was er wußte.

„Verzeih' mir, mein teueres Herz," sagte er, als er eine Weile ruhig und still wieder neben ihr gesessen hatte. „Verzeihe mir tausendfach! Sag', daß ich jetzt gut bin! Sag', daß Du mich verstehst!" Seine Stimme zitterte wie allzuschwer belastet.

Engele brach in Tränen aus, warf sich an seine Brust.

Draußen hatte sich ein Gewittersturm erhoben. Er riß an den Türen, er klirrte an die Scheiben; der Regen schlug dagegen. Durch das stille Haus fuhr der Windzug. Das Rauschen der Bäume im Garten drang ein. Es seufzte, klagte durch das Treppenhaus; ein ferner Donner grollte, und immer heftiger fuhr der Sturm gegen die Fenster. Es war, als wollte die Natur mit ihren Kräften eindringen, als wollte sie mit sich fortreißen, was ihr widerstand.

Er hatte vor Engele gekniet, die im Sessel saß; jetzt riß er das Fenster auf. Der Sturm und Regen drang ein und drohte die Lichter zu löschen. Er

führte Engele an das Fenster, hielt sie, wie ihr Schutz gebend, neben sich, und die entfesselten Kräfte zogen brausend an den beiden Menschen vorüber. Sie schauten in das Kämpfen der Elemente hinein und hielten sich umschlungen.

Dann zog noch eine sanfte Stunde durch das Gemach, in der Engele, mit Liebe und Weichheit traumhaft überschüttet, atmete.

Als die Morgendämmerung, der früheste Morgen, hereingebrochen war, öffnete sich ein Gartenpförtchen, und ein Mädchen trat heraus. Kein Auge wachte noch; es war noch tiefe, heilige Stille. Sie blieb in der halbgeöffneten Türe stehen. Ihr Blick fiel nur auf tauiges, erfrischtes Grün, auf einen einsamen Weg und eine stille, graue Mauer, die den Garten umschloß. Von dem leicht mit weißem Gewölk bedeckten Himmel leuchtete noch die große Vollmondscheibe, und von den Wiesen her klang der Gesang einer Lerche.

Die Geheimnisse der frühen Dämmerstunde offenbarten sich. Sie hatte bis dahin nicht gewußt, wie wunderlich fahl das erste Morgenlicht ist. Sie hörte mit Staunen die Lerche singen und blickte auf den Mond, von dem die Dämmerung auszugehen schien.

Und die Lerche und der bleiche Mond blieben ihr wie eine große Erfahrung, die außer ihrem Lebenskreise lag, in der Erinnerung unvergeßlich. Das Glück, das in ihr lebte, und von dem niemand wußte, war ihr mit diesem Himmelszeichen eng verbunden. Wie im Traume schwindelnd gewahrte sie alles. „Mein Gott," flüsterte sie und sank in die Knie. Darauf flog ein ruhiges Lächeln über ihr Gesicht. Das süße Lächeln schwand und kehrte wieder. Sie preßte die Hände fest vor die Augen und träumte — träumte — träumte. Aus der kleinen Brust der Lerche schmetterten auf- und niederwogende Töne. Das Mädchen dachte nicht mehr, aber heiße Tränen drangen ihr in die Augen, wie unendlich fühlte sie sich von Felix getrennt.

Ihre Sinne waren traumbefangen. War das die Lerche, die sang? Es war ihr Herz, ihr eigenes Herz, das sich in die Wolken hinaufschwang, höher, immer höher; jubelnd, klagend, immer höher. War es schmerzliche Gewißheit ewiger Trennung, naher Leiden, oder war es Oede, war es Seligkeit? Was es auch sein mochte, die Lerche schmetterte es in den Himmel hinein. Keine Menschenseele konnte die Bedeutung des wunderbaren Gesanges ahnen; auch

dem Mädchen schwand die Bedeutung dessen, was das geflügelte Kleinod dort oben dem Himmel zurief: Glück — Unglück; Nähe — Trennung; Ungewißheit — Gewißheit; ach — unendliches Bedauern — unendlicher Dank — alles war ihr unter süßen, heißen Tränen zu einem einzigen, wogenden Gefühle geworden.

Allmächtiger, es ist Dein Wille — es ist mit Deinem Willen, daß solch ein törichtes Kind sich und alles auf der Welt vergißt! Deshalb verzeihe diesem sich hingebenden Herzen, daß es bittere Tränen weint.

Sorglos ging Engele durch die Straßen, als könnte kein Verrat, kein Schrecken sie berühren. Vor ihr stieg über den Dächern eine Wolke dunklen Rauches kerzengerade zum stillen Himmel auf. „Das ist unser Bäcker." Sanft befangen schritt sie dann die Treppe zu ihrem Vaterhaus hinauf und warf sich matt zum Schlafen nieder, allmählich von Traum zu Traum gleitend.

Zur Zeit, als Engele wachend in ihrem Bette, eingesponnen in Träumen lag, hatte Felix noch nicht Ruhe gefunden. Er fühlte bis in den Grund seiner Seele, daß sein sorgsam erbautes Leben wankte, und er war unruhig und erregt. Eine nicht geahnte, furchtlose, zwingende Liebe tauchte vor seinen Augen auf in neuer, reizvollster Gestalt. Tiefes Bangen trug er um Engele, denn sie war es, gegen die das Schicksal sich in seiner ganzen Schwere neigen mußte.

Eine große Erfahrung war über ihn gekommen; er hatte ungeschützte Liebe gesehen, die allen Schrecknissen des Lebens ausgesetzt ist, über Tod und Verderben lächelnd. Der Sieg, den er einmal errungen, schwand ihm bedeutungslos, und er fühlte sich von neuem in tiefste Unruhe gestürzt.

Als die Sonne auf das Haus der schönen Menschen wieder herabschien, wurde jede Bewegung eine Vorbereitung zum Feste.

Die Dienstleute, die am frühesten Morgen ihre Arbeit begannen, huschten, flüsterten, eilten.

Georg und die Jüngsten waren die ersten, die tätig waren. Ganze Lasten von Grün und Blumen wurden durch die Haustür geschafft. Auf der Treppe begann ein eifriges Leben, ein Hin und Her; da schwankten mächtige, grüne Zweige, von eifrigen Händen geordnet, an Wand, Fenster und Geländer, und in kurzem hatte die Treppe ein festlich lustiges Aussehen.

Die Morgensonne schien durch die grünen Büsche, ließ die kräftigen Blumen leuchten und vergoldete die Flatterlöckchen der Mädchen, wenn sie bald da, bald dort den Kopf durch das Laub steckten.

Nach und nach wurde einer nach dem andern wach, und jeder, der kam, hatte durch die geschmückte Treppe den ersten überraschenden und festlichen Eindruck des Tages.

Die Gräfin führte die beiden Bräute und ging mit ihnen in den Garten hinab. Bettina steckte jeder eine Rose in den Gürtel und küßte beide aus

vollem Herzen. So begann der Tag auf das sonnigste, und jeder Augenblick steigerte die schönen Eigentümlichkeiten der Familie.

Die schönste Stunde an diesem Tage war wohl die, als die Bräute in einem sonnigen, hohen Zimmer des Hauses in ihre weißen Gewänder sich kleideten.

Die Gräfin, die Jüngsten und Engele schmückten die beiden Mädchen zum Kirchgang.

Auf einer Tafel lagen die Kleider ausgebreitet. Durch die duftigen Schleier schien die Sonne, und auf den Myrtenkränzen schimmerte sie auf jedem feuchten Blättchen.

Niemand sprach ein lautes Wort, niemand war in Eile. Es war ein sanftes, ruhevolles Ankleiden, das einer heiligen Handlung glich.

Die Gräfin wollte den Töchtern Kranz und Schleier selbst auf die blonden Häupter legen und versuchte es auch; aber es gelang ihr nicht, wie sie wünschte. Sie küßte Engele auf die Stirn und bat, daß sie es statt ihrer tun möchte Engele nahm den Schleier, breitete ihn über Alma, und indem sie dies tat, war es ihr, als wenn auch über sie ein Schleier fiele, trüb und schwer.

Sie neigte den Kopf und schloß einen Augenblick die Augen; ein angstvoller Schmerz lag auf ihr.

„Das hast Du schön gemacht, mein Kind," sagte die Gräfin zu Engele, als beide Mädchen in Kranz und Schleier vor ihr standen.

In dem großen Zimmer, das nach dem Garten zu geöffnet war, versammelte sich die Familie. Die Bräute waren eben herabgekommen und standen nebeneinander in der offenen Tür. Der warme Wind wehte ihre Schleier, wie leichtes Gewölk, in das Zimmer herein.

Der Graf trat ein, ging auf seine beiden Töchter zu und drückte jeder einen innigen Kuß auf die Stirn. Seine Stimme war heute auffallend sanft, beinahe matt.

Onkel Friedrich, der still an einem Fenster stand, trat auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Mut, alter Freund, Mut."

Wortlos schüttelte der Graf ihm die Hand.

Es erschienen jetzt mancherlei Gäste. Georg und Agnes, die beiden Kinder, standen Hand in Hand neben den Bräuten, einen Korb gefüllt mit Blumen zwischen sich, die sie während des Ganges durch die

Kirche den Brautpaaren auf den Weg streuen sollten. Wagen fuhren vor; Engele und die beiden Jüngsten waren die ersten, die in die Kirche eintraten, die von Neugierigen und Teilnehmenden gefüllt war, welche das Doppelfest der bekannten Familie mitansehen wollten. Vor dem Altar war ein blumengeschmückter, freier Raum; dort blieben die drei jungen Gestalten unter den ernsten, feierlichen Klängen der Orgel stehen — die Schwestern in ruhiger Erwartung, Engele mit pochendem Herzen. Sie sah, wie die Tür sich öffnete, wie geschmückte Hochzeitsgäste eintraten, wie sie sich wieder und wieder öffnete und immer mehr Gestalten einließ. Sie sah feierliche, ernste Gesichter, festliche Kleider, würdige Mienen, hörte halblautes Flüstern. Die gegenwärtige Stunde bekam ihr immer größere Bedeutung, je mehr Gäste eintraten, je mehr die Kirche sich füllte. Die Töne der Orgel waren ihr nie im Leben so gewaltig erschienen wie heute. Sie stimmten, wie es Engele bedünkte, mit der Stunde, die inhaltsschwer jetzt vorüberzog, überein; sie erregten in ihr einen leisen Schwindel, der sie immer tiefer und tiefer in ein halbbewußtes Träumen versinken ließ. Die Gesichter um sie her erschienen ihr unzugänglich für

alles, was außer dieser gegenwärtigen Begebenheit lag.

Sie blickte umher. Er war noch nicht da. Wie einsam sie sich erschien! Als wäre sie gar nicht mit den Anwesenden hier, sondern weitab von ihnen, ohne die Möglichkeit, irgendein menschliches Wesen zu erreichen.

Die Tür öffnete sich, der Graf und die Gräfin traten ein. Man machte ihnen ehrerbietig Platz. Nach ihnen kamen die Brautpaare; weiß schwebte es an Engele vorüber — fremder Friede, fremdes Glück — fremde Hoffnungen. Engeles Blicke versanken in den duftigen Schleiern, hingen wie gebannt an den Gestalten der Bräute. In seliger Zusammengehörigkeit mit ihren Verlobten standen sie in unantastbarer Hoheit vor dem Altar, weiß, golden und rosig, sonnenüberstrahlt, wie herrliche Bilder.

Mit unruhigem Ausdruck durchschaute Engele die Reihen der Gäste, um die trostbringenden Augen zu sehen, die auf sie gerichtet sein würden. Sie suchte angstvoll, aber konnte ihn nicht entdecken. Und während ihre Blicke noch nach ihm forschten, geriet ihr Herz in grenzenlose Verwirrung und ahnte, wie hilflos es sei.

Endlich sah sie ihn; er stand weit zurück unter den Zuschauern, die sich zur Kirche hereingedrängt hatten. Seine Blicke aber fand sie nicht auf sich gerichtet, mit einem ernsten Ausdruck sah er vor sich hin.

Sie fühlte das wie ein Erstarren in ihrem Herzen.

Und sie begann ihr eigenes Schicksal, das unverständlich über ihr gelegen hatte, zu begreifen.

Der Graf, die Gräfin, die Brautpaare begaben sich zuerst nach Hause und empfingen die Gäste. Die Räume des Roggenbachschen Hauses strahlten heute in der Poesie, die ein festliches Schmücken der gewohnten Umgebung verleihen kann. Man setzte sich an die schön gedeckten Tafeln. Bald entfaltete sich Heiterkeit unter den Anwesenden und eine froh erregte Stimmung. Felix Roggenbachs Freunde aber waren nicht erschienen.

Die gute Gräfin mußte die liebenswürdige Wirtin spielen und konnte sich dem Empfinden, daß dieser Tag sie von ihren Kindern trennen sollte, nicht hingeben, und kein Augenblick verging, in dem sie nicht von einem ihrer Nachbarn in ein Gespräch

gezogen, in dem nicht ihrem Hause zu Ehren eine Rede gehalten wurde, in dem sich nicht jeder, der es irgend zuwege bringen konnte, bemühte, etwas Freundschaftliches, Liebenswürdiges, ja Begeistertes zu sagen. Jeder schwere Gedanke wurde zurückgedrängt, und so hatte es den Anschein, als wäre den beiden Töchtern Tor und Tür des Hauses leichten Herzens geöffnet, um sie daraus zu entlassen.

Das junge Volk saß an einer Tafel für sich. Mit jeder Stunde wuchs die allgemeine Heiterkeit.

Manche der alten Freunde und Bekannten des Hauses streiften ihre langbewährte Würde und Ruhe ab, ließen sich von launigen Einfällen hinreißen und nahmen ihnen ungewohnte Formen der Liebenswürdigkeit an.

Von einem der Diener wurde eine Weinsorte besonders sorgfältig eingeschenkt mit Nennung eines bedeutungsvollen Namens, und ein junger Vetter Roggenbachs, der diesen Wein als außerordentlich angenehm bezeichnete, veranlaßte den Diener, von dieser Sorte einige Flaschen auf den Tisch zu stellen, die er, der junge Vetter, verwalten wollte. Er veranlaßte ihn zu gleicher Zeit, dem Onkel Friedrich, der Graf Haug gegenüber saß, eine solche Flasche

vor den Teller zu stellen, überhaupt gerade diesen Wein vorzugsweise einzuschenken. Der Diener lächelte verständnisvoll ganz untertänig und kam dem Befehle des jungen Herrn nach. Und in Wahrheit fand der Wein Anklang bei jung und alt. So wurde an jedem Tische mit viel Behagen Schloß Vollratser getrunken.

Die Reden häuften sich auf eine beinahe erstaunliche Weise und nahmen bald einen anderen Charakter als bisher an.

Man wendete sich fast allgemein von der Prosa ab und fand es für geeignet, seinem Herzen in Versen Luft zu machen, so gut man konnte, und je weniger es einer zuwege brachte, desto bestimmter war er eines durchgreifenden Erfolges sicher.

Manche der Reden wollten kein Ende nehmen und nahmen es plötzlich, man wußte nicht wie, an der ungeeignetsten Stelle.

Auch die ungeeignetsten Personen begannen zu reden.

Georg schlug an sein Glas, wie er es die anderen hatte tun sehen, sprang, um sich mehr Bedeutung zu geben, auf einen Stuhl und rief: „Ach, meine liebe Alma, meine liebe Elektrine, was soll nun werden,

wenn Ihr fort seid! Dann seid Ihr nicht mehr da!" setzte er mit einer merkwürdig unsicheren Stimme hinzu, hielt sein Glas in die Höhe, schwenkte es hin und her, daß die hellen Tropfen auf seine blonden Locken sprühten, und rief unter Tränen, halb weinend, halb lachend: „Hoch — hoch — hoch!"

Die beiden Bräute kamen auf ihn zu. Er wurde umarmt und geküßt. Er war ganz vergraben und verschwunden in weißen Gewändern und duftigen Schleiern.

Manche bemerkten diese Szene; manche erinnerten sich auch nach einer Weile, die Bräute während der zärtlichen Umarmung mit dem kleinen Bruder zum letztenmal gesehen zu haben. Wie Erscheinungen waren sie verschwunden, ohne daß es bemerkt wurde.

Der Kandidat, der auch wieder neben Bettina saß, nahm sein Glas und besprach in einer sonderbar schwungvollen Rede die Vorzüge des Roggenbachschen Hauses.

„Ich," sagte er, „der ich" — und legte die Hand auf die Tischkante — „die geringste Befugnis habe, diese hochedle Familie leben zu lassen, ich wage es dennoch dies zu tun, und zwar aus allervollstem

Herzen, denn schwerlich kann jemand einen ungünstigeren Eindruck hervorbringen, als ich ihn hervorbrachte in der ersten Stunde meines Hierseins, und schwerlich kann solcher sich dann trotzdem rühmen, so aufgenommen zu sein, wie ich es bin —"

„Herr Kandidat Fröschel," flüsterte Marie, die neben ihm saß, ängstlich. Es wurde ihr ganz eigen beklommen zumute, als der Kandidat zu sprechen begann, und sie dachte: „Das hätte er doch nicht tun sollen; was fällt ihm nur ein!"

Er ließ sich aber nicht stören, sondern fuhr fort: „Wie hat diese hochedle Familie mir beigestanden in Schmach und Verachtung —"

„Ja, was will denn der?" sagte der junge Offizier, der am Schloß Vollratser so viel Geschmack gefunden hatte, zu Marie.

Diese blickte auch bedenklich auf den Kandidaten.

„Wir wollen ihm beistehen," fuhr er fort. „Hoch!" rief er, „hoch das hochedle Haus, hoch, hoch!" und allgemein wurde eingestimmt.

Der Kandidat blickte mit großen, unschuldsvollen Augen im Kreise umher, lächelte eigentümlich und setzte sich nieder — wie es schien, äußerst befriedigt. Da trat Graf Haug zu ihm, klopfte ihm auf die

Schulter und sagte mit dem jovialsten Lächeln auf seinen schön geschwungenen Lippen: „Nicht zu weit treiben, mein Sohn, die Würde der Kirche im Auge haben!"

Der Kandidat schaute lächelnd auf Graf Haug, mit einem Blicke, wie er ihn vielleicht noch nie zu seinem Vorgesetzten erhoben hatte, so einverständlich, so beistimmend, als wollte er dazu sagen: „Jawohl, Alter, wir verstehen uns."

Bettina blickte erstaunt auf Fröschel und von dem guten Fröschel auf den Onkel Haug, der den ganzen Tag über einen unbeschreiblichen Ausdruck von Würde und ein vorzügliches Gemisch von familienhafter Freundlichkeit und Unnahbarkeit dargestellt hatte. Bettina fürchtete, daß das sonderbare Benehmen des Kandidaten diesem etwas Außerordentliches zuziehen würde, und war sehr erstaunt, daß dies nicht der Fall war, sondern daß Onkel Haug ihm noch einmal freundschaftlich auf die Schulter klopfte. Bettina dachte, daß dies sehr rätselhaft sei. Da ließ sich eine liebenswürdige, sympathische Stimme hören, und allgemeine Stille trat ein.

Onkel Friedrich sprach: „Die Stunde hat geschlagen, geliebter Schwager, teuerer Freund —"

Der Onkel wendete sich augenscheinlich an den Grafen, der aber gar nicht zugegen war, sondern mit der Gräfin von den Töchtern Abschied nahm. Der Onkel ließ sich aber durch diesen Umstand offenbar gar nicht stören und fuhr fort: „Teurer Freund! Das Leben dehnt sich weit und weiter aus. Haben sich zum erstenmal aus dem Kreise derer, die wir lieben, die unserer Sorge anvertraut sind, geliebte Gestalten losgelöst, verliert unser Herz seine Insichabgeschlossenheit. Und der erste Schritt ist getan, der uns zur Auflösung ins Allgemeine führt."

Es wurde eine sehr schwermütige Rede.

Der Onkel hob das Glas dem Platze zu, auf dem der Graf gesessen hatte —, „und das Leben," fuhr er aus tiefster Brust fort, „auch das einfachste, gesegnetste, verlangt Heldentaten von uns. Das Wachsen und Dahinwelken der Geschlechter ist ein großes erhabenes Schauspiel. das seine Schauspieler zwingt zu spielen und —" Der Onkel fühlte an seine Stirn und rief: „Wozu das Reden! Die beiden schönen Kinder gehen aus dem Hause. Ich mag es betrachten so oder so, mein teuerer Freund! Das Glas zu Deinem Troste!"

In dem Augenblick trat der Graf ein.

Der Onkel blickte etwas verblüfft um sich, eilte auf den Grafen zu, schloß ihn in die Arme und rief: „Göttliches Barbarentum; wo das in unserem hochzivilisierten Zeitalter sich noch sehen läßt, kommt wahre Lebensweisheit und Vernunft zutage! Denn was ist klüger: sich bei einem ernsten Lebensabschnitt in Philosophie stürzen oder für genügend Lärm und guten Wein zu sorgen?"

Der Graf blickte einigermaßen erstaunt um sich. Die Gesellschaft machte einen außerordentlich heiteren Eindruck. Ja, er fand, daß sich diese Heiterkeit bedeutend während seiner Abwesenheit gesteigert hatte. Die stürmischen Umarmungen seines lieben Schwagers berührten den Grafen, dessen vornehme Natur eine Weihe und keinen Aufruhr durch die Trennung von den Töchtern erfahren hatte, äußerst seltsam. Er ging im Saale hin und her, trat da und dort zu einer Gruppe, die sich am Tisch gebildet hatte, und konstatierte jedesmal eine sehr gehobene Stimmung, die bei manchem der Gäste sogar einen rätselhaften Charakter angenommen hatte. Als er hinter dem Stuhle seiner Tochter Bettina stand, wohnte er einem sonderbaren Gespräch zwischen ihr und dem Kandidaten bei. Der Kandidat packte in

eine Tüte allerlei närrisches Zeug für Agnes, die zwischen seinem und Bettinas Stuhl stand. Er steckte zwischen das Konfekt, das er hineinfüllte, allerlei Dinge, ein Weißbrötchen, einen Löffel, und bemühte sich sogar, ein Salzgefäß mit hinein zu geheimnissen. Agnes klagte mit weinerlicher Stimme, daß er ihr das Salz über die Süßigkeiten gestreut habe, und fragte, warum er das Löffelchen mit hineinstecke. Kandidat Fröschel erwiderte ihr unermüdlich in einem lehrhaften Ton, daß sie es so lassen sollte, wie er ihr es eingerichtet habe.

Bettina blickte verwundert auf sein Tun.

„Komtesse," sagte er, „haben Sie die Güte, die Tüte zu halten, ich muß zu Graf Haug gehen. In meiner jetzigen Stellung wird es mir von nicht zu berechnendem Werte sein, wir haben Brüderschaft getrunken."

„Wie denn?" fragte Bettina, mit ängstlichen Augen den Kandidaten musternd, dessen Züge und Ausdruck ihr fremd und sonderbar erschienen. „Wie denn Brüderschaft?" fragte sie noch einmal zaghaft.

„Ich habe es ihm angetragen, und er hat es gütigst akzeptiert," erwiderte Fröschel in vertraulich flüsterndem Ton.

In dem Augenblick trat Graf Haug neben den Grafen, legte seinen Arm um Fröschels Schulter und sagte:

„Nun, nun, da ist er ja; komm mit, mein Alter!"

Der Kandidat erhob sich und ging Arm in Arm mit Graf Haug durch den Saal.

Graf Roggenbach faßte Bettina sanft bei der Hand. Bettina blickte zu ihm auf und fragte leise: „Hast Du das mit dem Kandidaten gesehen?"

„Ja," erwiderte der Graf.

„Was kann er nur haben?" fragte sie ängstlich weiter. „Es wird doch nichts an dem Essen gewesen sein?"

„Bewahre. Ihr könnt jetzt in das Wohnzimmer gehen."

Es kam zu einem Aufbruch. Einige standen noch in Gruppen im Speisesaal. Die Damen gingen in das Gartenzimmer.

Graf Haug und der Kandidat wanderten noch immer, Arm in Arm, im Saale auf und nieder und neben ihnen der Onkel. Sie schienen alle drei im tiefsten Gespräch zu sein.

„Es ist ein schöner Abend heute, ein Abend, für den man Gott dankbar sein muß," sagte Graf Haug mit gerührter Stimme. „Welche Freude, mit dem

geliebten Freund und Jünger, Jünger und Freund im Einverständnis zu sein. Sehen Sie, Herr Friedrich Hensler," sagte er und blieb stehen, „dieser junge Mensch ist mein Stolz, der Träger meiner eigenen Ideen. Ich habe ihn mir herangebildet, und hier steht er"

Diese Vorstellung begleitete Graf Haug mit einem sanften, liebevollen Schlag auf die Schultern des Kandidaten.

„Wer weiß," sagte der Onkel bedächtig, mit beseligten Augen und mit freudigem Ausdruck, „ob dieser junge Mensch nicht eher mein Sohn ist als Ihr Jünger, verehrter Graf? Ich fühle eine außerordentliche Neigung zu ihm. Es ist eigentümlich." So sprach Onkel Hensler geschraubt.

„Sonderbar — sonderbar," sagte Graf Haug. „Wollte Gott, daß es ihm zum Segen ausfällt."

„Damit ist wenig getan; man müßte den jungen Mann von dem unbesonnenen Schritt abzuhalten suchen," sagte der Onkel ruhig und blieb stehen.

„Ja, das müßte man," sagte Graf Haug gedankenvoll.

Der Onkel aber schien längst von dem Geiste der Verwirrung auf andere Wege geführt worden zu

sein und sagte nach einer Weile, zu Graf Haug gewendet: „Ich glaube, unser junger Freund hier ist nicht zum besten in Ihren Händen aufgehoben, liebster Graf."

„So?"

„Ja," und der Onkel legte den Arm des Kandidaten in den seinigen mit einer Bewegung, als wollte er ihn zu sich hinziehen.

„Hüten Sie sich, Herr Graf, das Reich der Kleinlichkeit und Härte statt das Reich der Liebe zu stützen und zu erweitern! Oder, mit anderen Worten," fuhr er erhitzt fort, „hüten Sie sich, Engherzigkeit und Hartherzigkeit weiter zu verbreiten!"

„Lieber Freund," sagte Graf Haug, und ein berückendes Lächeln schwamm auf seinen wellenreichen Lippen, „wo käme die Welt hin, würde jedem hier sein Recht zuteil? Sie fräßen sich auf vor Gerechtigkeit und fräßen sich auf vor Liebe. Das schließt nicht aus, daß man ein guter Christ ist," sagte Graf Haug mit schwerer Zunge.

„Lassen Sie den jungen Mann los," rief der Onkel heftig und riß an dem Kandidaten.

„Wie können Sie der Jugend so etwas vorreden! Wissen Sie, was Jugend ist? Nehmen Sie

ihr die heilige Ueberzeugung, den Glauben an sich selbst, die Hoffnung, Wunder zu verrichten, und Sie haben schwachgeistige, greisenhafte Geschöpfe vor sich, in denen ihrer Natur nach heiliges Feuer brennen müßte." Sehr geschraubt war der Onkel.

„Lassen Sie den Kandidaten los!" rief der Onkel wütend.

Der Speisesaal war beinahe leer. Graf Roggenbach, gefolgt von seinem kleinen Neffen Freden, dem Offizier mit dem Vollratser, der ihm schon seit einer Viertelstunde auf das sonderbarste und aufdringlichste überall, wohin er auch gehen mochte, nachlief, trat jetzt zu der lebhaften Gruppe, die der Onkel, Graf Haug und der Kandidat bildeten.

Jeder von beiden suchte sich des Kandidaten zu bemächtigen, und in dem Augenblick, als der Graf zu den dreien trat, befreite sich dieser eben von seinen beiden Gönnern, ging in gemessener Haltung auf den Grafen zu, hob die Finger wie zum Schwure empor und rief:

„Ich werde meinem Namen Ehre machen! Ich werde meinem Namen Fröschel Ehre machen!"

„Er wird quaken," rief der kleine Freden und stand genau hinter Graf Roggenbach postiert,

und zwar auf einem Beine, das andere hielt er mit der Hand in die Höhe, kam dabei aber so ins Schwanken, daß er sich an den Schultern des Grafen halten mußte, der, sehr wenig von solcher Vertraulichkeit erbaut, sich kopfschüttelnd nach seinem Neffen umblickte. Dann sagte er zum Kandidaten, daß er mit seinem lobenswerten Entschluß ganz einverstanden sei.

„Und ich werde noch mehr tun," erwiderte der Kandidat enthusiastisch.

„So," sagte der Graf.

Der Onkel stand währenddem und versuchte energisch und würdevoll, seine Zigarre an einer Champagnerflasche anzuzünden. Dann stellte er die Flasche, verwundert, daß die Zigarre nicht Feuer fing, vorsichtig zurück.

„Fröschel," rief der Onkel, ohne auf seinen Schwager zu achten, „Du bist auf dem Weg, auf den ich Dich leiten will; noch ein paar Schritte, und Dein Gang wird fester werden."

Er umschlang den Kandidaten. Beide Arme streckte er aus und hielt ihn von sich weg, nachdem er ihn prüfend von oben bis unten betrachtet hatte. Dabei liebkoste er ihn in der Art, wie man ein ab-

gerichtetes Tier liebkost, und wendete sich zu dem Grafen und sprach:

„Mein kleines Fröschel entwickelt sich vortrefflich."

„So, so —," sagte der Graf, blickte sich ungeduldig nach seinem Neffen um, der eben wieder schwankend an des Grafen Schulter gestoßen war, und machte sich auf, um aus dem Saale zu gehen.

Wie an ihn gebannt folgte ihm der kleine Freden und diesem der Onkel und dem Onkel Graf Haug; dem letzteren schloß sich der Kandidat an. So gingen sie die Treppe hinab. Unterwegs änderte der Onkel die Reihenfolge und begab sich hinter den Kandidaten, so daß der junge Mensch wieder zwischen seinen beiden Gönnern gehen konnte.

Während des Weges aus der oberen Etage hatte der Zug der munteren Hochzeitsgäste, in denen allen der Vollratser sonderbar wirkte, ihren Anführer, den Grafen, verloren.

„Er wird seinen Schmerzen nachhängen," bemerkte sein Schwager wehmütig.

Graf Haug steuerte geradeswegs durch eine Hintertür dem Garten zu.

„Treten Sie leise auf, Graf," rief der Onkel, der ihm mit dem Kandidaten auf den Zehen folgte, „das wird gut sein!"

Graf Haug befolgte des Onkels Rat, und so schlichen alle drei, immer noch hintereinander, in den Garten.

„Lieber Graf," sagte der Onkel — sie unterhielten sich auffallend wohlgesetzt und höflich —, „beunruhigen Sie unsern Fröschel nicht; ich habe ernste Befürchtungen, wie ich Ihnen, wenn ich nicht irre, schon andeutete, daß Ihr Einfluß auf ihn kein günstiger ist. Bedenken Sie, daß jetzt in seiner Seele eine gesegnete Aenderung vorgeht! Sein Herz erwacht, sein Geist beginnt sich zu klären."

„Das wäre?" fragte Graf Haug und blickte gespannt auf. Sie wanderten durch flimmernden Mondschein über weite Rasenplätze und unter tief schattenden Bäumen hin.

So kam der Zug, Graf Haug, der Kandidat, Onkel Hensler, vor dem Haus mit den hellerleuchteten Fenstern wieder an.

In der Tür und an den Fenstern des großen Gartenzimmers standen und saßen die Roggenbachschen Kinder, die Gräfin und noch einige Gäste.

„Was macht Ihr denn, wo lauft Ihr denn hin?" riefen verschiedene Stimmen.

„Sagt einmal," fragte der Onkel gedehnt, als besinne er sich erst auf das, was er fragen wollte, „wo ist denn der Schwager?"

„Er wird sich etwas zurückgezogen haben," erwiderte die Gräfin.

„So —," sagte der Onkel wieder gedehnt. „Du bist übrigens nicht besorgt — in keiner Weise?"

„Inwiefern?"

„Glaubst Du, daß ihm der Abschied von den Kindern nahe gegangen ist?"

Die Gräfin lächelte sanft.

„Ich meine," fuhr der Onkel heftig, aber mit leiser Stimme fort, „weißt Du bestimmt, wo sich Dein Mann augenblicklich aufhält? "

„Nein," erwiderte sie ruhig, „ich denke, er wird etwas ausgegangen sein. Ich kenne ihn. Er liebt es, mit seinen Gedanken allein fertig zu werden. Wir wollen ihn nicht stören."

„So — nicht stören," polterte der Onkel. „Ich denke, ihn auf alle Fälle aufzusuchen; koste es, was es wolle, sei er, wo er sei."

Mit diesen bedeutungsvollen Worten verließ er die Gräfin.

Die Gräfin blickte ihm erstaunt nach, und der Onkel ging kopfschüttelnd wieder in den Garten.

„Ja — ja — ja," sagte der Kandidat, als der Onkel zu ihm trat, zog seine Lippen zu einem Rüsselchen zusammen und starrte vor sich hin.

„Was machen Sie da?" fragte der Onkel barsch, indem er ihn genau betrachtete.

„Ich — ich — bedenke mich," erwiderte der Kandidat.

„Ei — wie häßlich Sie das tun!" sagte der Onkel mißbilligend.

Dann machten sie sich beide auf, um den Grafen zu suchen, und gingen wieder durch den schimmernden Mondschein.

Der Onkel murmelte allerlei vor sich hin, dessen Sinn der Kandidat nicht mehr fassen konnte, blieb da und dort stehen und fragte: „Geht er nicht da, lieber Fröschel?"

„Das wäre!" erwiderte der Kandidat darauf.

„Der sitzt tiefer," fuhr der Onkel fort, „das versichere ich Sie."

„Glaub' es wohl — so ein Graf," bestätigte der Kandidat.

Nach längerem fruchtlosen Umherirren trafen die beiden wieder ein und fanden alles in erhöhter Verwirrung.

Es war niemand mehr zugegen als die Gräfin, die zwei Mädchen und die Frohbergs. Der Graf war immer noch nicht zurück. Nur der junge Freden leistete noch Gesellschaft und machte seine Gegenwart außerordentlich bemerklich.

Der Onkel fand seine beiden jüngsten Nichten weinend zusammen auf einem Stuhle sitzend.

„Es ist heute alles gar zu schaurig — gar zu schaurig!" rief Marie und verbarg ihren Kopf an der Brust der Mutter.

Auch der Gräfin rannen an diesem Abend die ersten Tränen über die Wangen.

Es war eine so wunderlich erregende Atmosphäre in den letzten Stunden im Hause gewesen, ein sonderbares Empfinden war durch aller Herzen gegangen.

Der Gräfin und den Töchtern fehlte jedes Verständnis für die Ereignisse, die sich hier abgespielt hatten. Es mochte lange gewährt haben, bis ihnen

über den Grund des Benehmens ihrer Gäste einige Klarheit gekommen war. Sie wußten nicht, wie abenteuerlich, während sie sich im Wohnzimmer eingeschlossen hielten, es in ihrem Hause aussah; wie leichtsinnig man mit Feuer und Licht umging, so daß es als ein Wunder anzusehen war, daß nirgends Flammen ausbrachen, und wie schnöde und unachtsam der Wein, die edle Gottesgabe, verschwendet wurde.

Einer der dienstbaren Geister, dessen Tun und Lassen von ganz anderen Mächten an diesem Abend bestimmt wurde, als von seinen ihm sonst zu Gebote stehenden Verstandeskräften, ließ auf der Treppe ein Tragbrett mit noch unentkorkten Champagnerflaschen fallen.

Ein gewaltiges Zischen, ein Brausen, ein Klirren, ein Sprühen, und das edle schäumende Naß strömte die Stufen der geschmückten Treppe hinab — eine köstliche Flut.

Der Täter dieser schönen Untat stand verblüfft einen Augenblick vor dem seltenen Schauspiel, darauf verschwand er, das dunkle Bewußtsein, etwas Außerordentliches geleistet zu haben, in sich tragend

Zur Zeit, als in dem Roggenbachschen Hause alles Leben überschäumte, als Vernünftiges, Lustiges, Ausgelassenes, Schmerzliches in allerlei Gestalten in den Köpfen wirbelte, fand sich im Garten ein junges Paar: Felix und Engele. Sie hatten sich tagsüber wenig sprechen können und waren nun unter dem Schutz der allgemeinen Verwirrung miteinander in tiefste Stille geflüchtet. Engeles Kopf ruhte an Felixens Schulter, ihre Arme hielten ihn umschlungen.

„Ich bin müde," sagte sie nach langem Schweigen. „Was für Glück gibt es auf Erden!"

Der Mond schien auf die in Liebe versunkenen Gestalten.

„Ich habe eine Bitte an Dich," flüsterte sie.

„Welche, mein Herz," fragte er flüsternd zurück. „Welche?"

Sie antwortete nicht und hielt ihn nur inniger, nur fester umschlungen.

„Was für eine Bitte, mein süßer Liebling?"

„Nenne mich —", sagte sie leise und stockend, als ließe das klopfende Herz ihr die Stimme erbeben, „ein allereinzig Mal — Deine liebe Frau."

Er ließ sie einen Augenblick frei; über seine Züge flog ein Ausdruck, den sie nicht verstand. Sie blickte unverwandt auf ihn.

„Du bist nicht böse?“ fragte sie.

„Meine liebe, süße Frau,“ sagte er eigentümlich ernst und drückte ihr einen Kuß auf den Mund.

„Das ist doch kein Unrecht,“ erwiderte sie ruhig. „Ich werde es mein Leben lang wissen, daß Du es einmal gesagt hast — ein einzig Mal.“

„Mein armes Herz,“ sagte er weich.

Und sie umschlang ihn mit einer tiefen, innigen Leidenschaft.

„Niemand wird um eines Traumes willen für glücklich gehalten,“ rief sie, „und niemand hält sich selbst deshalb für glücklich!“

„Mein Liebling!“ sagte er bewegt und schloß sie fester in die Arme. „Hör' mich, meine süße Frau! Laß mich Dir's sagen, was mich so ganz bewegt: Wir stehen in einer sehr ernsten Zeit. Es gibt Krieg, von dem einige wenige glauben, daß seine Schrecken nicht allzufern von hier sich abspielen werden. Noch sind alle hier ruhig und fast ahnungslos; aber es ist so, wie ich Dir sage. Engel, Dein Lieber wird mit-

ziehen, in wenigen Tagen schon. Wir werden einen großen, ernsten Abschied voneinander nehmen."

Sie blickte mit erstarrtem Ausdruck zu ihm auf, ganz ohne Verständnis.

„Du mußt ein tapferes Mädchen sein, mein Kind. Es wird von uns jetzt mehr gefordert werden, als in ruhigen Zeiten von den Menschen verlangt wird. Die große, wundervolle Liebe zum Vaterland wacht auf!"

„Nicht bei mir," sagte Engele und blickte dunkel vor sich hin. „Was ist Vaterland? Die fremden Städte und Dörfer, und die fremden Leute, die Sonntags hinausziehen, um Bier zu trinken?"

„Du wirst's erfahren," sagte Felix.

„Ist es notwendig, daß Du mitgehst?" fragte sie zitternd.

„Nein — doch will ich." Das sagte er so fest, daß sie zu ihm aufschaute, und sie blickte in ein männlich schönes reines Gesicht, das unbezwinglich aussah.

Wie eine gräßliche Last war das, was Felix ihr vertraut hatte, Engele auf das Herz gefallen. Ein furchtbarer Stoß mitten ins Leben hinein.

Felix, getragen von großen Vorstellungen, erfüllt von Ekstasen und Ideen, die größer waren als er

selbst und ihn aufrecht erhielten und stärkten, hatte das hilflose Menschengeschöpf in den Armen, das nichts sah zwischen sich selbst und dem Entsetzen, das von keiner Idee getragen wurde. Wie wohlgerüstet stand er da und hielt die zerdrückte Seele, die kraftlos vor Schrecken dahinsank.

„Und Deine Liebe, Engel," sagte er leise, „Dein heiliges Versprechen! Willst Du mir das, was ich tun muß, wenn ich meinem innersten Gesetze folge, schwer machen?"

„Nein, nein, schwer machen nicht," sagte Engele kaum hörbar. — „Dir zuliebe alles! alles! Nichts gibt's, was ich Dir zuliebe nicht könnte! Doch sprich nicht vom Vaterland!" Sie hob die Hände bittend auf. „Das ist für mich nur eine gräßliche Redensart; nichts mehr." Sie stand jetzt aufrecht vor ihm und legte ihre Hand in die seine — und so gingen sie miteinander stumm durch die Gartentür, dem Jungfernturm, dem Altersnest zu, in dem die heiligen Jungfrauen den Schlaf des stillen Lebens schliefen.

Engele trat erschauernd nach stummem Abschied in das dunkle, lautlose Haus und tastete sich in ihr Stübchen wie ein armes Tier, das schwer verwundet sich eine Ecke sucht, in die es sich verkriechen kann.

Engele und Felix hatten nicht bemerkt, daß im Erdgeschoß ein grünumranktes Fenster zum Garten hinaus noch erleuchtet war.

In der Unruhe des Tages, in der Unruhe seines Herzens hatte er heute nicht nach seinen Freunden gesehen, hatte sich nicht nach ihnen erkundigt.

In dem von einer Kerze erleuchteten Zimmer saß Myrtel in ihrem Nachtkleid am Fenster Die kühle Herbstluft drang ein. Myrtels Füße waren bloß. Sie schien keine Kälte zu spüren. Die Kerze flackerte in der bewegten Luft Myrtel hielt die Hände auf dem Tisch gefaltet.

Ihr Liebster schlief nach einem schweren, trüben Tag, und sie hatte sich lautlos erhoben, um hier still zu sitzen.

Wenige Tage nur hatte der Lebensmut, die Wandlung angehalten, dann war der Freiherr wieder wie stumpf geworden, ohne Freude, ohne Kraft zur Tat, und doch in quälendem Tatverlangen befangen.

Ob ihm ein Knopf bei der Toilette riß, oder der Einsturz einer Decke auf dem verlassenen Gut vom Verwalter gemeldet wurde, alles wirkte gleich stark wie ein Donnerschlag in seine Gedankenwelt hinein.

Er konnte nicht über sich hinaus. Die Einladung zur Hochzeit mußte abgelehnt werden, ohne eigentlichen Grund.

Nein, er wollte nicht zu diesen blonden, schönen Kühen. Er wollte sie nicht essen sehen mit dem guten Appetit der Roggenbachs; auch die Frohbergs sahen ihm gefräßig aus. Nein, er wollte nicht.

Myrtel hatte auf das Wiedertrübewerden ihres Liebsten so geschaut, wie auf ein dunkles Wetter, das am Horizonte aufzieht und die Seele zu erdrücken scheint.

„Nie mit mir," hatte sie nächtelang gedacht. „Nie wird er lebendig und frei mit mir. Ohne mich — ohne mich — erwachte er! Zehr' ich ihm am Leben? Muß wohl sein. Was bin ich für ihn? Mit aller unergründlichen Liebe eine Last — eine Beschwerlichkeit für seine Natur. Nie mit mir! nie mit mir! wird er lebendig und froh."

Dies Gebet der schmerzlichsten Erkenntnis betete ihre arme Seele unentwegt.

Und sie fühlte, wie eine zwingende Macht sie an der Hand nahm und führte.

Ja, sie wollte geführt sein, und nun geschah es also. Von ihrem Liebsten wurde sie fortgeführt, in

eine unbekannte Nacht hinaus. Fort — fort — fort — fort — mit jedem Schritte und ohne Wiederkehr, in die Weltennacht hinaus.

Eine dunkle Verheißung, ein dämmerndes Ziel, fern, wie ein flimmernder Stern — ein süßer, unaussprechlicher, weltenferner Jubelton — eine Einswerdung über alle Räume hinaus — ein Locken der Erlösung — eine große, tiefe, zwingende Liebestat. Ein Abgrund zog an, zog an. Sie näherte sich taumelnd mit grausender Wonne — mit Entsetzen. Sie fürchtete über alles den Schmerz — das Weh — das Tun.

So kämpfte sie, so wurde sie vom Strom ihres schmerzensvollen Wollens gegen ihr Erdenverlangen, ihre Erdenwonnen getragen, über die Welt hinaus, einen fremden, nie geschauten Weg; aber der Strom trug, — er trug. Sie fühlte keine Erdenkühle mehr, ihre armen Füße froren nicht. Sie erschauerte in ihrem dünnen Nachtkleide nicht mehr.

Sie war schon auf der Reise, die keiner Füße mehr bedarf.

In der Nacht, als sie ihrem Liebsten den Opalschmuck gebracht hatte und die vier zarten Hände mit den schimmernden, geheimnisvollen Steinen wie

mit Tränen im Kerzenschein gespielt hatten, als ihr Liebster sie getragen und sie mit der Hand das flackernde Licht geschützt, damit es nicht verlösche, und die Hand ihr rosa geleuchtet, wie ein durchscheinender Karfunkelstein, und von der alten Reisekutsche die nistende Eule aufgeflogen war, damals schon hatte die dunkle Reise, über die liebe Erde hinaus in die Weltennacht hinein, für sie begonnen.

So saß Myrtel regungslos. Ihre Seele lebte ohne Körper, tastete sich zurecht wie ein armes, blindes, verlassenes Kind.

Ihr Liebster schlief.

Sie aber legte sich nicht nieder an seine Seite, sondern blieb auf, kramte in ihrem Koffer, nahm ein weißes, liebliches Kleid heraus mit weißer Stickerei und zarten Einsätzen, ein Kleid nach ihrem Sinn, nahm ein feines, lindes Hemd und seidene weiche Strümpfe und legte sich alles zurecht, zuoberst wieder in den Koffer und nahm einen Brief, der sorgsam auf ihren Kleidern lag, und den ihr Frau Guggenmoos vor Wochen schon geschrieben.

Sie hatte ihn schon oft gelesen und mit Tränen benetzt, als wären es die Zeilen einer geliebten Ver-

storbenen. Alles Heimweh flammte auf. Alles Abschiedsweh.

„Liebe werthe, gnädigste Frau," schrieb die alte, zierliche Müllerin. „Gar herrlich steht die Saat. Aber an dem Platz, den man das Aeckerle nennt, hat ein kurz Hagelwetter, wo niederging, bös gehaust und Gottes Gab zernichtet und schwer nieder gelegt. Der Anselm wird sich schon melden. Ich sags, wie's is. Das Holz wo er hat schlagen sollen im Herbst, is wohl geschlagen dazumal; aber ich kenn mich net aus. Ich mein mehr hätts geben soll'n. Mei rechte Hand tät ich ins Feier davor legen. Meine lieb werthe gnädige Frau, ich schau nach Euch aus und nach seiner Freiherrlichen Gnaden. Und net ich allein, die Hasen schau'n mit ihren roten Aeugeln und Nero, der alte elendige, heult nach Euer Gnaden, daß es eins erbarmen möchte. Und wenn ich auch sag: Schamst di net. Der is ganz a ausg'schamter. Und wenn ich sag: Dei Fraule graust sich ganz vor dir, das will er net hören. So ein Hundsvieh trägt auch sein Leid. Wenn ich net Zeitlang hätt nach Euer Gnaden, ging es mir wohl, so aber möcht ich mit dem alten Saupelz heulen, was sich wohl net schicken tät vor mich.

In Ihrem Schlafgemach hängt die Decken, das Gebälk nicht; aber der Bewurf macht ein Sack um andern. Da gehört der Maurermockel her. Ich hab die beiden Bettladen abgerückt. So ein alt's Haus will seine Wartung wie ein alter Mensch. Zeit wärs, Ihr kämet heim. Mir gefallts net.

In der Kugel wär auch manchs zu richten. Die Mäus sein frech! und der Anselm! Ich sags wie's is. Den söllt wohl Einer auf die Finger schaun und auf die Finger klopfen. Ach meine lieb gnädige Frau kommts heim."

So las Myrtel — und streckte die Arme aus nach der lieben Guggemoosin und nach ihrem Heim auf Erden.

Dann kauerte sie sich voll Schlaf auf das kleine Sofa nieder und schlief ein.

Die Kerze flackerte vor ihr auf dem Tisch. Die kalte Herbstluft drang ein. Myrtel aber schlief.

Felix Roggenbach war diese ganze Nacht in seinem stillen Hause wach.
Er hatte von seiner Botschaft einen Ueberblick der absoluten Wirklichkeit des Krieges erhalten.

Der Friedensglaube Preußens erschien unbegreiflich.

Seit der Mobilmachung rückten Preußens Truppen, wie durch ihre eigene Wucht auf kriegerischer Bahn vorwärts getrieben, ohne leitenden Gedanken, ohne Begeisterung, ohne Glauben und Wollen und ohne Rücksicht auf die Bedenken und den Friedensglauben der Regierung unaufhaltsam vor.

Napoleon ging mit seiner ganzen Armee den nächsten Weg, um seine Gegner anzugreifen, wo er sie träfe. So wälzten sich die Heeresmächte über Deutschland hin. Die preußischen Truppen in drei Heere geteilt, doch ohne daß bis jetzt von Preußen eine Kriegserklärung erfolgt wäre.

Noch war scheinbarer Friede unter den kriegerischsten und unerhörtesten Verhältnissen.

Heute war die Nacht des vierten Oktobers, die Hochzeitsnacht der zwei schönen Roggenbachschen Töchter, die todesbittere Nacht Myrtels — die Nacht, in der Felix von Roggenbach seine Seele rüstete und sich vorbereitete, wenn es sein mußte, das Leben für sein Vaterland zu lassen. Wie ein rührender Schatten spielte Engele in seine Gedanken hinein, ein Schatten, der seine Seele beklemmte. Morgen

wollte er sich beim Fürsten Hohenlohe melden, der sein Hauptquartier schon seit dem zweiten Oktober in Jena hatte. Morgen wollte er dem Grafen Roggenbach seinen Entschluß mitteilen.

Felix von Roggenbach ordnete und schrieb.

Seine Frau war die erste, der er sein Vorhaben, den Feldzug mitzumachen, mitgeteilt hatte. Eine Nachricht würde ihn vor dem Ausbruch des Krieges schwerlich mehr erreichen.

Felix Roggenbachs Stimmung war erregt und gehoben.

Es hatte ihn hierher getrieben, seinem Geschicke entgegen.

Die Sehnsucht seiner Jugend war in ihm zur Tat geworden. Er hatte seine wiedergeschaute Heimat an sein Herz gedrückt; da gab's kein Zweifeln, kein Bedenken, was nun zu tun sei.

Und die Liebe zu Engele, so voll verhaltener Glut, war im tiefsten Innern, die Liebe zu seinem angestammten Blut. Engeles Schönheit wurde ihm zur Schönheit seiner Heimatserde. Er liebte Engele mit der ganzen Kraft eines Heimatslosen, früh Verwaisten, den die Gnade der Heimkehr berauscht.

Und wie er in dieser stillen Nacht im totenstillen Hause saß und Engeles Züge sich bewegt zurückrief, befiel ihn eine tiefe, ratlose Wehmut.

Er hatte die Geliebte vor seiner leidenschaftlichen Glut bewahrt. „Bewahrt," dachte er, „bewahrt! Armes, armes Kind, arme, süße Seele im Altersnest."

Er sah sie im Geiste mit Erschauern unter den verblichenen Jungfrauen, die alle dieselben dunklen schönen Blicke hatten, wie sie aus Engeles blühendem Angesicht strahlten.

Eine schwere, lähmende Gewitteratmosphäre umgab die Menschen, eine Unsicherheit, ein Beklommensein. Noch wußte man in der Oeffentlichkeit von keiner Kriegserklärung, man schlug sich die Sorgen aus dem Sinn und lebte sein alltägliches Leben. Die ersten Tage des Oktobers waren hell und voller Herbstesschönheit, nach kühlen Nächten leuchtete die Sonne, so auch nach jener Nacht, die Myrtel in dem kleinen Zimmer, dessen Fenster vom Weinlaub dicht verwachsen war, mit unausdenkbaren Entschlüssen durchlebt hatte.

Myrtel aber war die Erfüllung geworden der Sehnsucht ihres Liebsten. Die Liebe, die sie ganz

durchglühte, durchleuchtete ihren Leib, wie ihre Hand verklärt wurde, mit der sie jene brennende Kerze schützen wollte.

An ihrem Liebsten lag es, daß er das Wunder, welches er herbeigewünscht hatte, nicht sah. Dieser Welt Fluch lag noch über ihm, der da heißt:

„Seelenblind für alle Seele außer dir verkennst du alles, was du nicht selbst bist, und dich selbst. Du begreifst die ganze Welt sinnlich; du nimmst dich selbst sinnlich wahr."

So kam es, daß der Freiherr diesen Tag, an dem Myrtel von ihm scheiden wollte, wie jeden andern Tag verbringen konnte.

Er war übler Laune und bedrückt. Ein mühseliger Brief war abgegangen an Anselm, den Verwalter, dem er halb traute, halb nicht traute. Es war daheim allerhand nicht so, wie es sein sollte. Er hatte versucht zu arbeiten, doch war ihm nichts geglückt. Noch fand er den Ausdruck seines innersten Willens nicht. Er vergaß: wer erlösen will, sei selbst erlöst!

Myrtel und ihr Liebster saßen miteinander zu Tische. Hans trug auf, was er bereitet hatte. Unter Myrtels Leitung war er gar kein ungeschickter Koch

geworden. Sie hatten miteinander die kleine Wirtschaft ganz prächtig geführt.

Für Myrtel blieb Hans ein lieber Gesell aus der Heimat, ein Stück Heimat, ein Trost. Ohne zu reden, in sich versunken, saß der Freiherr.

Myrtel sagte: „Wir hatten ein so schönes Daheim; denkst Du manchmal daran? Jetzt färben sich die Bäume, und der Himmel ist so dunkelblau, wie den ganzen Sommer nicht. Weißt Du, wie silbern das Schindeldach in der Sonne schimmerte, und abends die Nebel vom See — wie sie angestiegen kamen. Ich habe den Herbst dort so geliebt. Ueberall sonst schien er mir traurig zu sein. Wie dankbar bin ich Dir, daß Du mich in eine so wundervolle Heimat brachtest!"

„Sonderbar, daß Du das alte Heckennest so liebst," sagte er. „Was hast Du davon? Mir war's seit Jahren wie eine Oede, wie ausgestoßen saßen wir dort."

Myrtel: „Ich nicht. Gedenkst Du der Guggemoosin manchmal?"

Er: „Nein, daß ich nicht wüßte."

Myrtel: „Mein Lieber, das ist nit recht. Weißt Du noch, was ich Dir von ihren heiligen Kleidern er-

zählte? Unscheinbar ist sie, aber angefüllt von lauter göttlichen Geheimnissen des Lebens. So einfach erscheinen sie in ihr. Sie aber trug das Schwerste heiter, das haben die Märtyrer auch getan. Die Guggemoosin sollte eine Heilige sein. Grüße sie vieltausendmal von mir!"

Er: „Nach Deiner Sehnsucht, scheint es, wird Dich wohl kaum hier etwas zurückhalten, kleine Myrtel."

Myrtel: „Wer weiß, Sehnsucht ist nicht dasselbe wie Heimkommen."

Er: „Willst Du heim? So sag's! Mir ist das eine gleichgültig wie das andere."

Sie: „Nein, ich will nicht heim. Aber Dir dürfen die Dinge dieser Erde nicht länger mehr gleichgültig sein. Du mußt leben, und leben tut man nur, wenn man etwas aus tiefstem Grund der Seele will. Oder wende Dich von der Welt ab, in heißem Verlangen nach Gott! Das ist das höchste Leben und das höchste Verlangen."

Er: „Nönnchen!"

Sie: „Felix sagt, Du willst, daß Kunst Erlösung bringe, wie Christus Erlösung bringen wollte." Dann fuhr sie mit ihres Liebsten Worten fort, die er

im Garten bei Felix Roggenbach gesprochen hatte: „Du sagtest: ‚Es wird durch die Kunst nicht mehr eine Welt der Körper sein, der Masken und schaurigen Larven, der Fleischklumpen und redenden Braten, und wir werden sie erst von Angesicht zu Angesicht schauen.“

Er: „Wieso behieltest Du das wörtlich wie Dein Glaubensbekenntnis?“ Er lächelte.

Sie: „Weil es Dein Glaubensbekenntnis ist.“

Er: „Du bist ein gutes, artiges, holdes Kind.“ Es schmeichelte ihm, daß sie seine Worte so genau behalten hatte. Ahnte er es, welch tiefes Weh diese Worte ihr ins Herz gegraben?

Sie: „Nein, bin kein Kind, Du siehst mich falsch.“

Er: „Doch ein Kind, was seine Aufgabe ganz wunderlich aufgesagt hat.“

Er streichelte ihre Hand.

Sie: „Ich spreche net im Scherz. Wer so denkt wie Du, soll allzeit heiter und mutig sein.“

Er: „Das stellst Du Dir so vor, kleine Myrtel.“

Sie: „Nein, das wird so sein. Du wirst von nun an mutig und lebendig, ein neuer Mensch werden, wie Du wurdest, als ich nicht bei Dir war. Weißt Du, als ich nicht bei Dir war.“

Er: „Weshalb bist Du bei Tisch so prophetisch und hast kaum gegessen?" Er lächelte heute oft über sie.

Sie (scherzend): „Sähest Du hinter die schaurige Larve, die Myrtel heißt!"

Er: „Die seh' ich durch und durch. Die möchte ihr Spirituslämpchen holen und Kaffee brauen."

Sie: „Das möchte wohl die schaurige Larve, die Gabi heißt. Du hast Recht, man sieht nicht hinein in den andern."

Sie brachte die Täßchen und ihre kleine Lampe. Die Flamme brannte kaum sichtbar im hellen Zimmer, in das die Sonne durch das Weinlaub schien.

Bald duftete der schwarze Kaffee in den kleinen Mokkatassen.

Myrtel war tief erbleicht. Die süße Stunde des Behagens riß ihr am Herzen. Sie trat zu ihrem Liebsten und schmiegte sich still an ihn. Er ließ sie aus seinem Täßchen nippen. Sie tranken zärtlich abwechselnd miteinander.

„Schön ist es," sagte Myrtel, „daß Christus vor seinem Tode Trank und Speise uns geheiligt hat. Vielleicht liegt darin auch eine Erlösungstat. Wir trinken und essen, was einst lebte und wuchs,

sich freute und litt. Das ist schauerlich. Der Tod aber ist überwunden. Wir erkennen durch Christus und wissen, er führt ins reinere Leben. Nicht mehr ist der Tod schauerlich. Erlösung ist der Tod auch für die alle, die wir trinken und essen."

„Du wunderliches Kind," sagte Myrtels Liebster.

„Nicht wahr, Gabi, Du weißt, was ich auch tue, ist, um Dir zu helfen? Sieh hinter meine Larve, da ist nichts, was nicht Liebe zu Dir ist, und was ich nicht von Herzen gern für Dich täte. Denke nie, daß ich etwas ungern für Dich tat."

„Nein, das denke ich doch nicht, Myrtel, gewiß nicht. Wie kommst Du darauf?"

„Ich wollte es Dir nur sagen, vergiß es nicht. Alles wird mir leicht, was ich für Dich tue, spielend leicht."

„Aber ich verlange nichts Schweres von Dir."

„Es schadet aber auch nichts, wenn ich's sage."

„Nein, gewiß nicht, Liebling."

„Ehe Du gehst," fuhr Myrtel fort, „Du gehst doch heute mit Felix, es ist schon Zeit — trink noch ein Glas Wein und gib' mir davon!"

„Ja, ich muß gehen. Was ist denn Dir, Myrtel? Alles durcheinander, trinken und sprechen."

„Nein, nein,“ sagte sie, „das ist nicht so schlimm.“

Da brachte sie schon aus dem Schrank eine Flasche mit Wein und ein Glas. Sie goß ein und reichte es ihm.

Er trank einen Schluck. Sie aber nahm das Glas aus seiner Hand und leerte es auf einen Zug. Sie tat es aber in ihrer Seele wie eine heilige Handlung, als hätte sie mit ihm das Abendmahl genommen.

„Myrtel,“ sagte ihr Liebster, „was für ein Sausaus bist Du.“

Sie half ihm in seinen Mantel, er nahm seinen Hut und Myrtel hing ihm am Halse, küßte ihn, trug ihm Grüße an Felix auf; und der solle unbeschreiblich gut zu ihm sein.

„Sind wir denn noch in den Flitterwochen?“ frug der Freiherr lächelnd seine Liebste.

„O, tausendmal mehr liebe ich Dich,“ sagte sie ernst.

Auch er küßte sie voll großer Liebe.

Als er durch den Garten ging, stand sie am Fenster und nickte ihm heiter zu.

Er wollte nickend an ihr vorübergehen, da wendete er sich um, trat an das Fenster und sagte:

„Mich däucht, mein Schatz, Du bist fast allzu heiter. Ich denke an die Geschichte mit dem gewürzigen Hund. Geh, betrüg' mich nicht wie ihn! Wenn ich Dir widerwärtig bin, sag's allzeit offen! Wenn Du etwas nicht gern tust, laß es mich wissen!"

„Nein," sagte Myrtel ernst. „Du bist mir wahrlich nicht widerwärtig. Ich liebe Dich mehr, als ich's zu sagen weiß, und was ich auch für Dich tue, tue ich von ganzem Herzen und mit Leib und Seele."

Er küßte ihr die Hand, die sie ihm durch das Weinlaub reichte. Da berührten seine Lippen die Beeren einer kühlen Traube bei dem Kusse, so daß ihn die Kühle sonderbar durchrann.

Als Myrtel allein geblieben, die Schritte ihres Liebsten verhallt waren, sank sie in die Knie und blieb so stumm und ohne Bewegung.

Dann nahm sie ihre kleine Schreibmappe, setzte sich in ihrem Zimmer an das Fenster. Die herbstliche Nachmittagssonne schien durch den Garten, so kristallhell, wie nur Herbstsonne scheint.

Myrtel schrieb:

„Mein über alles Geliebter, weißt Du, die Nacht, als ich nicht bei Dir war, als Du mich ver-

loren glaubtest — wie Dein Bestes sich auf sich selbst besann, wie Leben und Hoffnung Dich durchströmte, wie Du ein neuer Mensch wurdest! — Werde es! Ich verlasse Dich, damit Du Dich selbst findest wie an jenem Abend!

Wie Du mich frugst, so antworte ich Dir von ganzer Seele. Was ich für Dich tue, das tue ich gern, und wär's für Dein Wohl in den bittern Tod zu gehen, der nur bitter ist im Tun vom Leben zum Tod.

Um mich brauchst Du Dir keine Sorge zu machen. Ich werde wohl aufgehoben sein. Ich ging aus großer Liebe zu Dir. Man wird gütig und freundlich mit mir sein. Ich fürchte mich nicht. Und wie viel Menschen müssen weit, weit mehr leiden wie ich, ehe sie zur hohen Seligkeit erwachen. Dein Reisedolch ist scharf. Meine Liebe ist groß. Mein Glaube, in einer bessern Welt zu erwachen, ist unverbrüchlich. Ich bin durchdrungen davon.

Da ist wahrlich keine Lüge wie beim guten gewürzigen Hunde damals, sondern alles ist so, wie ich Dir sage. Alles ist klar und hell und ohne Falsch, durchsichtig wie der klarste Edelstein und die allerhellste Quelle.

Nun aber sei mein tapferer Schatz! Ergreife das wahre Leben und Deine wahre Kunst, und sei mir gesegnet über alle Maßen!

Ich erwarte Dich. Die paar Jährchen werden Dir und mir vergehen.

Durch alle Ewigkeiten getreu und liebend

Deine

Myrtel."

Nun hüllte sich Myrtel in ihr weiches, weißes Hemd und ihr zartes Kleid, die seidenen Strümpfe zog sie nicht an, legte sich mit bloßen Füßen auf ihr Bett — faltete die Hände zum letzten Gebet. Griff nach ihres Liebsten Reisedolch, der unter ihrer Bettdecke verborgen lag — und wahrlich, es schien, als würden ihre schwachen Hände von der mächtigen Kraft geführt, der sie so ganz sich vertraut hatte. Grauenhaft entschlossen, mit unerhörter Kraft tat sie das Entscheidende, daß die tödliche Spitze ihr Herz traf, ohne daß ein Tropfen Blut ihr weißes Kleid befleckte.

Ihr von Angst und Schmerz und Kraft verzerrtes Gesicht glättete der Tod.

So lag ihr junger, schöner Leib friedvoll, die offenen Augen schauten geheimnisvoll, ohne Blick.

Myrtel hatte die Türe nicht verschlossen. Felix und der Freiherr traten nach wenigen Stunden, als die Dämmerung schon tief herabsank, in das Wohnzimmer. Hans wollte Licht machen. Der Freiherr wehrte es.

Felix kam zum ersten Male als Krieger und hatte mit seinem Freund vieles zu bereden gehabt.

Der Freiherr rief nach Myrtel, sah in ihrem Schlafzimmer nach und fand sie im tiefen Dämmerlichte schlafend.

„Aber nie schlief sie zu solcher Stunde," sagte er zu Felix.

Die beiden Freunde saßen nun still auf dem kleinen Sofa nebeneinander. Vor dem Fenster zogen Truppen vorüber, die zur Armee des Fürsten Hohenlohe gehörten und seit dem zweiten Oktober in und um Jena verstreut lagen. Das taktmäßige Marschieren drang gedämpft und schauerlich in den Raum. Der Boden erzitterte vom Rhythmus der Schritte. Es war, als zöge mit schwerem Dröhnen das Schicksal ungezählter Menschen vorüber, ein Strom, der, sich ins Dunkel hinauswälzend, Unheil und Grauen mit sich führte.

Hans brachte nun doch das Licht. Ihm war es

auch draußen bei dem gleichmäßigen, nicht endenwollenden Ziehen der Truppen unheimlich zumute geworden.

„Myrtel," sagte der Freiherr, „was schläft denn Myrtel so?"

Der Freiherr erhob sich, nahm ein Blatt von seinem Schreibtisch. „Ich versuchte," sagte er, „was mir Krieg bedeutet" — und er sprach, oder las ganz in sich versunken, und in seine Worte dröhnte es fort und fort von draußen.

„Erschauernd blickst Du in das Grauen des Völkerkampfes, der vor Deinen Augen entbrennt und die Erde mit ihren Menschen furchtbar verwandelt.

Todbringend ein jeder. Glut zu töten in jedem Atemzug, kein anderer Ausweg, um zu leben, erbarmungslos morden! Eingeboren ist es ihnen, mächtig tritt es hervor in den ungeheuren Massen der Krieger und Heerscharen, wie ein Hochgewitter im Sommer.

Und es scheint so ganz erdengeboren zu sein; kanntest Du wohl Deine Dir so teure Erde im scheinbaren Frieden? Kanntest Du sie wohl? Kanntest Du jenen Frieden, der Dich umgab? Jene Welt, die Dich umgibt? — Und wenn Du sie kanntest,

sage, weshalb stauntest Du, als sich der Urgrund dieser Welt auftat und sein Angesicht unverhüllt zeigte?

Freudvoll sind diese Welten, doch vergänglich sind Freuden dieser Welt; vergänglich wie Blüten, welkend wie Jugend, enttäuschend wie Liebesgenuß.

Grauenvoll sind diese Welten, wahnbefangen und leiderfüllt, ganz im Banne niemals gestillten Verlangens, ganz im Banne ewig friedloser Tat, allem Schrecken preisgegeben, preisgegeben dem Tode.

Eine Welt, in der aller Sieg auf Niederlage ruht, alle Freude auf Schmerz, alle Lust auf Leid, alles Leben auf Vernichtung, vom Brunstschrei bis zum Todesröcheln, eine Welt aus Gier und Fraß, aus Angst und Flucht, aus Kampf und Qual; ein ewig stürmendes Meer, unabsehbar an Raum, endlos an Zeit, an rastlos quellendem Leben übervoll, nur von einem Gedanken erfüllt, voll nimmer gestillter Gier, ringsum zu töten! und tötend zu leben! Henker und Opfer zugleich, wir blinden Menschen. In allen Höllen und Erden dieser Welt, — in allen Himmeln! Eine Welt, die sich selbst frißt — nie auszumessendes Maß an Leid. Wohl Dir, wehe Dir, daß Du blind bist!

Wir schauend Blinden!

Da, in dieser dampfenden, schwelenden Dumpfheit, in der nichts Mächtiges gedieh als Ichheit, bricht das Hochgewitter Krieg ein.

Der Urgrund der Welt, den sie nie erschauen wollen, tut sich vor aller Augen auf: Welten, die andre Welten verschlingen, selbst von anderen Welten verschlungen werden.

Die Herzen, die so erdensicher lebten, werden bestürmt, gerüttelt und beraubt.

Gottes Stimme wird gehört: Entsagung — Bekehrung — Ueberwindung — Aufopferung — Verklärung!

Selbstlosigkeit steht auf, Selbstlosigkeit, das Wunder aller Wunder. Quell und Ursprung, Geburt aller Gottheit, bricht durch starre Ichheit. Ich! Ich, das sich aus dem Fleisch und Blut des Nächsten aufbaut, Ich, das von der Vernichtung anderer lebt — erwacht, gibt sich preis, vergißt sich selbst, opfert sich!

Wie dunkle Wolken ziehen die Heerscharen der Krieger an erschütterten Herzen vorüber — hinaus ins Feld, sich zu opfern, wie Wolken, in denen nur ein Wille herrscht. Jeder einzelne in Einheit aufgehend hat eine Welt überwunden.

Bin ich, so ist Welt; gebe ich die Welt auf, so ist Gottheit, so bin ich nicht und keine Welt. Darum keine Gottheit, da Welt ist — und kein Ich, keine Welt in der Gottheit.

Und wenn es nur ein Gleichnis ist, wie alles hier auf Erden: in den Heerscharen, die zum Schlachtfeld ziehen, um das urewige Weltengesetz zu erfüllen, das ihnen gebietet: zu verschlingen, um nicht verschlungen zu werden, entflammt Opfermut. Das ist Selbstlosigkeit, Geburt aller Gottheit.

Das höchste Ereignis.

Gottwerdung — Entichung — flutet durch Heerscharen, ein Sturm der Gottwerdung, der Einswerdung. Die Seelen fluten über die furchtbare Erde hinaus.

Und wenn Du mir sagst: ich werde Dich auf ein Schlachtfeld führen und Dir die hingemordeten Leiber zeigen — und Rede sollst Du mir stehn, ob des Krieges Angesicht nicht über alles Maß hinaus grauenerregender ist als das des Friedens, antworte ich Dir: Ich werde Dir die Walstatt der Seelen zeigen, die im dumpfen Frieden, im breiten Behagen, verstümmelt, erstickt, verunstaltet, erdrosselt wurden. Sage Du mir, welche Walstatt die grauenvollere ist?"

Felix drückte seinen alten Freund an sich. „Gottsucher Du!“

„Gottsucherlump! Wortfinder!“ antwortete der Freiherr wie außer sich und machte sich los.

„Gedulde Dich doch, bis sich das Höchste Dir kündet,“ rief Felix. „Ringe nicht so! Warte! Und ich wollte, es wäre, wie Du sagst; die, die draußen marschieren und so schweigsam und still trotten, zögen dahin wie ein Sturm der Gottwerdung! — dann, glückseliges Deutschland!

Aber heute noch braut es nur hier im Stübchen. — Vielleicht morgen!

Und sieh mich an: Für meinen Traum, für das süße Schlafliedchen, mit dem meine Mutter mich einst einsang, für ein sehr geliebtes Mädchen, das nicht mein ist, und für eine Heimat, die ich nicht habe, und für Dein und Myrtels Traumhaus, für deutsche Frühlingsmorgen und heimliche Herbstabende, die ich mir kaum entsinne, für unser Wandern in Deinen Wäldern, für lauter Fernes, Versunkenes — Verklungenes, will ich mein Leben hingeben; — ein wunderlicher Narr!“

„Felix, — Dein In-den-Tod-gehen-wollen für selige Träume macht meiner Seele Erdenliebe!

Sehnsucht nach allem, was Du nennst! Myrtel! — Myrtel!" rief er laut. „Sage, Felix, ist es nicht, als schiene Myrtels Seele hin und wieder durch den lieben Körper, als fiele ihre Ichheit dann wie ein Mäntelchen von ihr ab — und sie wird zur reinern Liebe, ein Stück Gottesheimat, eine Offenbarung der höchsten Dinge — ein Buch mit sieben Siegeln.

Das Geheimnis und Verlangen meiner Seele neben mir zu finden — nicht in mir — aber in sel'ger Nähe!" Er nahm die brennende Kerze, öffnete die Türe. Da stand er und sah in Myrtels blicklose Augen.

Draußen das Wälzen und Stampfen des unheilvollen Stroms.

Myrtels Liebster blieb stumm. Der Lichtschein leuchtete über Myrtels Gestalt, spiegelte in ihren Augen wie in trüben Edelsteinen. Der furchtbare Takt der Schritte der Todgeweihten vor dem Fenster wogte fort und fort.

Keine Bewegung kam in das Starren des Mannes.

„Felix," rief endlich eine fremde, tonlose, sonderbare Stimme.

Und Felix sprang auf und sah seinen Freund regungslos vor Myrtels Bett stehen.

Er sah das stille Totengesicht, die blicklosen Edelsteinaugen, — nahm seinem armen Freund erschauernd das Licht aus der Hand, stellte es beiseite, nahm ihn in seine Arme. Dieser aber sank vor Myrtels Bett nieder und verbarg sein Gesicht in die kühlen Tücher.

Felix schloß sanft Myrtels fremde Augen und sah mit Entsetzen, was Myrtel an sich selbst getan. Das wollte er dem Freunde verbergen. Der aber hatte am Fußende des Bettes Myrtels Brief gefunden, seine Stirn hatte ihn berührt.

Er las ihn beim matten Scheine der Kerze, die vom Fensterbrett herüberleuchtete, schrie auf und fühlte, seine Welt war vom Blitz getroffen.

Selbstlosigkeit — Geburt aller Gottheit! „Das höchste Ereignis!" rief er aufschreiend und sank mit dem Haupt auf Myrtels Füße.

Im Hause hörte man von der unseligen Tat Myrtels. Der alte Doktor, der Vater der fünf heiligen Jungfrauen, kam und konnte nichts als den heldenhaften Tod des guten Geschöpfes beklagen. Alle boten ihre Hilfe an, wo nichts mehr zu helfen war.

Nur Engele ließ Felix in die traurigen Zimmer treten.

Engele sah Felix zum ersten Male als Krieger. Keine Klage, kein Wort. Sie ging hinaus in den Garten, um die letzten Blumen für Myrtel zu holen, und schmückte das Lager damit. Den traurigen Stahl hatte der Doktor entfernt.

Engele saß diese ganze Nacht still an Myrtels Bett, sprach ein paar gelassene sanfte Worte mit Felix, wagte, dem Freiherrn gegen Morgen eine Tasse Tee zu bringen und Felix zu einem kleinen Abendessen zu ermutigen.

Mitten in der Nacht aber trat Mathias Heinloth in das Zimmer, bleich, ganz zerrüttet. Er bat den Freiherrn mit einfachen Worten, Myrtel sehen zu dürfen.

Der gewährte es ihm mit einer Handbewegung.

Mathias Heinloth sank vor dem Bett in die Knie und sagte einmal über das andere Mal: „Du geliebte Heilige, bist Du herabgestiegen aus Deiner Nische, hast Du das Weh, was sie Liebe nennen, kennen gelernt, das süße, furchtbare Weh — und man hätte Dir heilige Teppiche unter die Füße breiten sollen."

Mathias Heinloth war der einzige, welcher hier Tränen fand. Er strömte über von Tränen und schien mitten in seinem Kummer Wein zu sich genommen zu haben; oder war er trunken vor Schmerz? Er blieb an Myrtels Zimmertür stehen und redete von ihr in Sehnsucht und Liebe.

„Alle habt Ihr sie nicht genug geliebt, und habt die Süßigkeit ihres Wesens nicht getrunken, wie ich sie trank. Ihr Anblick war meine Nahrung, ihre Stimme war mein Getränk; ich lebte von ihr. Auch Du nicht, Aermster, den sie über alles liebte, auch Du liebtest sie nicht genug." Mit seinen schwappligen Händen fuhr er sich über die Augen, wendete sich zum Gehen und taumelte in die Nacht hinaus.

Die im Zimmer still und wortlos saßen, hörten seine unsicheren Schritte im dunklen Garten.

In tiefer Nacht nahm Felix von Engele im Garten an der Saale Abschied. Aus dem Fenster, hinter welchem Myrtel noch im schmalen, weißen Sarg lag und der Freiherr hoffnungsarm bei ihr wachte, drang der Lichtschein durch die Bäume und Sträucher, und der Lichtschein aus der Stube der Gutjahrs und aus der Wohnstube der fünf heiligen

Jungfrauen. Alle saßen sie in Furcht und Entsetzen, erschüttert von Myrtels trauriger Tat, und in Angst gejagt von den Truppenzügen, die sich grauenhaft still und schweigend durch die nächtlichen Straßen bewegten, die von brennenden Kerzen, welche die Bürger an die Fenster stellen mußten, schwach erhellt waren. Dies stille Marschieren der Soldaten erweckte einen Schauer des Entsetzens, der die Gemüter vollständig niederdrückte. Man hörte kein Lied, man hörte keine Stimme, alles blieb stumm. Lautlos zogen diese Menschenmassen.

Felix und Engele hielten sich umschlungen in ihrer traurigen, vor der Welt verborgenen Liebe. Er konnte das gute Geschöpf keiner Menschenseele anempfehlen, mußte sie in ihrer Not und stummen Qual zurücklassen. Worte stellten sich nicht ein, stumme, schmerzvolle Küsse, in denen die ganze Trostlosigkeit und Schwere ihres Liebesschicksals lagen.

„Wo gehst Du hin?" fragte Engele leise.

„Ich bin zu Prinz Louis von Preußen beordert, bringe Befehle vom Fürsten Hohenlohe nach Rudolstadt."

Ein Lebewohl — ein langer, banger Kuß. Er nahm ihre Hand und führte sie stumm dem Hause zu.

„Geh, mein Kind," sagte er, „geh zu Myrtel und dem Freiherrn!"

Armseliger Schutz und Trost für dies bedrängte Herz. Er schickte sie zu der Toten und zu dem Zerbrochenen und gehorcht seinem eigenen Schicksal.

Als Myrtel in der Erde ruhte, fuhren Schauer des Grauens über die Stadt, Hagelwolken des Entsetzens. — — — — Die stummen, mutlos, müde marschierenden Truppenzüge, die endlos durch die Straßen sich bewegten, die wie durch eigene Wucht sich herangewälzt hatten ohne genügende Fürsorge, hungernd und dürstend, gleichsam vaterlos, ohne Ansprache, ohne Glaube — und todgeweiht, durch keine Idee getragen, — ungetröstet, von keines Führers Kraft und mächtiger Ausstrahlung belebt. — Diese vaterlosen und glaubenslosen Truppen wurden vor der Stadt durch Gerüchte erschreckt, der Feind sei da. Ein Grausen verbreitete sich, alle Stumpfheit fiel ab, Entsetzen, Todesfurcht überfiel die Massen und gärte in ihnen und tobte in ihnen wie der Sturm in einem Meer. Und das Entsetzen, das Brüllen der Angst, die Todesschreie des Grausens fuhren wie ein keuchender Sturmwind durch die

Straßen, erstarrten jedes Herz, machten das Blut vor Grauen gerinnen.

Ein Gewitter von Tränen und Angstschreien derer, auf deren Mut man hoffte, entlud sich. Alles rannte in namenlosem Schrecken durcheinander, überrannte einander. Die Knechte hieben die Stränge der Wagen durch und jagten davon. Kanoniere ließen Kanonen mit Munition im Stich, totenbleiche, schlotternde Menschen, wie Kinder schluchzende und schreiende Burschen warfen Gewehr und Tornister ab. Zitternd drangen die armen Vaterlosen in die Häuser ein, flehten um Schutz, versteckten und verbargen sich, wo sie konnten. In den Lindengarten der Roggenbachs strömte das haltlos losgerissene Grauen; vor Bettina, Marie und der Gräfin lagen sie und jammerten um Schutz vor dem Tode, um Verstecktwerden und Verborgenwerden. Die Mädchen und die Gräfin schluchzten und zitterten mit ihnen. Der Graf sah starr und düster auf die Elenden.

In die stillen Totenzimmer des Freiherrn drangen sie, kauerten sich auf Myrtels Bett, küßten dem Freiherrn die blassen Hände, stürmten zu den fünf heiligen Jungfrauen, entsetzten diese mit ihrem

Furcht- und Todesjammer. In jedes Haus drang Grauen.

Lähmung und Aufruhr der höchsten Furcht, Gespensterfurcht des Todes überall.

Weit außerhalb der Stadt waren Wege und Felder mit weggeworfenen Gewehren und Taschen bestreut, man fand vernagelte Kanonen. Preußen hatte sächsische, Sachsen preußische Bagage geplündert, Zelte, Kochkessel, Brot- und Geldwagen hatten sie verloren und stehen gelassen.

Bangigkeit mußte jedes Herz erfassen. Dazu kam die Nachricht von dem unglücklichen Gefecht bei Saalfeld und vom Heldentod des Prinzen Louis von Preußen. Er hatte kühn und kampflustig gegen den Befehl des Fürsten Hohenlohe den übermächtigen Feind angegriffen. Neben dem Prinzen von Preußen war Felix von Roggenbach gefallen, als Held einer besseren Zeit.

Das Entsetzen wuchs. Aus dem fürchterlichen Vorahnen und Vorfühlen des Todes stieg der Tod selbst mit allen Schrecken empor. Auf den Hochebenen über der Stadt, die steil zu Tale abfallen, donnerten die Kanonen, sanken die Kämpfer zu Tausenden.

In der Stadt, in jedem Heim höchste Not. Feuersbrünste in den nächtlichen Straßen, wilde, vom Kampf erregte Horden, kaum eine Heimstatt, die nicht zerrissen und zerstört, kaum ein Eigentum, das nicht ergriffen wurde.

Nächtliches Toben in Häusern und Gassen, Lebensunsicherheit, Schlaflosigkeit, angstvolles Wachen. Nimmer endenwollende Züge Sterbender und Elender.

Bürgerlichkeit schwand dahin.

Ueber alles feine Leben, über all die Gespinste zarter Seelen, über die süßen Schmerzen, süßen Freuden, weltenschweren Qualen der einzelnen, über alle Opfer der Liebe, alle Abneigung und Zuneigung, über all das Ausgebreitete, das in jeder Brust als Lebensgewißheit brannte, hatte sich eine gewaltige Faust gestreckt und hatte alles ergriffen mit einem Griff und in der flachen Hand gewogen wie ein leeres Nichts.

Demut stieg aus diesem Chaos der Zerstörung auf für die einen, für andere Verzweiflung und Wahnwitz.

Alles Gute war fortgeweht, wie ein Mückentanz im Sturmwind.

Ganz zarte, ganz arme Seelen aber tauchten in dem Meer von Schrecken und Not auf und wollten, trotz ihrer schwachen Hände und zertrümmerten Herzen, helfen.

Unter den dunklen Gewölben der Michaelskirche, durch die geöffneten Türen drang des Nachts der Schein der Feuer, die von Prunkstücken bürgerlicher Wohlbehaglichkeit genährt wurden, von geschontem, teuerem Hausrat, damit Verwundete und Frierende in den kalten Nächten sich wärmen konnten. Unter den Bogen dieser altersdunklen Kirche ging eine unermüdliche Gestalt mit Wasserkrug und Brot und Verbandzeug und kniete bald bei diesem aus dem Heere der Elenden, bald bei jenem. Nichts schreckte sie ab, nicht die verzerrten Gesichter der Toten, nicht das Stöhnen der Sterbenden, das jammervolle Seufzen und Toben der Fieberkranken, nicht der entsetzliche Geruch und die das Herz zerkrampfenden Anblicke. Sie hatte Wege gefunden, daß man ihre Handreichungen duldete. Sie ging beschmutzt und zerrissen, ihr Haar war wirr, ihr Gesicht gealtert. Sie betete mit dem einen, verband den andern, half überall. Ihr zur Seite, ihr immer behilflich Myrtels Geliebter mit zarten

blassen Händen. Diese beiden jungen Menschen ruhten nicht, gaben sich hin, wie nur Trostlose sich hingeben können. Zwei Gefallene waren diesen beiden geisterhaft nahe, ein heimatssehnsüchtiger Mann, dessen Leib auf dem Schlachtfelde schlief, und ein zartes, heiliges Weib, das dem zehrenden Kampf der Selbstverneinung selig erlegen war.

Die Lebenden aber knieten vor den unergründlichen Geheimnissen und dem unergründlichen Sein des Lebens.

Denn meine Gedanken
sind nicht Euere Gedanken,
Und meine Wege
sind nicht Euere Wege.

Die zwei Gedichte „Der Einsiedler" und „Die tausend Spiegel" von Helwig Omar.

Verlag Ullstein & Co, Berlin

Das Zimmer des Wartens

von Thaddäus Rittner

Der Dramatiker Thaddäus Rittner, der Dichter feiner Komödien, der deutsch schreibende Oesterreicher polnischen Blutes, legt sein erstes großes Werk als Erzähler vor. Traumhaft hell ist dieser Roman, in seiner ironisch-sehnsüchtigen Lyrik den Märchen Andersens vergleichbar. Das Zimmer des Wartens, in dem am Weihnachtsabend, der Bescherung harrend, die Kinder beisammensitzen, ist die Hoffnung auf das Unbekannte, es ist das Leben selbst. In einer Sprache von stark-süßem Duft, in Bildern, die wie durch Schleier gesehen sind, gibt Thaddäus Rittner die Geschichte eines phantastisch veranlagten Knaben, eines, der immer fern ist den Menschen der Wirklichkeit. Kindheits- und Jugendszenen, Szenen im Wiener Theresianum, erste Liebeserfahrung, ein venezianisches Zwischenspiel, Beginn einer Laufbahn als Beamter, Aelterwerden, Tod: das Zimmer des Wartens öffnet sich zum Nachbarraum, die Tür springt auf. Das wird mit tiefer, ein bißchen trauriger Erkenntnis vorgetragen, und ist doch von schwärmendem Gefühl durchbebt. Nicht nur die Frauen wird dieses Buch entzücken; aber Frauen werden es besonders lieben, weil es ganz voll bezwingender Anmut ist.

Donaukind

von Marie Eugenie delle Grazie

Ein Neuland des Romans wird von Marie Eugenie delle Grazie hier erschlossen, das Donautal am Eisernen Tor, dessen Ufer für sie selbst beglänzt sind von der Sonne der Kindheitserinnerungen. Geisterrufe werden wach, Nixen spielen in den Fluten, Schlangen mit Goldkrönlein kriechen aus der Ruine des Türkenturms, Musik der Janitscharen, die im Berg begraben sind, zieht in Mondnächten vorüber. Drohend, gewalttätig greift der Aberglaube der Völker, die an dieser Pforte des Orients beieinander hausen, in das Fühlen primitiver Seelen ein, und auch in der bürgerlichen Welt gibt es geheime Konflikte, stumme Tragödien. Mit treuer Liebe zeichnet die Dichterin delle Grazie die Gestalt des Grubendirektors Gritti, und man versteht, daß das Schicksal des lebensfremden Idealisten das Schicksal ihres eigenen Vaters ist.

Jeder Band 4.50 Mark

Ullstein & Co
Berlin SW 68

NAME	DATE	NAME	DATE
Boozinger	Oct. 26		